



**Berliner Beiträge
zur Hungarologie**

3

BERLINER BEITRÄGE ZUR HUNGAROLOGIE

Schriftenreihe des Fachgebiets Hungarologie
und Finnougristik der Humboldt-Universität zu Berlin

3

Herausgegeben von
Paul Kárpáti und László Tarnóci

BERLIN - BUDAPEST

1988

Berliner Beiträge zur Hungarologie
Herausgegeben von Paul Kárpáti und László Tarnói

Technische Redaktion:
Irene Rübberdt und Haik Wenzel

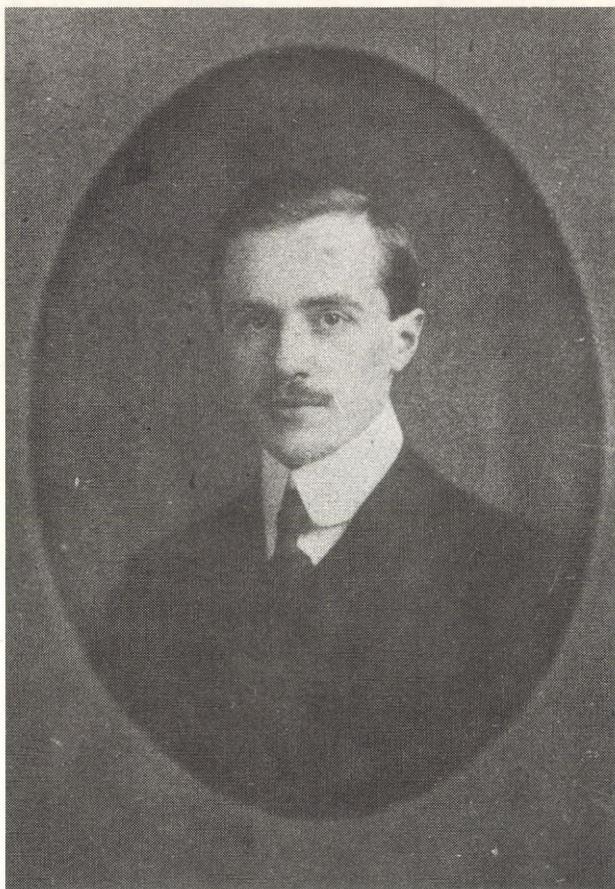
Verantwortlicher Herausgeber:
Paul Kárpáti, 1120 Berlin, Klement-Gottwald-Allee 115
in Gemeinschaft mit dem Direktor
des Hauses der Ungarischen Kultur Berlin

Internationales wissenschaftliches Kolloquium aus Anlaß
des 100. Geburtstages des Begründers der hungarologischen
Lehre und Forschung an der Berliner Universität

Robert Gragger

am 4. und 5. November 1987

im Fachgebiet Hungarologie/Finnougristik
an der Humboldt-Universität zu Berlin



Robert Gragger, 1917
(Foto: OSzK)

Zum 100. Geburtstag Robert Graggers, des Begründers der hungarologischen Lehre und Forschung an der Berliner Universität, veranstaltete das Fachgebiet Hungarologie/Finnougristik an der Humboldt-Universität zu Berlin am 4. und 5. November 1987 in den Räumen des Hauses der Ungarischen Kultur Berlin ein wissenschaftliches Kolloquium. Unter den Teilnehmern der vom Direktor der Sektion Slawistik der HUB Prof.Dr.sc.Eduard Bayer eröffneten Veranstaltung befanden sich außer Hungarologen aus der DDR auch Vertreter der Universitäten Budapest, Debrecen, Szeged, Hamburg, Warschau, Brno. Die zur nachstehenden Publizierung Überlassenen und mit Dank entgegengenommenen Vorträge, über die unmittelbar anschließend aus Zeitmangel nicht diskutiert werden konnte, erscheinen hier teils in aktualisierter, im Einzelfall sogar wesentlich erweiterter Fassung.

Am Abend des 4. November lasen junge Übersetzer aus ihren im Arbeitskreis für die Übersetzung ungarischer Literatur zur Veröffentlichung in dem Almanach "Umschlag 1/88" vorbereiteten Arbeiten,

Am Nachmittag des 5. November, des 100. Geburtstags von Robert Gragger, legten Vertreter der drei ungarischen Universitäten, des Hauses der Ungarischen Kultur Berlin und der Humboldt-Universität zu Berlin an Robert Graggers Ruhestätte auf dem Dahlemer Dorffriedhof in Berlin (West) Kränze nieder.

+

Die Dokumentierung einer interdisziplinären Expertenberatung am 5. April 1988 zur Erkundung und Erschließung von Hungarica in Bibliotheken der DDR ist ein Auftakt zur Berichterstattung über ähnliche Veranstaltungen, organisiert von dem im Oktober 1988 konstituierten Berliner Arbeitskreis Hungarologie.

Berlin, November 1988

Die Herausgeber

Robert Gragger

János B a r t a

Erinnerungen an Gragger

Es kann sein, daß ich der letzte der Berliner Kollegiumsmitglieder bin, dessen Stipendiatenjahr (1925-26) noch in die Zeit der Direktion Robert Graggers fiel.

Unmittelbar in dem Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg wuchs an der Budapester Universität eine Generation bedeutender junger Philologen heran. Zu ihnen gehörte auch Róbert Gragger, der nicht nur durch sein Fachwissen, sondern auch durch sein Organisationstalent und seine gewinnende Persönlichkeit bald die Aufmerksamkeit der kulturellen Führung auf sich zog. So kam er an den während des Krieges ins Leben gerufenen ungarischen Lehrstuhl der damaligen Friedrich-Wilhelm-Universität, an den sich bald ein Ungarisches Institut anschloß, und schließlich wurde er auch der erste Direktor des mitten in den Inflationsjahren gegründeten Collegium Hungaricum. Unter dieser mehrfachen Belastung bewährte sich sein Organisationstalent gut, als Philologe aber konnte er sich seines frühen Todes wegen nicht entfalten, seine verheißungsvoll begonnene wissenschaftliche Laufbahn blieb eher ein Versprechen. Ähnlich verlief seine Entwicklung als Hochschullehrer: sein jugendliches Alter, seine vielfältigen Verpflichtungen und die krisenhaften Zeitläufte gaben ihm keine Gelegenheit, sich die erforderliche Position bei der Hörerschaft zu sichern.

Die Zusammensetzung der Kollegiumsmitglieder war gemischt: lauter Leute mit Hochschulabschluß, Ärzte, Chemiker, Geologen, Mathematiker, ich war in jenem Jahr der einzige, der sich mit ungarischer Literatur befaßte. Wie hielt er

diese Gesellschaft zusammen? Locker, über die Lebensform des Kollegiums. Wer nicht von einer humanistischen Disziplin her kam, besuchte als Gast irgendein Institut, eine Klinik o.ä., wo er regelmäßig arbeitete. Ich war der einzige, der keinen "Arbeitsplatz" hatte, aber irgendwie wurden wir auch dadurch zusammengehalten, daß es die wöchentliche "Donnerstagskonferenz" gab, eine Art Seminar, wo jeder zu einem frei gewählten Thema aus seinem Wissenschaftsgebiet Vorträge hielt. Auch daß er zu den gemeinsamen Mittagessen oft einen Professor von einer der Fakultäten einlud, hatte verbindende Kraft.

Die Kollegiumsmitglieder hatten eine gemeinsame Pflicht: sie mußten zum Englischunterricht gehen, gleichsam im Gegenzug dazu, daß am Eötvös-Kollegium Französisch Pflichtfach war. Eine ältere Sprachlehrerin ließ uns ein Werk von Galsworthy lesen, das ungarische Bezüge aufwies (Salvation of a Forsythe).

Als er im Zusammenhang mit meiner Aufnahme zum ersten Mal mit mir sprach, erklärte er, daß es (um einen heutigen Ausdruck zu benutzen) nicht Ziel des Kollegiums sei, Fachidioten heranzuzüchten, vielmehr sollten wir die deutsche Kultur, das geistige Leben im allgemeinen kennenlernen. Ich für mein Teil hielt mich daran, indem ich selten zur Universität, desto häufiger dafür in die Bibliotheken, vor allem aber (gemeinsam mit meinen Gefährten aus dem Kollegium) ins Theater, in die Oper, zu Konzerten und in die Museen ging, Werke der modernen Philosophie las, verschiedenste schöngestige Literatur, alles ein wenig unsystematisch - meine theoretische Bildung wurde dadurch bereichert, aber ein zusammenhängendes Ganzes entstand nicht. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt.

Um auf Gragger zurückzukommen: sein bedeutendstes Werk war die Reihe "Ungarische Bibliothek", für die er bedeutende Autoren heranziehen konnte. Die finanzielle Grundlage dafür schuf Kultusminister Becker mit einer einfallsreichen und charakteristischen modernen Methode. Von Zeit zu Zeit lud er bedeutende finanzkräftige Großindustrielle und Kapitalisten

zu einem sogenannten "Tee am Kamin" ein, die sich geehrt fühlten, Gäste eines Ministers sein zu dürfen, die Unterhaltung wird auf jeden Fall angenehm und inhaltsvoll gewesen sein - aber die Pointe kam zum Schluß: ein jeder wurde gebeten, der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts einen gewissen Betrag zur Verfügung zu stellen. Wie es hieß, lag der Tarif bei fünftausend Mark, ein Neuling soll in seiner Ergriffenheit einmal zehntausend offeriert haben.

In jüngster Zeit wird viel von Hungarologie gesprochen: Gragger unternahm zu Beginn der zwanziger Jahre den ersten Versuch, aus namhaften ungarischen Wissenschaftlern eine derartige Arbeitsgruppe zu organisieren. Doch hatte er wie auch das Berliner Institut hierzulande unter den ultrakonservativen Professoren so viele Feinde, daß seine Initiative scheiterte, es gelang ihm nämlich nicht, zu erreichen, daß der "Demokrat" Minister Becker, im bürgerlichen Beruf ein bedeutender Orientalist, zum Mitglied der MTA gewählt wurde. Als Gragger im Herbst 1926 tragischerweise ganz plötzlich an Gehirnhautentzündung starb, brachte eine Berliner Tageszeitung sein Bild mit folgender Unterschrift: "Róbert Gragger, Hungarologe".

Noch ein Mosaiksteinchen zu seiner Persönlichkeit: in der erwähnten Reihe erschien Béla Bartóks Sammlung "Das ungarische Volkslied". Nicht nutzlos und nicht vergebens: Gragger schwärmte für diese Volkslieder, im Kollegium schuf er ihnen einen richtiggehenden Kult, bei gegebenem Anlaß ließ er sie singen und summt sie vielleicht auch selbst - wenn wir ihm eine Freude machen wollten, konnten wir das mit einigen Stücken der Liedersammlung tun, die ihm besonders lieb waren. Selbst unter den deutschen Studenten propagierte er sie.

In meiner Erinnerung ist dennoch vor allem lebendig geblieben, wie er sich manchmal bei den gemeinsamen Mittagessen im Kollegium oder bei anderer Gelegenheit zu uns setzte und sich persönlich, ungezwungen, aber anspruchsvoll mit uns unterhielt.

László T a r n ó i

Versuch eines Porträts des Gelehrten und Wissenschafts-
organisations Robert Gragger

Versucht man ihm durch eine Bilanz seiner großen wissenschaftsorganisatorischen Erfolge und wissenschaftlichen Resultate näher zu kommen, so will man nicht glauben, daß dieses erstaunlich produktive Leben nur knapp 39 Jahre währte. Es ist bekannt, daß die Ergebnisse seiner Arbeit nicht allein an Publikationen zu messen sind, und doch ist allein schon der Umfang der Bibliographia Graggeriana¹ überwältigend. Sie umfaßt 138 Titel, von denen drei, die Ungarischen Jahrbücher (1921-1926), die Bibliographia Hungariae (1923-1927) sowie die Ungarische Bibliothek (1919-1927) mit rund 20 Bänden die weitverzweigte wissenschaftsorganisatorische, hochschulerzieherische und editorische Tätigkeit des letzten Lebensjahrzehnts Robert Graggers dokumentieren.

Dringt man in dieses Werk ein, so wird man von der Komplexität seiner Gedankengänge und von der Tiefe und Konsequenz seiner Thesen zur deutschen und ungarischen sowie zur komparatistischen Literaturwissenschaft, zur Kulturgeschichte, ja sogar zur Sprachwissenschaft immer wieder überrascht. Der größte Teil seiner Publikationen wirkt heute, ein halbes bis ein dreiviertel Jahrhundert nach ihrer ersten Veröffentlichung frischer und anregender als viele Arbeiten der Gegenwart. Und was hat sich nicht seither an den Forschungszielen, Grundauffassungen und Methoden geändert! Nur bei wenigen seiner prominenten Zeitgenossen von einst fühlt sich der Wissenschaftler heute noch verpflichtet, ihre Gedanken wieder aufzugreifen.

Graggers Werke, seine Schriften und sein Geist leben dagegen mit und unter uns, als ob sie erst vor kurzem entstanden

wären, und es wird seiner keineswegs nur heute, anlässlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, und nur hier, im engen Kreis der Berliner Hungarologen und Finnougristen, gedacht, wo so vieles an den unvergeßlichen Begründer dieses bedeutenden Forschungs- und Informationszentrums der ausländischen Hungarologie und Finnougristik erinnert. Ich denke dabei weniger an den Graggerschen Grundstock der Bibliothek oder an seine immer noch zugänglichen, zum Teil unveröffentlichten Manuskripte² bzw. an eigenhändige Randbemerkungen in manchen seiner Bücher, die den Leser, falls er das Glück hat, auf sie zu stoßen, auch heute noch anzuregen vermögen.³ Ich denke vielmehr an die bis heute erhalten gebliebene produktive Offenheit dieser Forschungsstätte - mag sie im Laufe ihrer Geschichte Institut, Seminar, Lehrstuhl oder Fachgebiet heißen oder geheißen haben -, an ihre stets lebendige Bereitschaft, zu Dichtern und Schriftstellern, zu in- und ausländischen Wissenschaftlern, zu Verlegern und Kulturpolitikern sowie zu allen an Kenntnissen über Ungarns Geschichte und Gegenwart interessierten Einzelpersonen und Institutionen in Beziehung zu treten, mit einem Wort an ihre niemals und in keiner Weise introvertierte, sondern gegenwartsoffene, gleichzeitig traditionsbewußte wissenschaftliche und kulturelle wie auch kollegiale Atmosphäre.

Robert Graggers Geist ist aber nicht nur darin und nicht nur aus dem heutigen Anlaß lebendig. Immer wieder begegnet man seiner Ausstrahlung auch außerhalb seines ehemaligen Instituts. In der neueren Zeit knüpfen germanistische Arbeiten (z.B. über die Literatur des Vormärz)⁴, hungarologische Neuentdeckungen (z.B. über die Entstehungsgeschichte der Altungarischen Marienklage, des ersten erhalten gebliebenen ungarischen Gedichtes)⁵ direkt an Resultate und Entdeckungen Robert Graggers an. Unter Linguisten erweckt noch heute seine Abhandlung zu Humboldts Ansichten über die ungarische Sprache Interesse.⁶ Während der Feierlichkeiten in den Goethe-Jahren 1974 und 1982 begegnete man in Ungarn immer wieder Graggers historischem Werk Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone⁷, in dem er einigen aus ungarischer Sicht höchst interessanten politischen und diplomatischen Manövern nachging, die bis dahin hinter den Kulissen

der großen vorrevolutionären historischen Schaubühne verborgen geblieben waren. Dabei begnügte er sich nicht damit, lediglich Fakten und Daten positivistisch zu registrieren und mitzuteilen. Bereits vor vierzig Jahren schätzte man an dieser Arbeit neben der historischen Genauigkeit vor allem die einzigartige Charakteristik der einzelnen historischen Personen, die "nahezu mit belletristischer Gestaltungskraft verlebendigt wurden."⁸

Am interessantesten ist jedoch gewiß jenes Beispiel, das nicht nur Graggers gegenwärtige Achtung im begrenzten Kreis der Forscher, sondern darüber hinaus auch seine noch immer nicht versiegte populärwissenschaftliche Breitenwirkung dokumentiert. Im Mai 1982 wurde in Budapest eine Goethe-Ausstellung eröffnet.⁹ Darin war u. a. die Karikatur Goethes in deutsch-ungarischer Tracht zu sehen. Jeder Ausstellungsbesucher, der davor stehen blieb, konnte darunter die seitenlange wissenschaftlich fundierte Erklärung - deutsch und ungarisch - mit der Unterschrift Robert Graggers lesen. Als ob dieser zu den Mitgestaltern der Ausstellung von 1982 gehört hätte. Dabei wurden seine Worte einem bereits 1912 in ungarischer und deutscher Sprache erschienenen Goetheaufsatz entnommen.¹⁰ Die Entscheidung für ihn war richtig. Was er darüber geschrieben hatte, ist noch immer unübertroffen. Seine präzise Sachlichkeit hat keine nachgewiesenen und vermuteten Zusammenhänge zwischen den Details der Karikatur und denen der Wirklichkeit außer acht gelassen. Außerdem verstand Gragger hier wie in allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten, mochte er deutsch oder ungarisch schreiben, sich dermaßen natürlich und unmittelbar auszudrücken, daß er die Fakten leicht zugänglich machte und zugleich seine wissenschaftlichen Resultate, die ja eigentlich auf den unweg-samen Pfaden der Forschung und mühseliger Erwägungen errungen worden waren, als eine Art Selbstverständlichkeit erscheinen ließ. So konnte der Ausstellungsbesucher, der Graggers Namen nicht kannte, den Eindruck haben, die zweisprachige Erklärung des Bildes sei direkt für ihn verfaßt worden.

Die korrelativen Beziehungen zwischen Persönlichkeit und Sprache sind allgemein bekannt. Gewiß hängt mit diesem natürlichen Verhältnis Graggers zur Wissenschaft auch die lebendige

Frische seines sprachlichen Ausdrucks auf das engste zusammen, von der in den vergangenen sieben bis acht Jahrzehnten kaum etwas verblichen ist. Unleugbar trägt auch diese seine Ungezwungenheit heute noch zu der einmaligen Anziehungs- und Wirkungskraft der Graggerschen Arbeiten bei.

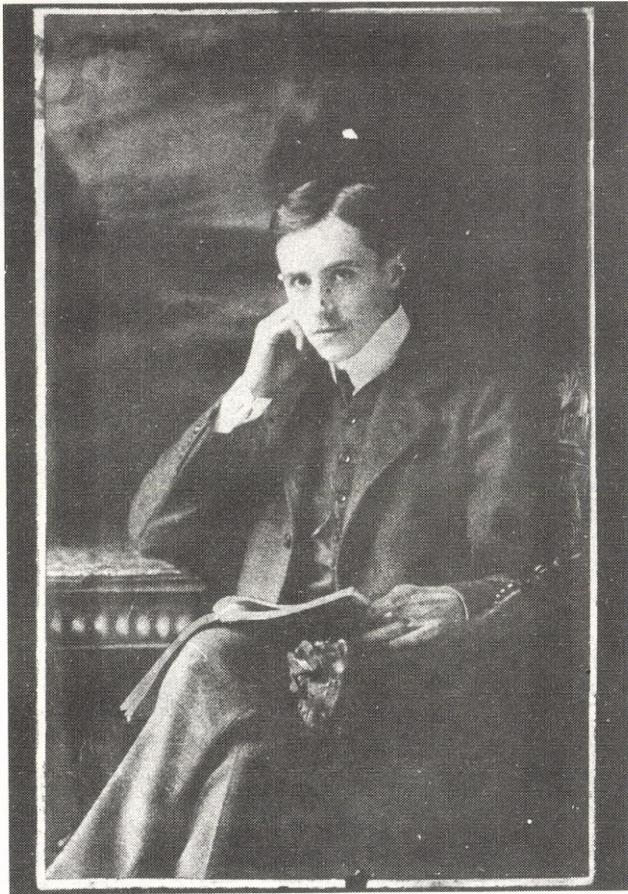
Nichts terminologisch Verschlüsseltes, stilistisch Gekünsteltes und syntaktisch kaum Überschaubares belastete Graggers Schriften - im Gegensatz zu vielen anderen wissenschaftlichen Arbeiten in Vergangenheit und Gegenwart. Die Wissenschaft war seine persönlichste Angelegenheit. Leben und Wissenschaft waren für Gragger keine voneinander getrennten Begriffe. Er widmete zwar der größten Teil seines Lebens dem Studium und der Forschung, offenbar jedoch ohne dies auch nur im geringsten als Opfer empfunden zu haben.

Die uns zur Verfügung stehenden Porträtphotographien Graggers strahlen ein heiteres harmonisches Verhältnis der Persönlichkeit zu ihrer Umwelt, zielstrebiges Auftreten in allen für wichtig gehaltenen Angelegenheiten und selbstsichere Überlegenheit in den jeweiligen Urteilen aus. Porträt und Werk weisen nichts von den verkrampten Anstrengungen eines Forschers auf, keine Spur von der Entfremdung eines einsamen Akademikers und Wissenschaftsorganisations im seelenzermürbenden Ringen um den fortdauernden Nachweis der eigenen Bedeutung und Wichtigkeit.

Die spannendste Frage an Porträt und Werk ist daher gewiß die, welche auf die Erklärung dieses natürlichen und selbstverständlichen Verhältnisses dieses Menschen zu seinen wissenschaftlichen Verpflichtungen zielt. Davon, d.h. von dieser Selbstverständlichkeit war nämlich seine ganze Tätigkeit durchdrungen.

Manche Umstände seines Lebens geben eine annähernde Antwort auf diese Frage. Robert Gragger wurde am 5. November 1887 in Aranyosmarót (slowakisch: Zlaté Moravce) im ehemaligen Oberungarn in einer Kaufmannsfamilie teils ungarndeutscher, teils ungarischer Abstammung geboren und entwickelte sich als Kind nach ersten Ungarischkenntnissen zweisprachig. Mit seiner Mutter, geb. Wilhelmine Vallach, die später als Zahnärztin im Ausland lebte, korrespondierte er z.B. aus-

schließlich Deutsch. Diese Zweisprachigkeit der Familie und somit der Kindheit sowie die damit fest verankerte geistige Entwicklung in zwei Kulturen schufen die entscheidenden Voraussetzungen dafür, daß Robert Gragger schließlich eine der herausragendsten Erscheinungen in jener ansehnlichen Reihe der Ungarndeutschen bzw. der Deutschungarn wurde (die Entscheidung für das eine oder das andere sei hier ausgeklammert), die vom ausgehenden 18. Jahrhundert an, etwa von Jacob Glatz und Karl Georg Romy über Ferenc Toldy, Károly Kertbeny u.a. bis zu unserer Gegenwart ihr ganzes Leben oder zumindest einen großen Teil ihrer Aktivitäten für die beiderseitige Vermittlung der Werte ungarischer und deutscher Kultur einsetzten. Wichtige Anstöße dazu erhielt Gragger schon in den acht Jahren des Piaristengymnasiums in Nyitra (deutsch: Neutra; slowakisch: Nitra). Diese hervorragende Schule weckte nicht nur sein Interesse für die Wissenschaften im allgemeinen und ermöglichte ihm letzten Endes, sich aufgrund seiner besonderen Begabung für die Literaturwissenschaft zu entscheiden, sondern förderte auch die besten Eigenschaften seiner Persönlichkeit. Sätze aus der als Ganzes wahrscheinlich verlorengegangenen und nur in wenigen Zitaten erhaltengebliebenen Autobiographie belegen eindeutig diese maßgebende Bedeutung des Neutraer Gymnasiums für die Entwicklung seines Charakters sowie für das Bewußtwerden seiner Talente. Er schrieb: "Seit meiner Gymnasiastenzzeit war es meine Überzeugung, daß man alles durchsetzen kann, was man will, wenn es nur gut ist und niemandem schadet, wenn es nicht aus Eigennutz, sondern einer Idee zuliebe geschieht. Auch haben mich Beispiele früh gelehrt, daß man in seiner Jugend eine große Idee fassen und sich in deren Dienst stellen muß, um sie wirksam und ganz durchsetzen zu können."¹¹ Bereits damals entschied er sich auch für die grundlegende Richtung seiner späteren wissenschaftlichen Tätigkeit: "Nun war ich davon überzeugt, daß es die Geisteswissenschaften - und namentlich die Literaturen sind, denen ich mich endgültig zuwenden müßte." Und auf die Frage "welcher Literatur sollte ich mich nun zuwenden, nach welcher Richtung sollte ich mich orientieren?" gab er die Antwort:



Jugendbildnis Robert Graggers
(Foto: OSzK)

"Die lebhafte Fähigkeit der Assoziation, eine entschieden nach dem Synthetischen gerichtete Geistestätigkeit führte mich immer wieder zur Vergleichung ...". Die Entscheidung für die Richtung seiner späteren wissenschaftlichen Laufbahn war also bereits dem Abiturienten klar: Nicht ausschließlich diese oder jene Literatur, sondern "Vergleichung", d.h. Komparatistik.

Die glücklichen Anfänge dieser vielseitigen Erziehung und Bildung wurden in Budapest unter besonders vorteilhaften Umständen vollendet. Mit klar umrissenen Vorstellungen nahm er seine Studien auf. Er belegte an der Universität die Fächer Ungarisch, Deutsch und Französisch. Robert Gragger, ein echter Günstling des Schicksals, erhielt dabei das Bestmögliche, was einem Studenten auf den Gebieten seines zielstrebig bestimmten Interessenkreises in jener Zeit und im damaligen Ungarn geboten werden konnte. Und das will schon etwas heißen: wenigstens in den Fachbereichen, in denen Gragger sich zu entfalten die Absicht hatte, bedeutete das auch nach internationalen Maßstäben Weltniveau.

Gragger war von Anfang an Mitglied des berühmten Eötvös-Kollegiums, einer damals hervorragenden Institution, die ein Jahrzehnt zuvor nach dem Muster der École Normale Supérieure in Paris für die wissenschaftlich fundierte Ausbildung von Studenten gegründet worden war. Das Kollegium - in seiner klassischen Periode von dem vielseitig gebildeten Géza Bartóniek geleitet - , europäoopen und von französischen Esprit durchdrungen, bot den günstigsten Rahmen für das Studium anspruchsvoller junger Menschen.

In Budapest lernte Robert Gragger außerdem in seinen Lehrern eine ganze Reihe von Vertretern der verschiedensten Forschungstendenzen und Charaktere kennen, die nach der Jahrhundertwende in ihrem Fach, bei allen Abweichungen in ihren Forschungsmethoden und im jeweiligen individuellen Format, zur europäischen Spitzenklasse gehörten. Er hörte an der Universität z.B. deutsche Literatur bei Gusztáv Heinrich, dem "Nestor und Vater der ungarischen Germanistik"¹², der gleichzeitig einer der hervorragendsten Repräsentanten des Positivismus war. Einen gleichfalls großen Eindruck machte Frigyes Riedl auf ihn, ein Wegbereiter der modernen Literaturwissen-

schaft der Vorkriegszeit, der stets bemüht war, durch die analytische Untersuchung der psychologischen sowie gesellschafts- und kulturhistorischen Zusammenhänge in den belletristischen Werken und durch die Erschließung der weltliterarischen und komparatistischen Beziehungen der ungarischen Literatur eigenständige und neue Forschungsziele und Methoden zu entwickeln. Heinrichs und Riedls Wirkung ist im ganzen wissenschaftlichen Oeuvre Graggers nachzuweisen. So unterschiedlich sie in ihren Veranlagungen, Ansichten und Methoden auch waren, sie hinterließen beide, als Lehrer und geistige Väter, gleichermaßen unverkennbare Spuren in Graggers Persönlichkeit sowie in seiner wissenschaftlichen und wissenschaftspädagogischen Tätigkeit. Kein Wunder also, wenn manche seiner Worte über Heinrich und Riedl auch zu Zeugnissen einer eigenen Selbstcharakteristik wurden. Ungewollt schrieb er auch über sich, wenn er über einen seiner geistigen Väter, Gusztáv Heinrich behauptete: "Fern stehen ihm die rein spekulativen Erklärungen (...) In seinen Studien, die eine enorme Belesenheit und eine liebevolle Vertiefung in dem Gegenstand voraussetzen, entscheidet er sich auf Grund klarer Gesichtspunkte für Gedanken, die er für richtig hält und spricht - statt einer um jeden Preis zu erzwingenden Originalität - als Ergebnis ein recht entschiedenes Urteil aus. Sein Kriterium und sein Leitstern ist der nüchterne Verstand - und sein Weg die gradlinige Folgerung, die jede gesuchte und spitzfindige Klügelei durchschneidet."¹³ Aber auch einige begeistert skizzierte Details des Riedl-Porträts von Gragger widerspiegeln gleichzeitig manches von der fesselnden Methode und dem breiten Horizont des Verfassers selbst. So z.B. wenn Gragger über Riedl Folgendes schreibt, berichtet er ungewollt auch über sich selbst: "Seine frische, unmittelbare Anschauung, der scharfe kritische Blick, sein intuitives Denken entfalteteten sich fast vor den Augen seiner Hörer (...) Es war eines seiner Hauptprinzipien, bei der literarischen Untersuchung die Ausdrucksform so sorgfältig zu wählen, daß sie genau den Sinn und das Bild (...), Erkenntnis und Glauben vermitteln (...). Er lehrte seine Schüler mit sorgfältiger Umsicht, die Zusammenhänge der geistigen Erscheinungen zu erkennen, er lehrte sie, daß Literaturen ebenso wie alle geistigen Erschei-

nungen sich niemals isoliert entwickeln, sondern stets als Teile eines Wellenzuges zu betrachten sind (...). Mit zusammenfassenden Gesichtspunkten wies er nach, daß die ungarische Literatur seit ihren Anfängen ein organischer Teil der westeuropäischen gewesen ist (...)"¹⁴

Aber auch andere seiner Lehrer gehörten zur geistigen Prominenz des damaligen Ungarn; ihre Persönlichkeiten, ihre Vorträge und wissenschaftlichen Arbeiten waren neben dem ausschlaggebenden Einfluß von Riedl und Heinrich an der Entwicklung des interessierten Studenten gleichfalls beteiligt. So beeinflusste u.a. Lajos Katona Graggers Interesse für die Volkskunde. Die Entwicklung seiner ästhetischen Anschauungen empfing außer von Riedl auch von Zsolt Beöthy Impulse. Aber auch die damals noch jungen Lehrer am Eötvös-Kollegium, so z.B. der Linguist Zoltán Gombocz und der Literaturhistoriker János Horváth, die später für die Entwicklung der Hungarologie maßgebend wurden, haben Spuren im wissenschaftlichen Weltbild sowie in der späteren Forschungsmethode Graggers hinterlassen.

Beeinflußt von diesen Lehrern, in der geistigen Atmosphäre des Eötvös-Kollegiums widmete er sich von Anfang an mit voller Energie seinem Studium. Kurz nach dessen Beginn schrieb er bereits Anfang November 1905 an die Mutter: "Ich bin jetzt außerordentlich beschäftigt, denn ich bereite mich zu den Colloquien vor. Und so bin ich immer in der Bibliothek und studiere."¹⁵

Wie ernst er es mit diesen Studien meinte, belegt für uns die erste umfangreiche germanistische Seminararbeit aus dem Gragger-Nachlaß über Schillers Der Gang nach dem Eisenhammer. Sie ist mit dem 13. Dezember 1905 datiert.¹⁶ Die vergleichende Quellenerschließung darin weist eindeutig auf die starke Wirkung von Gusztáv Heinrichs deutschen Balladenanalysen um die Jahrhundertwende hin.

Gewiß ist diesem außerordentlichen Fleiß zu verdanken, daß der strenge Géza Bartoniek - von den wenigen heute noch lebenden ehemaligen Kollegisten jeweils als "Herr B.G." apostrophiert - , der Graggers besondere geistige und charakterliche Anlagen alsbald erkannte, dem jungen Mann von den ersten Monaten an gewogen war. Dieser "sehr liebe Mensch", wie Gragger über ihn schrieb, lud ihn mehrmals in seine Fa-

milie ein und besorgte ihm später die Unterstützung zu Studienreisen nach Paris, München (hier hörte er u.a. Vorlesungen bei Hermann Paul), Straßburg und Halle.

Der Studienfleiß trug alsbald Früchte: Der erste Aufsatz erschien bereits 1907. Seinen germanistischen und komparatistischen Interessen entsprechend beschäftigte sich der erst zwanzigjährige Student darin mit hypothetisch angenommenen genetischen Beziehungen und typologischen Parallelen zwischen der deutschen und der arabischen Literatur.¹⁷ Außerdem veröffentlichte er ebenfalls noch während der Studienzeit eine ganze Reihe anderer erster Forschungsergebnisse sowie Rezensionen¹⁸ und krönte schließlich die vier Jahre an der Budapester Universität 1909 mit der germanistischen Dissertation über Karl Beck und die deutschsprachige politische Dichtung.¹⁹

Nach seinem Universitätsabschluß war er zunächst von 1909 bis 1912 Oberlehrer in der hauptstädtischen Oberrealschule des VIII. Bezirks (seit 1921 Vörösmarty Mihály Gimnázium), danach unterrichtete er von 1912 bis 1916 deutsche Sprache und Literatur an der Lehrerbildungsanstalt für Bürgerschullehrer. Inzwischen - im Schuljahr 1910/1911 - wurde ihm ein fünfmonatiger Studienurlaub gewährt, der es ihm ermöglichte, im Rahmen einer Studienreise an der Berliner Universität die Vorlesungen von Erich Schmidt und Gustav Roethe zu hören. Schon in diesen ersten sieben Jahren seiner Lehrtätigkeit zeichneten sich die Züge des idealen Wissenschaftlers und Lehrers ab: Er unterrichtete, kam seinen Forschungsaufgaben nach und veröffentlichte regelmäßig die Ergebnisse. Nicht erst 1922, als er die Worte niederschrieb, "daß der hervorragende Gelehrte, der Mann der Forschung, zugleich der beste und letzten Endes der wirksamste Lehrer sein wird"²⁰, sondern schon als angehender Forscher und Lehrer war er von der Wahrheit dieses Gedankens überzeugt.

Die Wissenschaft hatte dabei für Gragger von seinen frühesten Anfängen her nie einen abstrakten, bloß theoretischen Sinn. Sie war weder Zuflucht eines entfremdeten Menschen noch die Kompensierung von Enttäuschungen in einer von weltpolitischen Krisen erschütterten Wirklichkeit. Ganz im Gegenteil - Gragger hielt, von einem imponierenden Idealismus durchdrungen,

zeit seines Lebens an dem Gedanken fest, daß die genauen Kenntnisse von kulturellen Werten sowie von notwendigen Zusammenhängen der Produkte der europäischen Kultur zu kathartischen Wirkungen bei der Entwicklung eines humanistischen Europäertums beitragen können. Dieser Überzeugung hatten schon die frühesten Forschungsthemen dienen sollen, vor allem jene über die kulturellen Wechselbeziehungen in der Weltliteratur.

Nach Abschluß der Universität veröffentlichte Gragger eine ganze Reihe von Arbeiten verschiedener Art über die deutsch-ungarischen Beziehungen vor allem im Rahmen einer intensiven Tätigkeit auf dem spezifischen interdisziplinären Grenzgebiet der Germanistik und der Hungarologie, unter ihnen die Abhandlungen über deutschsprachige Dichter ungarländischer Herkunft, so über Lenau und Karl Beck, über die Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn, außerdem über vermutliche Wirkungen Ungarns auf die deutsche Literatur sowie über typologische Parallelitäten in den beiden Literaturen.²¹

Durch Veröffentlichungen und Berichte über deutsche und ungarische Sprach- und Literaturdenkmäler in ungarischen Bibliotheken machte Gragger außerdem mehrere früher unbekannte Quellen für die Wissenschaftler zugänglich. Von letzteren hebe ich die ungarische Besprechung eines deutschen Verskodexes aus dem Jahre 1535 hervor, mit deren Wiederabdruck 1971 das hundertjährige Vörösmarty-Gymnasium in Budapest seines ehemaligen Lehrers gedachte.²²

Als engagierter Hochschullehrer beschäftigte er sich in diesen Jahren wiederholt mit Reformplänen der Lehrerbildung. Wie nahe uns die Tendenz der zeitgenössischen Diskussionen steht, veranschaulicht bereits der Titel einer erhaltengebliebenen Broschüre, die u.a. Graggers Stellungnahme enthielt. Er lautet ungarisch: Vélemények az állami polgári iskolai tanítóképzőintézet hallgatóinak ugynevezett tanulmányi túlterheléséről (Meinungen über die sogenannte Überlastung der Studenten der Lehrerbildungsanstalten für Bürgerschulen).²³ Um wenigstens anzudeuten wie aktuell bzw. ungelöst heute noch dabei Graggers Reformideen aus der Zeit vor dem I. Weltkrieg sind, seien hier einige der von ihm immer wieder angesprochenen Ziele hervorgehoben: Geringere Stundenzahl, größere Mög-

lichkeiten des Selbststudiums, weniger Lehrfächer, gründlichere Vertiefung in das Hauptfach sowie einige ganz konkrete Vorschläge, die heute noch heftig umstritten sind, wie z.B. mehr Fachkenntnisse, dafür weniger Pädagogik, radikale Verminderung aller zeitaufwendigen Belastungen, vor allem derjenigen, die außerhalb des Hauptfachgebietes liegen mit Ausnahme eines intensiven Fremdsprachenunterrichts auch für Fachexterne, außerdem Pläne für eine Verlängerung der Studienzeit.

Die zielbewußte Fachorientierung des jungen Mannes, die von Fleiß erfüllten Universitätsjahre des Studenten sowie die ersten Forschungsergebnisse und pädagogischen Erfahrungen des jungen Wissenschaftlers und Lehrers bildeten schließlich die Vorbereitung zu dem nicht nur wissenschaftlich, sondern auch kulturhistorisch und kulturpolitisch produktivsten Jahrzehnt in Graggers Leben an der Berliner Universität. Im ersten Quartal 1916 reifte die Idee von der Gründung eines Ungarischen Lehrstuhls in Berlin zur offiziellen Entscheidung, und bereits am 18. August 1916 wurde Gragger zum Extraordinarius ernannt und unter seiner Leitung ein ungarisches Seminar begründet.

Selten ist das Zusammentreffen der staatlich bestimmten kulturpolitischen Zielsetzungen mit den tatsächlichen sozialhistorischen Bedürfnissen und den individuellen persönlichen Möglichkeiten der Ausführung der Ziele und Ansprüche in solchem Maße günstig, wie das bei der Entscheidung für Robert Graggers Person der Fall war. Der kulturpolitische Auftrag war eigentlich, durch den Universitätslehrstuhl in der deutschen Hauptstadt einen Brückenkopf für die wissenschaftlich fundierte Vermittlung der kulturellen Werte der ungarischen Sprache und Literatur sowie ihrer weltoffenen Beziehungen zu Europa zu errichten. Zweifelsohne war Gragger durch seine bis dahin vertretenen wissenschaftlichen Ziele und seine reichhaltigen komparatistischen Forschungsergebnisse vor allem auf dem Gebiet der deutsch-ungarischen Beziehungen für die Leitung dieses Lehrstuhls sozusagen prädestiniert. Niemand, wahrscheinlich auch nicht er selbst, kannte jedoch damals schon seine außerordentlichen wissenschaftsorganisatorischen Fähigkeiten, deren Entfaltung erst durch die Annahme der Berliner Professur

möglich wurde.

Das ursprünglich verhältnismäßig kleine Seminar zählte im März 1917 bereits 84 Hörer. Im Herbst desselben Jahres wurde aus dem Seminar ein Institut; um seine Breitenwirkung zu steigern sowie für seine Unterstützung zu sorgen, begründete Gragger gleichzeitig die Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts. Zu den Mitgliedern gehörten u.a. hohe Regierungsbeamte, Bankiers und andere hochgestellte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Dem Institut schenkte Gragger seine umfangreiche Privatbibliothek und unternahm alles, um die ungarischen, später auch finnisch-ugrischen Bücherbestände kontinuierlich zu erweitern. Dazu erhielt er wichtige Sendungen aus Ungarn und aus verschiedenen deutschen Bibliotheken. Er holte als Dauerleihgabe einen Teil der besonders wertvollen Hallenser Ungarischen Bibliothek nach Berlin, erwarb Bücher aus Finnland sowie kurz vor seinem Tode eine ganze Reihe von Werken der finnougri-schen und türkischen Literaturen aus der Sowjetunion. Er erschloß für das Institut auch die Dokumente und Bücher des ehemaligen Berliner Ungarischen Vereins (begründet noch im Reformzeitalter) und stellte damit die kurz zuvor begründete Berliner Hungarologie in die Folge der ungarischen kulturhistorischen Traditionen in der deutschen Hauptstadt. Bei Graggers Tod umfaßte die Bibliothek bereits rund 22.000 Bände. Gleichzeitig wurde auch für ihre kontinuierliche Bestandsentwicklung gesorgt. Der gegenwärtige Bestand der Bibliothek beläuft sich bereits auf rund 58.000 Bände. Somit wurde Graggers Spezialbibliothek die umfangreichste außerhalb der finnisch-ugrischen Sprachgebiete. Sie enthält auch seltene Drucke und Handschriften, die ausschließlich in Berlin zugänglich sind.

Ab 1918 gab es im Institut bereits einen Lektor für ungarische Sprache. 1919 wurde Gragger zum außerordentlichen, 1921 zum ordentlichen Professor für ungarische Sprache und Literaturgeschichte ernannt. 1922 erweiterte er das Institut um die finnisch-ugrische und die uralaltaische Abteilung und erreichte, daß auch ein finnisches Lektorat eingerichtet wurde. Schließlich 1924 krönte er seine organisatorischen Anstrengungen mit der Gründung des Collegium Hungaricum Berolinense.

Gewiß waren die historischen Voraussetzungen für die Realisierung seiner wissenschaftsorganisatorischen und hochschulpädagogischen Vorhaben im Rahmen der zeitgenössischen staatlichen kulturpolitischen Ziele Deutschlands und Ungarns besonders günstig. Gragger mag auch bei der Auswahl seiner selbstlosen Mitarbeiter eine glückliche Hand bewiesen haben. Aber ohne ihn selbst, ohne seine besondere so vielseitig veranlagte Persönlichkeit, sind die tatsächlichen Ergebnisse der zehn Jahre in Berlin unvorstellbar.

Es ist kaum zu fassen, welche einzigartigen inneren Reserven er in diesen Jahren für seine Arbeit mobilisierte. Der Aufbau des ungarischen Instituts in Berlin bot ihm günstige Möglichkeiten für die praktische Verwirklichung seiner seit eh und jeh vertretenen Überzeugung, daß die internationale Erschließung der Werte der nationalen Kulturen völkerverbindende Impulse freisetzen kann. Es ging ihm dabei um die Eliminierung der sprachlichen Barrieren bei der Verbreitung kultureller Werte. Diesen Zielen untergeordnet sah er in dem Seminar, später in dem sich ständig vergrößernden Institut in Berlin eine Kanzel, von der aus mittels der deutschen Sprache und der Erforschung der deutsch-ungarischen literarischen Wechselbeziehungen die ungarische Kultur über Deutschland in Europa Eingang finden sollte. Er war unablässig bestrebt, Bedeutung und Wirkungsgrad dieser Kanzel zu erhöhen. Andererseits versuchte er durch die Gründung des ungarischen Kollegiums im Jahre 1924, den künftigen ungarischen Intellektuellen das Tor nach Mitteleuropa, zur europäischen Bildung hin zu öffnen.

Man staunt heute über die großartigen Möglichkeiten sowie die großzügige Unterstützung, die Gragger damals zur Realisierung seiner Ziele erhielt bzw. erwirkte. Hier soll nicht auf die Erörterung der Proportion zwischen subjektiver Leistung und objektiv gegebenen gesellschaftlichen und kulturhistorischen Umständen eingegangen werden. Doch kann man sich bei der Beschäftigung mit Graggers Werk der Bewunderung nicht erwehren, denkt man an die Rahmenbedingungen, unter denen Gragger sich - unterstützt von beiden Staaten und der Gesellschaft der Freunde des Instituts - bewegen konnte, wo z.B.

Kosten und Kapazitäten für die Herausgabe dieser oder jener Publikation, für die Erweiterung dieses oder jenes Fachgebietes, für den raschen Ausbau der Bibliothek usw. offenbar keinerlei Schwierigkeiten bereiteten. Man liest in der Gründungs-urkunde der Gesellschaft unter Paragraph 2: Sie "verfolgt den Zweck, durch Förderung des Ungarischen Instituts (...) die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn zu pflegen."²⁴ Und man staunt dabei nicht nur über die materiellen "Zuwendungen" die laut Paragraph 9 aufgebracht wurden und sich laut Paragraph 4 auf die Finanzierung der Bibliothek, des Archivs, aller "vom Institut herauszugebenden Veröffentlichungen sowie von Ungarischkursen und öffentlichen Vorträgen erstrecken." Man bewundert auch die freizügigen Rahmenbedingungen der geistigen Atmosphäre: Im Interesse einer ungestörten und durch verschiedene tagespolitische Aktualitäten ungetrübten Forschung, und um wissenschaftlich fundierte Kulturpropaganda zu betreiben, ist es nämlich gelungen, jedwede direkte Abhängigkeit und politisch-weltanschauliche Intoleranz auszuschalten, indem unter Paragraph 2 im weiteren hinzugefügt wird: "Eine Betätigung auf politischem, privatwirtschaftlichem oder religiösem Gebiet ist ausgeschlossen." Außerdem wird dem Direktor in seiner wissenschaftsorganisatorischen Tätigkeit unter Paragraph 13 jede Freiheit eingeräumt.

Auch deswegen ist es von großer Bedeutung, welche praktischen und methodologischen Ansichten Gragger bei dieser wissenschaftsorganisatorischen Tätigkeit in den Berliner Jahren vertrat. Er setzte sich als Direktor des Ungarischen Instituts - wie man heute sagen würde - für eine Art angewandte Hungarologie ein. Innerhalb dieser Hungarologie hatte bei der möglichen Öffnung in alle Richtungen (Geschichte, Volkskunde, Rechtswissenschaft, Volkswirtschaft und Kunst sowie die im Laufe der Jahre in das Institutsprofil unter hungarologischen Aspekten einbezogene Fennistik und Finnougristik) das Primat jeweils die Sprach- und die Literaturwissenschaft. Wenn die sonstigen Gebiete genannt werden, so geschah dies immer nur "neben"²⁵ und "nach"²⁶ diesen beiden Eckpfeilern der Berliner Hungarologie. Zweitens sah er diese Angewandtheit darin, daß er

für das "Hauptthema" der hungarologischen Forschungen in Berlin fortwährend die wissenschaftliche Erschließung der deutsch-ungarischen kulturellen Wechselbeziehungen und die damit verbundene kulturhistorische Grundlagenforschung hielt: "Vor allem" - schrieb er - "bildet die Durchforschung der Beziehungen zur deutschen Literatur, zum deutschen Geistesleben ein Hauptthema der literatur- und geistesgeschichtlichen Untersuchungen".²⁷ D.h. Gragger wußte genau, daß in Berlin die höchste Effektivität seiner Arbeit nur mit einer an den deutschen Aspekten orientierten Hungarologie zu erreichen war. Effektivität versteht sich hier sowohl als potentieller wissenschaftlicher Ertrag deutsch-ungarischer Komparatistik durch die greifbar naheliegenden Werte der deutschen Kultur wie auch als bestmögliche wissenschaftliche Ausstrahlung dieser angewandten Hungarologie in die deutsche Umgebung.

Diesen grundsätzlichen Zielen Graggers dienten die zwischen 1919 und 1926 veröffentlichten 19 Bände der Ungarischen Bibliothek für das Ungarische Institut an der Universität Berlin, die ab 1921 periodisch erschienenen Ungarischen Jahrbücher, die sich zu dem bedeutendsten Organ des ganzen Forschungsgebietes entwickelten, die drei Bände der Bibliographia Hungariae mit der Bibliographie der im Ausland über Ungarn verfaßten Werke, außerdem die Anthologia Hungarica, aber auch Editionen wie eine deutsche Petöfi-Auswahl, die deutsch erschienenen ungarischen Balladen sowie die altungarischen Erzählungen mit Texten aus dem ungarischen Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Hinzu kamen die ebenfalls in deutscher Sprache geschriebenen ausführlichen Charakteristiken seiner ehemaligen Lehrer, so die über Frigyes Riedl, Gusztáv Heinrich und Zsolt Beöthy sowie Aufsätze über Sándor Petöfi, István Széchenyi, Mór Jókai u.a.

Seinem kontemplativen Europäertum, das engagierte Aktivitäten nur auf den Gebieten der Wissenschaft und Kultur ertrug, waren tagespolitische Stellungnahmen jeweils fremd. Viele mögen vielleicht behaupten: zu fremd. Doch wußte er, der sein ganzes Leben auf die völkerverbindenden Ideen der Kultur setzte, in der Zeit zwischen Kriegsende und Friedensvertrag, wo

Nationalitätenspannungen die Völker der Donauländer mit einer bis dahin nie erlebten Intensität bedrohten, das Bestmögliche und Fortschrittlichste, was bis dahin über mögliche Ziele und gemeinsame Interessen dieser Völker geschrieben wurde, aus der Vergangenheit hervorzuheben, ins Deutsche zu übersetzen und herauszugeben. So erschien 1919 in Berlin unter seiner Edition: Die Donau-Konföderation. Ludwig Kossuths Plan zur Lösung des Donau-Staaten-Problems".²⁸ Die einleitenden Worte über die Entstehungsgeschichte und die Aktualität des Kossuthschen Plans schrieb der Herausgeber. Von den wissenschaftlichen Hauptanliegen Graggers her betrachtet scheint dieser kleine Beitrag eigentlich ein Fremdkörper im Oeuvre des Forschers zu sein: Tagespolitische Stellungnahmen waren nicht seine starke Seite. Von seinem Idealismus waren und sind auf diesem Gebiet keinerlei praktischen Resultate zu erwarten. Dann schon eher von der vernichtenden Kritik über die bis dahin erschienenen deutschen Petöfi-Übersetzungen²⁹. Sie kann nämlich eventuell zu manchen besseren Nachdichtungen anregen. Und doch mochte in der düsteren Nachkriegszeit Graggers fester Glaube an Humanität und Völkerfreundschaft wenigstens manchen Gesinnungsverwandten Hoffnungen vermittelt haben, zumindest Hoffnungen darauf, daß es noch Menschen gibt, die völkerverbindende Humanitätsideen vertreten; so schrieb Gragger: "Der Friede der Donauländer (...) hängt davon ab, in welchem Geiste, mit welcher Methode, an die Lösung ihrer Methode, an die Lösung ihrer Probleme geschritten wird. Wenn alle diese Völker gleichmäßig behandelt werden, wenn ihr eigener Wille nach ihrer staatlichen Zugehörigkeit zum Ausdruck kommen kann und respektiert wird, wenn anstelle der Annexionsgelüste die gegenseitige Verständigung angebahnt wird, dann kann eine friedliche Entwicklung beginnen. Und es muß zu einer Verständigung kommen. Die Logik der Geschichte und das tägliche Leben fordern eine Zusammenarbeit, um die ruhige kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung dieser Gebiete im Gesamtinteresse Europas zu ermöglichen."³⁰

Der Berliner Aufgabenstellung entsprechend hielt Gragger gleichzeitig eine Reihe von öffentlichen Vorlesungen, so z.B. über die Bedeutung der Kulturwerte Ungarns für Deutschland, in

der er u.a. Ungarns Positionen innerhalb der europäischen Kultur zu bestimmen versuchte, weiterhin über die ungarischen Volkslieder, über die ungarischen Volksballaden und über die Balladendichtung von János Arany sowie über die moderne ungarische Dichtung, in der er bereits 1919 die Bedeutung des gerade erst verstorbenen Endre Ady zu würdigen verstand. Wir bewundern dabei die klare Sicht, mit der er z.B. Endre Adys Patriotismus interpretierte, Gehaltsstrukturen der modernen Dichtung von Ady und seinen Zeitgenossen aus den notwendigen sozialhistorischen Illusionsverlusten abzuleiten verstand und welche eingehende Kenntnis der damaligen modernen ungarischen Dichtung er bewies, indem er z.B. - wenn auch nur mit wenigen Worten - den Expressionismus und die Moderne in der neuen ungarischen Lyrik deutlich unterschied. Höchst interessant sind heute noch auch andere bisher ebenfalls unveröffentlichte Vorträge im Nachlaß, in denen er z.B. über die Probleme der Übersetzung und Nachdichtung ungarischer belletristischer Werke spricht.³¹

Er hatte mit seinen öffentlichen Vorträgen Erfolg, nach einem zeitgenössischen Bericht zollte man dem anderthalbstündigen Vortrag über die Kulturwerte Ungarns "stürmischen Beifall"³².

Anhand der Manuskripte läßt es sich recht genau nachvollziehen, welchen Wert Gragger - auch in seiner Person als erfolgreicher kulturpolitischer Wirkungsstrategie - darauf legte, daß seine Vorträge beim Publikum, mochte es ihn in Dresden oder in Berlin gehört haben, eine nachhaltige Wirkung erzielten. Ich denke dabei nicht nur an seine bewußt plazierten individuellen rhetorischen Stilmittel, sondern auch an die ständige Arbeit am Manuskript. Die Einschübe, Streichungen und Korrekturen in seinen Handschriften mit verschiedenen Stiften und Federn oder die Zurücknahme eines gestrichenen Absatzes mit den Worten "Ez kell" (deutsch etwa: "das brauche ich") gegenwärtigen bis heute sein kontinuierliches Feilen am Text bzw. sein ununterbrochenes Kräftesammeln bis zum letzten so sehr entscheidenden Moment des Vortrags. Er durfte dabei genau bedacht haben, welche großen Chancen ihm bei der Propagie-

zung der ungarischen "Kulturwerte" zukamen, d.h. mit anderen Worten, welche große Verantwortung er für den Erfolg (nicht schlechthin seinen Erfolg, sondern für den der ungarischen Kultur) trug. Deshalb verließ er sich nicht bloß auf die aus der Gragger-Literatur allgemein bekannte fesselnde Ausstrahlung seiner Persönlichkeit, auf sein intuitives rhetorisches Talent, sondern er durchdachte zusätzlich bereits vor den Vorträgen eine Art geplante Inszenierungsstrategie, indem er hervorzuhebende Silben oder Worte zusätzlich unterstrich oder an das Ende mancher inhaltlich äußerst wichtigen Stellen die ungarischen Worte "nagy szünet" (deutsch: "große Pause") eintrug oder aber vor wichtigen Randbemerkungen, ebenfalls Ungarisch, "halkan" (d.h. "leise").

Gragger nutzte auch seine Möglichkeiten als führende wissenschaftliche Persönlichkeit im Ausland, so u.a. in Dorpat, Reval, Helsinki, Turku und Stockholm, über ungarische Literatur zu sprechen.

Dabei wurde er nicht nur seiner kulturpolitischen und wissenschaftsorganisatorischen bzw. seiner hochschulpädagogischen Sendung gerecht. Er wußte auch gleichzeitig seine früher in Angriff genommenen wissenschaftlichen Forschungspläne fortzusetzen. Immer wieder wurde z.B. das frühere Thema der deutsch-ungarischen Beziehungen in der Literatur, der Kultur und der Geschichte zum Forschungsthema gewählt. Er schrieb zwischendurch auch einige sprachwissenschaftliche Abhandlungen. In dieser Zeit veröffentlichte er auch die bereits erwähnten besonders wichtigen Arbeiten über die Altungarische Marienklage und über die Beziehungen ungarischer Adliger zu Weimar und Preußen in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Die Art und Weise seiner produktiven Tätigkeit hat einer seiner Mitarbeiter folgendermaßen charakterisiert: "Robert Gragger war es in seinem überschäumenden Schöpfungswillen nie möglich, sich mit seiner ganzen Kraft gleichzeitig nur einer einzigen Aufgabe zuzuwenden. Stets liefen Arbeiten aus den mannigfachsten Wissensgebieten nebeneinander her. Bevor eine Aufgabe zu Ende geführt war, tauchte schon ein ganzes Heer neuer Pläne auf. Bewundernswert ist es, wie er trotzdem nie die Lust an den begonnenen älteren Arbeiten verlor, sondern immer wieder darauf zurückkam

und schließlich doch den größten Teil seiner älteren Entwürfe zur Vollendung brachte."³³

Seine weitverzweigte Tätigkeit harmonierte in jeder Hinsicht mit seinen wissenschaftlichen, kulturpolitischen und weltanschaulichen Zielen. Nur deshalb konnte er 1921 an einen uns Unbekannten schreiben: "Mit meiner Arbeit bin ich vollkommen zufrieden."³⁴ Und ein Jahr später teilte er dem väterlichen Freund und Förderer Géza Bartoniek mit: "Vorläufig bleibe ich da, nun bin ich so weit, daß ich mit den organisatorischen Arbeiten fertig bin."³⁵ Schließlich konnte er kurz vor seinem Tode die Worte niederschreiben; "Alles, was ich mir 1916 für zehn Jahre vornahm, wurde verwirklicht. Nun ist der Rahmen im vollen Umfang gegeben (...)"³⁶

Bei allen großen Erfolgen auf einem Gebiet, auf dem zu wirken selbst seine schönsten Jugendträume übertraf, blieb er stets ausgeglichen, selbstsicher und zufrieden. Das sind Eigenschaften, die - durch das kathartische Erlebnis der sinnvollen und erfolgreichen Arbeit entstanden - für die erneute Sammlung der Kräfte und den wiederholten Einsatz der ganzen Persönlichkeit sorgten, ohne daß er sich dabei körperlich und geistig auch nur im geringsten aufrieb. Sein früher Tod war ein Zufall; die Hirnhautentzündung war damals noch eine unheilbare Erkrankung.

Robert Gragger verdankt seine Ergebnisse in Wissenschaftsorganisation und Forschung sowie als kultureller Mittler neben seiner außerordentlichen Begabung seinen besonderen Fähigkeiten und seiner charakterlichen Eigenart. Von letzterer weiß man heute am wenigsten. Seine Schriften, die persönlichen Briefe und Notizen, ja selbst sein Porträt, soviel Sympathie es auch auszustrahlen vermag, verraten darüber kaum etwas. Wir verfügen nur über einige Urteile der Zeitgenossen. Über seine besondere Anziehungskraft, die zu den Erfolgen des in Berlin als Ausländer tätigen Institutsdirektors ganz gewiß beitrug, schrieb Carl Heinrich Becker, damals preußischer Kultusminister, mit dem Gragger eng befreundet war folgende Worte des Nachrufs:

"Wir (...) standen unter dem Eindruck seiner besonders

lebendigen, ja geradezu suggestiven Persönlichkeit. Er hätte in so kurzen Jahren nicht so Großes schaffen können, wenn er nicht einen Zauber besessen hätte, der ihm die Menschen zur Mitarbeit willig gemacht hätte. Worin bestand sein Zauber? ... Gewiß, die Natur hatte ihn von Haus aus gütig bedacht, ihm ein angenehmes Äußeres, eine natürliche Grazie verliehen. Sein leuchtendes Auge, sein elastischer Gang, sein sportlich durchgebildeter Körper, seine lebhaftige Art hatten etwas Binnehmendes, aber der Körper ist nur immer ein Gefäß, in dem die eigentlich wirkenden Kräfte verborgen sind. War es sein lebhafter Geist, sein oft glänzend schillernder Intellekt, der ihm die Herzen gewann? Er besaß eine hohe Kultur, war fein gebildet, sprach acht bis zehn lebende Sprachen, war ein glänzender Debatter, in allen Sätteln gerecht (...), überall hatte er Freunde, Beziehungen, Erinnerungen. Er war sehr anpassungsfähig; man konnte ihn unter die engsten Fachkollegen setzen oder unter anspruchsvolle, elegante Damen, man konnte ihn im Refektorium ungarischer Klöster, am Herdfeuer von Jugendbünden, im Salon der Diplomaten oder sonstwo beobachten, immer wirkte er, als ob gerade dies das ihm genehme Milieu wäre, als ob er nie anderswo existiert hätte."³⁷

Auch das gehört zum Porträt von Robert Gragger, obwohl davon außer diesen Worten nichts mehr gegenwärtig ist.

Anmerkungen

- 1 Bibliographia Graggeriana. In: Ungarische Jahrbücher 1927. Bd. 7. S. 25-32.
- 2 Siehe vor allem die Manuskripte der öffentlichen Vorträge im Gragger-Nachlaß der Fachbibliothek Finnougristik an der Humboldt- Universität zu Berlin
- 3 Vgl. dazu Iászló Tarnóci: Aus dem Gragger-Nachlaß. Marginalien in einem Gedichtband von János Kis. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie. Bd. 2. 1987. S. 187-197.
- 4 R.G.: Beck Károly és a német politikai költészet (Karl Beck und die deutsche politische Dichtung). Budapest 1909. 82 S.

Philologiai dolgozatok a magyar-német érintkezésekről (Philologische Arbeiten aus den ungarisch-deutschen Beziehungen). Red. v. R.G. Budapest 1912.

Vgl. dazu Antal Mádl: Politische Dichtung in Österreich 1830-1848. Budapest 1969. 358 S.

- 5 R.G.: Eine altungarische Marienklage. Ungarische Jahrbücher. 1923. Bd. 3. S. 27-46.
Vgl. dazu: A/ András Vizkelety: Mi van a kódexben? (was enthält der Kodex?) - In: Élet és Irodalom. 1983. Bd. 27. Nr. 8. S. 5.
B/ "Világ világa, virágnak virága ..." (Ómagyar Mária-siralom). Hrsg. u. kommentiert v. András Vizkelety. Budapest 1986. 75 S.
- 6 R.G.: Zur Geschichte der ugrofinnischen Sprachwissenschaft. I. Wilhelm von Humboldt. Ungarische Jahrbücher. 1924. Bd. 4. S. 27-40.
- 7 R.G.: Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone. Mit dem Faksimile eines Goethebriefes. Berlin: W. de Gruyter 1923. X. 158 S. = Ung. Bibl. I. Bd. 6.
- 8 Ákos Bessenyei: Gragger Robert. Budapest: Danubia 1944. S. 49. = Minerva Könyvtár 158.
- 9 Goethe-Ausstellung im Mai 1982 im Budapester Kultur- und Informationszentrum der DDR
- 10 R.G.: Goethe magyar-német ruhában. In: Philologiai dolgozatok a magyar-német érintkezésekről. Red. v. R.G. Budapest 1912. S. 379-381. - R.G.: Goethe in ungarischer-deutscher Kleidung. In: Ungarische Rundschau. 1912. Bd. 1. S. 569-573.
- 11 Gragger-Zitate aus der verlorenen Selbstbiographie erhaltengeblieben in: Carl Heinrich Becker: Robert Gragger. Ungarische Jahrbücher. 1927. Bd. 7. S. 6-7.
- 12 R.G.: Gustav Heinrich. Ungarische Jahrbücher. 1923. Bd. 3. S. 170.
- 13 Gusztáv Heinrich: Faust. Budapest 1914. 258 S. - Bespr. v. R.G. - In: Budapesti Szemle. März 1915. S. 470. - Aus dem Ungarischen Übs. v. L.T.
- 14 R.G.: Friedrich Riedl. Ungarische Jahrbücher. 1922. Bd. 2. S. 73.
- 15 Veröffentlicht v. Á. Bessenyei. Siehe Anm. Nr. 8. S. 56.
- 16 In: R.G. Szemináriumi dolgozataim (Meine Seminararbeiten). Handschrift im Gragger-Archiv der Fachbibliothek Finnougristik an der Humboldt-Universität zu Berlin.

- 17 R.G.: Schiller "Bürgerschaft"-jának tárgya arab népmesében. In: Egyetemes Philologiai Közlöny. Budapest 1907. S. 268-270. - Dasselbe deutsch: Eine arabische Gestalt der Bürgerschaftssage. In: Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. N.F. 1909. S. 123-126. - Nach der Kritik v. Gusztáv Heinrich ausführliche Neubearbeitung u.d.T.: Schiller "Bürgerschaft"-jának forrásai és rokonai (Schillers Bürgerschaft - Quellen und Parallelen). In: Egyetemes Philologiai Közlöny. Budapest 1911. S. 3-20.
- 18 Titel und bibliographische Angaben dieser Aufsätze siehe in "Bibliographia Graggeriana": 1907-1909. - Siehe Anm. Nr. 1. S. 25.
- 19 R.G.: Beck Károly és a német politikai költészet. Budapest 1909. 82 S. = Sonderausgabe aus Budapesti Szemle. Bd. 138.
- 20 R.G.: Ungarische Institute für Geschichtsforschung. Ungarische Jahrbücher. 1922. Bd. 2. S. 203.
- 21 Vgl. dazu die "Bibliographia Graggeriana": 1910-1916. - Siehe dazu Anm. Nr. 1. S. 26-28.
- 22 R.G.: A zay-ugróci német verses kódexről (Über den deutschen Verskodex v. Zay-Ugrócz). Die neueste Ausgabe der 1910 ersch. Publikation in: A budapesti VIII. kerületi Vörösmarty Mihály Gimnázium évkönyve az 1970/71. tanévről. A gimnázium alapításának 100. évében. Budapest 1971. S. 164-179.
- 23 Erschienen in Budapest bei Armin Fritz, 1913. S. 7-8. - Siehe auch R.G.: "Antrag zur Reform des Deutschunterrichts für Kandidaten von Lehrerseminarien." - In: Vélemények az elemi iskolai tanítóképzőintézeti tanárképzésről. Budapest 1914. S. 9-10.
- 24 In: Das Ungarische Institut an der Universität Berlin. Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts zu Berlin. 2. erw. Ausgabe. Berlin 1922. 26 S. - Darin "Satzungen der Gesellschaft ..." S. 15-21.
- 25 Ebda: "Forschungstätigkeit". S. 3.
- 26 Ebda: "Satzungen ..." S. 15.
- 27 Ebda: "Forschungstätigkeit" S. 3.
- 28 Prof. Dr. Robert Gragger: Die Donau-Konföderation. Ludwig Kossuths Plan zur Lösung des Donau-Staaten-Problems. Berlin 1919. 24 S.
- 29 Vgl. dazu R.G.-s Vortrag über die "Kulturwerte Ungarns für Deutschland, gehalten am 20. 3. 1917 im Dresdner Literaturverein. Handschrift im Gragger-Archiv: Bd. Vorträge. S. 70. - In: Fachbibliothek Finnougristik an der Humboldt-Universität zu Berlin.

- 30 Siehe Anm. Nr. 28. S. 5-6.
- 31 Siehe dazu z.B. Anm. Nr. 29. S. 70-71. - Ebda auch die Einleitung zum Vortrag über "Die jüngste ungarische Dichtung" von 1919. S. 127-135.
- 32 In: Pester Lloyd. 27. 3. 1917
- 33 R.G.: Altungarische Erzählungen. Berlin 1927. 217 S. - Besprochen v. Konrad Schünemann. Ungarische Jahrbücher. 1927. Bd. 7. S. 242.
- 34 Veröffentlicht v. Bessenyei. Siehe Anm. Nr. 8. S. 58.
- 35 Ebda. S. 57.
- 36 Ebda. S. 54-55.
- 37 Carl Heinrich Becker: Robert Gragger. Ungarische Jahrbücher. 1927. Bd. 7. S. 19.

András V í z k e l e t y

Robert Gragger als Mediävist

Welcher Germanist würde nicht die Hälfte - oder noch mehr - seiner Publikationen dafür geben, wäre ihm das Glück beschieden, der wissenschaftlichen Welt als erster das Hildebrandslied, die ersten deutschen Verse, präsentieren zu können. Dieses Glück ist - mutatis mutandis - dem Hungarologen Robert Gragger fünf Jahre vor seinem frühzeitigen Tod zuteil geworden: er veröffentlichte die ersten ungarischen Verse, die "Altungarische Marienklage".

Im sparsamen Nachkriegsjahr, im Frühjahr 1922, erwarb eine deutsche Staatskommission für viel Geld Hunderte alter Drucke und Handschriften, um die im Ersten Weltkrieg durch deutsche Angriffe vernichtete Universitätsbibliothek Löwen zu entschädigen. Deutschland war dazu im Friedensvertrag verpflichtet worden.

Auch eine anscheinend anspruchslose Gebrauchshandschrift, eine lateinische Predigtensammlung des 13. Jahrhunderts, wurde durch die Kommission von dem Münchner Antiquariat der Firma Jacques Rosenthal erworben. Diese Handschrift wurde später in der Hungarologie als der "Löwener Kodex" berühmt.

Als Georg Leidinger, Leiter der Handschriftensammlung der Bayerischen Staatsbibliothek, die aufgekauften Handschriftenbestände katalogisierte, stieß er in diesem Kodex auf eine fremdsprachige Textpartie, die der Turkologe und Slawist Franz Babinger als Ungarischsprachiges identifizierte. Babinger stand mit Robert Gragger in Kontakt. Eine Frucht dieser Zusammenarbeit war auch der später, 1927, erschienene Sammelband "Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit nach Handschriften

in Oxford und Wien".¹

Babinger ließ nun auch Gragger einschalten, und der Leiter der Staatskommission, Richard Oehler/Leipzig/, bat den Berliner Hungarologen um ein Gutachten über die Handschrift. Seine Ergebnisse veröffentlichte dann Gragger in "Magyar Nyelv" und in den "Ungarischen Jahrbüchern".²

Gragger lebte damals seit etwa sechs Jahren in Berlin und war als zuständiger Experte für Hungarica-Angelegenheiten im deutschen Sprachgebiet bekannt. Aber auch als Mediävist und Handschriftenforscher hatte er seine wissenschaftliche Visitenkarte bereits öfter auf den Tisch gelegt.

Sein schnelles Reaktionsvermögen, sein wissenschaftliches Talent erfaßten zum Beispiel sogleich die wissenschaftliche Bedeutung des von Konrad Burdach und Gustav Roethe - Graggers akademischem Lehrer - vorgelegten Projekts: an der Preußischen Akademie der Wissenschaften ein "Deutsches Handschriftenarchiv" aufzubauen, das Kopien und Beschreibungen altdeutscher Handschriften aus allen Ländern Europas speichern sollte. Gragger berichtete 1910 in "Egyetemes Philológiai Közlöny" über dieses Projekt und warb dafür ungarische Mitarbeiter.³ Unter anderen nahmen daran Elemér Moór, Jenő Travnik-Nedeczey und Richard Huss teil. Gragger selbst katalogisierte die deutschen Handschriften in Budapest und Kalocsa und veröffentlichte 1921 bis dahin unbekannte Fragmente aus diesen Beständen.⁴ Fragmente eines ripuarischen Arzneibuches gab er bereits 1916 in der "Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" heraus.⁵ Aber auch die ungarischsprachige und lateinische Literatur des Mittelalters blieb nicht außerhalb seines Interessenkreises. Er berichtete über neu aufgefundene ungarische Sprachdenkmäler,⁶ faßte Ergebnisse der ungarischen hagiographischen Literatur zusammen,⁷ veröffentlichte eine deutschsprachige, kommentierte Auswahl der lateinischen Literatur des ungarischen Mittelalters.⁸

Die eingangs erwähnte Sternstunde eines Philologen traf Gragger also nicht unvorbereitet. Dank der Zusammenschau dreier Literaturen des Mittelalters und dank seiner komparatistischen

Forschungen betrachtete Gragger den "Löwener Kodex" als ein Literaturdenkmal des europäischen Mittelalters. Als 1983 Ungarn durch ein Tauschverfahren den Kodex von der Katholischen Universität Löwen erwarb und die Bearbeitung des ganzen Handschriftencorpus begonnen werden konnte, stellte es sich heraus, daß die erste wissenschaftliche Darstellung der Handschrift durch Gragger noch immer die ausführlichsten und zuverlässigsten Angaben über den lateinischen Großteil der Handschrift enthält. Zwei Hungarologen-Generationen befaßten sich seit Graggers Erstveröffentlichung beinahe ausschließlich mit einer Seite des umfangreichen Kodex', auf der die altungarische Marienklage steht. Solange die Handschrift in Löwen lag, untersuchte allein László Mezey 1968 die ganze Handschrift.⁹ Sein kurzer Besuch in Löwen gestattete ihm jedoch keine gründliche Erschließung des vielfältigen Inhalts.

Dies konnte erst in den Jahren 1984 - 85 vorgenommen werden, als der Kodex bereits in Ungarn lag. Ich möchte hier meine Ergebnisse als Hommage für den Pionier Robert Gragger kurz zusammenfassen.¹⁰

Gragger stellte bereits 1923 fest, daß die Handschrift in einem 100 - 150 Jahre jüngeren Einband steckt als die Entstehungszeit der Handschrift. Es entging ihm auch nicht, daß es zweierlei Blattzählungen im Kodex gibt und daß die älteren, mit römischen Ziffern gezählten Blätter aus stärkerem Pergament geschnitten wurden als die übrigen Blätter der Handschrift.

Diesen Fingerzeig weiterverfolgend ließ sich feststellen, daß das heutige Handschriftencorpus aus zwei Teilen besteht, die sich auch thematisch abgrenzen. Der erste Teil enthält Sermonesreihen de tempore, der zweite Sermonesreihen de sanctis und kürzere Predigtzyklen: Fastenpredigten, Leichenpredigten sowie thematische Reihen, d. h. Kollationen, die nicht von einem Bibelzitat des Festtagevangeliums oder der Lektion ausgehen, sondern Tugenden, Taten der Barmherzigkeit etc. zum Thema haben. Diese beiden Handschriftenteile wurden später zusammengebunden und durchgezählt.

Auf der letzten Versoseite des ersten Kodexteiles (Bl.134^v

neuerer Zählung) steht nun der verblaßte Text der Altungarischen Marienklage. Sie ist eine ungarische Bearbeitung der lateinischen Sequenz Planctus ante nescia..., die die ältere Forschung (so auch Gragger) Bernhard von Clairvaux zugeschrieben hat. Dem heutigen Stand der Hymnologie nach war Gottfrid, Subprior von Sankt Viktor bei Paris (gestorben um 1194), ihr Autor. Auch der lateinische Text der Sequenz steht - wie es schon Gragger entdeckte - in der Handschrift, jedoch etwa 60 Blätter weiter als die ungarische Fassung. Diese lateinische Variante konnte jedoch nicht die unmittelbare Vorlage der ungarischen Bearbeitung sein, da das ungarische Gedicht eine Strophe aufweist, die in der hier vorhandenen lateinischen Fassung fehlt. Beide Fassungen des "Löwener Kodex", die lateinische und die ungarische, bieten übrigens etwa nur zwei Drittel der ganzen Sequenz.¹¹

Da dem Blatt 134 das Blatt 136 folgt, nahm die gesamte ungarische Forschung an, daß die Fortsetzung des ungarischen Gedichts mit den fehlenden Strophen auf dem "fehlenden" Blatt gestanden hätte. Die erhaltenen Strophen sind außerdem - wie ich es bereits erwähnt habe - stark verblaßt. Die opinio communis für die Erklärung dieser Tatsachen war, daß die Handschrift von ungarischen Studenten an einer ausländischen Universität (Bologna?) benutzt und mit volkssprachigen Glossen versehen wurde. Ein Student trug als fromme Übung und Erinnerung an die Heimat das Marienlied ein. Die Handschrift blieb jedoch im Ausland, wo die unverständlichen Eintragungen in einer lingua vernacula den fremden Klerikern Häresie-verdächtig waren; daher wurde das eine Blatt herausgerissen und der fremde Text auf Blatt 134 herausgekratzt.

Diese schöne Story wurde jedoch schon dadurch erschüttert, daß erstens das Gegenblatt des vermutlich ausgerissenen Blattes in der Lage nicht fehlt. Die Hand, die die vereinigten Handschriftenteile nachträglich durchzählte, hat hier eine Zahl übersprungen, wie sie sich auch an anderen Stellen nachweisbar verzählt hat. Zweitens zeigt die Oberfläche des Blattes 134^V keine Rasur, keinerlei Spuren mechanischen

Eingriffs. Für die verblaßte Schrift gibt es eine sehr einfache Erklärung.

Das Blatt war ja - zumindest zeitweilig - die Außenseite des ersten Handschriftenteiles. Wenn man - auch heute - den Band dementsprechend geöffnet in der Hand hält, berühren Finger- und Handfläche genau die verblaßten Stellen. Ähnliche Benutzungsspuren finden sich auch am Rand einiger Blätter, wo die Daumen die lateinischen Randglossen berührten.

Offen blieben noch immer die Datierung, die Lokalisierung und die Autorenezuweisung der Handschrift. Derartige direkte Angaben befinden sich im Kodex nicht. An der Handschrift arbeiteten mehrere Texthände und mehrere, einige Jahrzehnte jüngere, Nachtragshände. Gragger datierte mit der Hilfe Jakubovichts die Haupthände im allgemeinen ins 13. Jh., die Nachtragshände genauer ins letzte Viertel des Jahrhunderts, und lokalisierte die Texthände nach Oberitalien. Diese Zeit- und Ortsangaben wurden auch von der neueren Literatur stets wiederholt, allein Mezey vertrat die Meinung, daß auch die Nachtragshände, damit auch die Hand der ungarischen Marienklage, schon vor oder um die Jahrhundertmitte tätig waren. Die Haupthände hatten - so Mezey - die littera Parisiensis - die an der Pariser Universität benutzte Schriftform - geschrieben, weshalb die Handschrift auch an dieser Universität entstanden sei.

Die neueren paläographischen Untersuchungen und die eingeholten Gutachten sprachen wieder dafür, daß die Texthände ins dritte Viertel, die Nachtragshände ins letzte Viertel des 13. Jahrhunderts zu datieren sind. Auch die Entstehung und Verbreitung der littera Parisiensis sieht die Paläographie heute differenzierter, als István Hajnal und sein Schüler Mezey es gesehen haben. Nach Bernhard Bischoff überwiegt zwar im Ductus der Haupthände der französische Stileinfluß, die Schrift weist jedoch auch italienische Charakteristika auf. Louis Bataillon, Experte für das französische Schriftwesen des 13. Jahrhunderts, hält es sogar für nicht ausgeschlossen, daß die Handschrift in Italien entstanden ist.

Was nun die Autorenschaft der Sermonesreihen in der Hand-

schrift betrifft, so sprechen Stil und Aufbau der Predigten dafür, daß die Verfasser unter den Theologen der Hochscholastik zu suchen sind. Den ersten Hinweis auf einen konkreten Namen verdanke ich dem Vermerk am Ende eines Sermo: die moralische Auslegung der Stelle siehe apud Petrum Provincialem. Mit diesem Namen wurde zunächst im internen Gebrauch des Dominikanerordens, später allgemein, Petrus Remensis (de Remis) bezeichnet. Er war erst Prior des Pariser Dominikanerkonvents, bekleidete dann zweimal, 1224 - 33 und 1244 - 45, das Provinzialamt in Frankreich und starb 1257 als Bischof von Agen. Der Hinweis auf Petrus Remensis signalisierte mit einem terminus post quem die ungefähre Entstehungszeit der Sermones sowie das geistige Milieu, in dem der Kodex entstanden sein durfte. Dieser Leitfaden war nicht irreführend. Als Autor des größten von der Handschrift gebotenen de tempore-Zyklus konnten wir den 1263 in Orvieto verstorbenen Hugo a Sancto Caro (de Saint Cher) identifizieren, der ebenfalls zweimal (1227 - 30 und 1236 - 44) die französische Dominikanerprovinz leitete. In der Zwischenzeit war er an der Universität Paris tätig, wo er hauptsächlich das Sentenzwerk des Petrus Lombardus - eines der beliebtesten theologischen Handbücher des Mittelalters - kommentierte. Zu seiner internationalen Anerkennung trugen auch seine kirchenpolitischen Dienste bei: er war in Rom Berater dreier Päpste (Innozenz IV., Alexanders IV., Urbans IV.), weilte als päpstlicher Legat mehrmals in Deutschland und in Flandern und führte in diesen Ländern das Fronleichnamsfest ein. Er war der erste Dominikaner, der den Kardinalshut trug.

Die bis jetzt identifizierten Sermones des zweiten Teiles (sermones de sanctis) konnte ich drei Autoren zuschreiben: Aldobrandin de Cavalcantibus, Konstantin de Orvieto und Thomas von Aquin, wobei es sich jedoch bei dem letzten nur um Pseudo-Texte handelt.

Aldobrandinus stammte aus dem Florentiner Geschlecht der Cavalcantis, das später, zur Zeit der Renaissance, eine große, jedoch nicht immer heilsame Rolle in der Geschichte der Stadt gespielt hat. Er verbrachte sein ganzes Leben in Italien.

Ab 1262 war er Leiter der römischen Ordensprovinz, ab 1273 bis zu seinem 1279 erfolgten Tode Bischof von Orvieto. In derselben Stadt, jedoch etwas früher (1251 - 56), bekleidete der Dominikaner Constantinus de Orvieto das Bischofsamt. Auch seine Predigt über Franz von Assisi wurde von unserer Handschrift überliefert. In diesem Sermo erwähnt Konstantin die 1253 konsekrierte Basilica di S. Francesco in Assisi.

Der große Zeit- und Ordensgenosse Aldobrandins, Thomas von Aquin, muß nicht vorgestellt werden. Er, der Doctor Angelicus, galt zwar um die Mitte des 13. Jahrhunderts als der leuchtende Stern der Pariser Universität, verbrachte jedoch in größeren Abständen nur etwa 14 Jahre in Paris, sonst wirkte er in Italien, vier Jahre lang (1261 - 1265) in Orvieto an der päpstlichen Kurie. Er starb 1274, fünf Jahre vor Aldobrandin.

Die ausschließliche Präsenz dominikanischer Autoren ließ nun die stets vertretene Vermutung, die die Entstehung des Kodex mit den Bettelorden in Zusammenhang brachte, präzisieren: Die Handschrift wurde von Mitgliedern und für Mitglieder des Dominikanerordens geschrieben, wahrscheinlich aufgrund einer in Orvieto gepflegten Texttradition, wo der Orden ein Studienhaus hatte. Wir können gleich hinzufügen: die Handschrift vertrat innerhalb der Gattung damals das höchste literarisch-wissenschaftliche Niveau des Ordens.

Natürlich war nach diesen Teilergebnissen die nächste, in rezeptionsgeschichtlicher Hinsicht sehr wichtige Frage zu stellen: Ob überhaupt und wann dieses wichtige Handbuch Ungarn erreicht hätte? Die ältere Forschung ging ja davon aus, daß die Handschrift stets im Ausland geblieben und nur zeitweilig von ungarischen Studenten in Bologna, Paris oder eben in Orvieto benutzt worden war. Diese Studenten haben im Text einige ihnen nicht geläufige lateinische Worte ungarisch glossiert sowie die ungarische Marienklage für den eigenen Gebrauch, für private Andachtszwecke, eingetragen.

Die umfangreichsten ungarischen Glossen in der Handschrift sind zwei Halbsätze, die ebenfalls bereits Gragger entzifferte: virudnek hullotta mia (infolge des Fließens deines Blutes),

pulkul pituaranak fugliabeleul (aus dem Gefängnis der Vorhöhle).

Diese ungarischen Syntagmen haben jedoch keine Entsprechung im lateinischen Text, nur thematisch stehen sie mit der lateinischen Predigt im Zusammenhang, mit dem Sermo auf das Fest der Auffindung des Heiligen Kreuzes (inventio Sanctae Crucis) am 3. Mai. - Ich denke also daran, daß der hier tätige ungarische Schreiber, einer der Benutzer der Handschrift, einige ungarische Wendungen, "Stichworte", für eine in der Volkssprache zu haltende Predigt über das Fest aufgezeichnet hat, die sich hauptsächlich auf den lateinischen Text stützen sollte. Zu ähnlichen Zwecken wurden höchstwahrscheinlich auch die sog. "Karlsburger Zeilen" (Gyulafehérvári Sorok), ein etwas jüngeres Sprachdenkmal der Arpadenzeit, aufgezeichnet. An einer ausländischen Universität wäre aber für eine ungarische Predigt kein Resonanzraum vorhanden gewesen.

Es gibt aber noch ein weiteres wichtiges Indiz zur Benutzung der Handschrift in Ungarn. Auf Blatt 254^r steht ein kurzes alphabetisches Register zu den Predigten, welches in der gesamten Literatur über den Kodex allein Gragger, allerdings als ein "Namensverzeichnis", erwähnt hat. Das Register wurde jedoch von niemandem genauer untersucht. Es wurde von einer Hand zusammengestellt, von der auch andere Nachträge stammen und die höchstens 20 - 30 Jahre jünger als die Texthände sein dürfte. Dieses Register verweist nun mit Blattzahl auch auf die ungarische Marienklage, folglich haben wir hier mit einer weiteren ungarischen Hand zu tun, sie ist keineswegs mit der Hand der Marienklage identisch. Der Benutzungshinweis wäre nun wiederum in einer fremdsprachigen, d. h. nicht ungarischen Umgebung kaum vorzustellen, sondern nur dort, wo ein volkssprachiger Resonanzraum vorhanden war. Ein solcher dürfte außerhalb von Ungarn kaum existiert haben.

Den genauen Benutzungsort der Handschrift, d. h. den ungarischen Dominikanerkonvent, wo sie gelesen, ergänzt und glossiert wurde, können wir nicht bestimmen. Die ungarischen Glossen, der Entwurf einer ungarischen Predigt, das ungarische Ma-

rienlied, also die Präsenz der Muttersprache sprechen für ein Kloster, wo auch Laienbrüder oder (und) Nonnen lebten. Wahrscheinlich brachte der zweite Schub dominikanischer Ordensgründungen die Handschrift aus Italien mit, als die vom Mongolensturm zerstörte Ordensprovinz ab 1242 neu organisiert und bevölkert wurde. König Béla IV. hat die Dominikaner bekanntlich sehr begünstigt. Seine Tochter Margarethe wurde ja bei den Dominikanerinnen erzogen und fand auch Aufnahme in den Orden.

In der Handschrift finden wir noch zwei bemerkenswerte Predigten hintereinander, die von ungarischen Händen geschrieben wurden. Die eine behandelt - sehr ausführlich - das Leben und Martyrium der Heiligen Katharina von Alexandrien, die andere wurde auf den Jahrestag der Weihe einer ecclesia und einer domus, einer Kirche und eines Ordenshauses, geschrieben, welche patres nostri viri religiosi ad laudem domini edificaverunt et consecraverunt (unsere Väter, die Ordensmänner zum Lob des Herrn erbaut und geweiht haben). Daß diese Sermones hintereinander stehen, ist vielleicht kein Zufall. Es könnte sich um ein Ordenshaus handeln, das die Hl. Katharina zur Patronin hatte. Ein solches Haus war auch der Konvent bei Veszprém (Veszprémvölgy), ein Doppelkonvent für Männer und Frauen. Es ist auch urkundlich bezeugt, daß das Kloster tatsächlich von den patres erbaut wurde.

Diese verlockende Annahme läßt sich jedoch nicht beweisen. Wir besitzen zwar eine Anzahl von Mosaiksteinchen, die kein volles, detailliertes Bild ergeben. Sämtliche Lücken lassen sich vielleicht nie füllen. Den Umriß des Bildes hat jedoch Robert Gragger mit sicherer Hand entworfen.

Anmerkungen

- 1 Bearbeitet von Franz Babinger, Robert Gragger, Eugen Mittwoch und J. H. Mortmann. Berlin - Leipzig 1927.

- 2 Ó-magyar Mária-siralom, Magyar Nyelv, 1923, 1 - 13; Eine altungarische Marienklage, Ungarische Jahrbücher, 1923, 27 - 46, zugleich Bd. 7 der "Ungarischen Bibliothek", Berlin - Leipzig 1923.
- 3 S. 235 - 236.
- 4 R. Gragger: Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken. Berlin - Leipzig 1921 (Ungarische Bibliothek 2).
- 5 R. Gragger: Aus einem niederländischen Arzneibuche des 15. Jahrhunderts. Mit Anmerkungen von Johannes Bolte und Oskar Ebermann. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 26 (1916), 194 - 201.
- 6 R. Gragger: Neue ungarische Sprachdenkmäler, Ungarische Jahrbücher, 1924, 221 - 222.
- 7 R. Gragger: Die acht Heiligen aus der Arpadendynastie, ebd. 1925, 314.
- 8 R. Gragger: Altungarische Erzählungen. Berlin 1927.
- 9 L. Mezey: Leuveni jegyzetek az Ómagyar Mária-siralomról, Irodalomtörténet, 1971, 356 - 370; französisch in: Acta Litteraria Academiae Scientiarum Hungaricae, 1969, 21 - 38.
- 10 Ausführlicher darüber, A. Vízkelety: "Világ világa, virágnak virága..." Az Ómagyar Mária-siralom. Budapest 1986. - Ders.: Die "Altungarische Marienklage" und die mit ihr überlieferten Texte, Acta Litteraria Academiae Scientiarum Hungaricae, 1986, 3 - 27.
- 11 Die kritische Ausgabe der Sequenz in: Carmina Burana, I. Bd. Text 3. Hrg. v. Otto Schumann und Bernhard Bischoff. Heidelberg 1970, 129 - 134.

Geschichte
Kultur- und Literaturgeschichte

Alexander T i n s c h m i d t

Die Donau und das Kräfteverhältnis zwischen den Großmächten nach dem ersten Weltkrieg

Die historischen, ökonomischen und kulturellen Aspekte der Donau-Schifffahrt spielten in den von Robert Gragger herausgegebenen "Ungarischen Jahrbüchern" wiederholt eine beachtliche Rolle. Bereits im ersten Band der "Ungarischen Jahrbücher" vom Jahre 1921 gab es zwei wissenschaftliche Aufsätze zu diesem Themenbereich. Eugen Kvassay untersuchte die "Donau vom Standpunkt der Schifffahrt"¹ und kam zu der Schlußfolgerung, daß angesichts der zahlreichen Furten und Felsbänke Schiffe von 650 Tonnen Tragfähigkeit für die Donau am zweckmäßigsten wären - nur nebenbei sei vermerkt, daß heute auf dem ungarischen Flußabschnitt Schiffe mit 1800 Tonnen verkehren. Im zweiten Aufsatz befaßte sich Eduard von Viczián mit der Verwertung der Wasserkraft der Donau für die Energiegewinnung², ein auch in unseren Tagen sehr brennendes Problem. Die nächstfolgenden Bände der "Ungarischen Jahrbücher" enthielten ebenfalls Artikel über die Donau: Im Band II - Jahrgang 1922 - erschien der Artikel von Alexander Domanovszky über die "Vergangenheit der ungarischen Donau-Handelsschifffahrt"³, und im Band III vom Jahre 1923 wurde das Problem unter dem Aspekt der Wiedergutmachung untersucht.⁴

Fragen der Donau-Schifffahrt besitzen eine hohe Aktualität. Vor 40 Jahren, am 18.8.1948, wurde in Belgrad die "Konvention über die Regelung der Schifffahrt auf der Donau" unterzeichnet.⁵ Dieses Abkommen entstand im Ergebnis von komplizierten internationalen Verhandlungen und bildet die völkerrechtliche Grundlage für die Schifffahrt auf diesem Fluß, der mit seiner Gesamtlänge von 2842 km - wie kein anderer Strom

der Welt - durch acht Staaten eines Kontinents fließt und an vier Abschnitten die Staatsgrenze bildet.

Hinzu kommt, daß Anfang der 90er Jahre mit der Fertigstellung des Main-Donau-Kanals zwischen Bamberg und Kelheim (BRD) eine transeuropäische Wassermagistrale entsteht, die mit einer Gesamtlänge von 3500 km zwischen Rotterdam und Sulina am Schwarzen Meer insgesamt 13 Länder verbindet und - direkt oder indirekt - die Interessen von 240 Millionen Menschen berührt.⁶ Am Main-Donau-Kanal geht es nicht nur um den - hinsichtlich der Umweltgestaltung heftig umstrittenen - Bau einer verkehrstechnischen Verbindung von zwei gewaltigen Stromregionen - des Rheins und der Donau -, sondern zum ersten Mal in der Geschichte der internationalen Schifffahrtskonventionen um anstehende Vereinbarungen zwischen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung: Die Schlußakte der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa vom 1. August 1975 nannte die Zusammenarbeit der europäischen Staaten im Hinblick auf die Wassermagistrale Rhein-Main-Donau unter den Projekten gemeinsamen Interesses.⁷

Mit dem Bau des Rhein-Main-Donau-Kanals verbinden die Anliegerstaaten der Donau bereits seit Jahrzehnten ein großes ökonomisches Interesse - zudem befaßten sich verschiedene internationale Verträge der Vergangenheit, darunter der Friedensvertrag von Versailles vom 28. Juni 1919 im Artikel 331 und der Friedensvertrag von St. Germain vom 10. September 1919, mit völkerrechtlichen Aspekten einer noch zu errichtenden "Schifffahrtsverbindung Rhein-Donau" sowie mit der "Internationalisierung" des Kanalstückes zwischen Bamberg und Kelheim an der Donau.⁸

Fragen der Donauschifffahrt wurden nach dem ersten Weltkrieg unter der Vorherrschaft der westlichen Siegermächte zunächst durch provisorische interalliierte Gremien und sodann, im Ergebnis der Internationalen Donaukonferenz von Paris, zu der Deutschland, Österreich, Ungarn und Bulgarien nur Vertreter mit beratender Stimme entsenden durften, mittels einer Konvention, der sogenannten Donau-Akte vom 23. Juli 1921,

geregelt.⁹ Die von den Alliierten festgelegten Bestimmungen für die Donauschifffahrt widerspiegelten die Interessen der großen Siegermächte, vor allem Frankreichs und Großbritanniens, und bezweckten, ihrer vollen Herrschaft über diesen großen europäischen Strom Dauer zu verleihen.

Die Grundpositionen der beiden Hauptmächte der Entente - Frankreichs und Großbritanniens - wurden am Ende des ersten Weltkrieges von zwei entscheidenden Faktoren geprägt: Einerseits bestand zwischen ihnen eine heftige Konkurrenz im Kampf um die Gewinnung der günstigsten Positionen in Mittel- und Südosteuropa, andererseits gab es eine grundlegende Übereinstimmung in der Absicht, eine mögliche Weiterverbreitung der kommunistischen revolutionären Bewegung zu verhindern und das Wiedererstehen eines starken Deutschland als potentiellen Konkurrenten nicht zuzulassen.

Gleich nach Abschluß des Waffenstillstandes mit den Mittelmächten wurde die Donau in zwei Einflußzonen geteilt: Die obere Donau zwischen Ulm und Orsova wurde dem Befehl des englischen Admirals Troubridge unterstellt, die untere Donau dem französischen Kommandeur Belloy. Der Oberste Rat der Alliierten beschloß am 19. Mai 1919 unter dem Vorsitz des französischen Ministerpräsidenten Clémenceau, zur Kontrolle der Donau-Schifffahrt eine Interalliierte Donau-Kommission zu bilden, die sich aus Vertretern Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten von Amerika und Italiens zusammensetzte und deren Vorsitz Admiral Troubridge übernahm.¹⁰ Ohne die Anrainerstaaten zu befragen, traf diese Kommission eine Reihe von Maßnahmen, die einen Teil der Hoheitsrechte der betreffenden Staaten verletzten.

Die b r i t i s c h e Außenpolitik war im Hinblick auf Europa traditionell auf die Wahrung des Gleichgewichts der Kräfte gerichtet. Solange das kaiserliche Deutschland und das zaristische Rußland als gewichtige Faktoren zu werten waren, setzte sich Großbritannien für die Beibehaltung der Einheit der Habsburger Monarchie ein, beim Ausgang des Krieges und nach den revolutionären Ereignissen in Rußland

rückten strategische Konzeptionen und konkrete Überlegungen für ein stärkeres Eindringen Englands auf die Außenhandelsmärkte des Balkans in den Vordergrund. Neben den Vorstellungen, auf dem Wege des Kapitalexports über die Englisch-Österreichische Bank in den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie an Einfluß zu gewinnen, tauchte im Sommer 1919 die Idee auf, die Donauschifffahrt finanziell der britischen Kontrolle zu unterstellen. Zu diesem Zweck wurde ein Finanz-Syndikat, das The River Syndicate Ltd. London, gebildet, das über den Aufkauf von österreichischen, ungarischen und süddeutschen Schifffahrtsgesellschafts-Aktien die britischen Positionen ausbauen sollte. Die Finanzgruppe erwarb für 312 500 Pfund Aktien der DDSG, für weitere 62 000 Pfund Aktien der Boden-Creditanstalt Wien¹¹, ferner Wertpapiere der "Süddeutschen Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft" und des ungarischen Unternehmens MFTR. 1920 verfügte sie über ein Kapital von 1,2 Millionen Pfund.¹²

Neben dem Einsatz seiner ökonomischen Mittel ließ Großbritannien auch seine Kriegsschiffe auffahren, die in verschiedenen Donauhäfen die militärische Macht Englands demonstrieren sollten. Außerdem nahm die britische Regierung über die Militärmissionen direkte Verbindung mit reaktionären Kreisen auf, um revolutionäre Veränderungen, wie sie zum Beispiel in Ungarn mit der Schaffung der Ungarischen Räterepublik zum Ausdruck gekommen waren, zu verhindern oder zumindest einzudämmen. Die unverhüllte Unterstützung der konterrevolutionären Armee Horthys im Kampf gegen die Ungarische Räterepublik im Sommer 1919 gehörte ebenso zu dieser Konzeption, wie die Landung britischer Truppen in Dunapentele am 25. August 1919 und die Besetzung der ungarischen Donau-Städte Paks und Földvár. Die Mannschaften britischer Kriegsschiffe besetzten Uferbefestigungen und verliehen den britischen Hegemoniebestrebungen nachhaltigen Ausdruck, während die französische Regierung die vorrückenden königlich-rumänischen Besatzungstruppen unterstützte.¹³

Der f r a n z ö s i s c h e Hegemonieanspruch er-

streckte sich politisch wie auch ökonomisch auf ganz Südosteuropa und setzte sich im Laufe der ersten Nachkriegsjahre zum Teil infolge personeller Veränderungen in der französischen Außenpolitik mit unterschiedlichen Zielrichtungen und Schwerpunkten durch.

In den strategischen Konzeptionen von Paris nahm zunächst die Unterstützung der Tschechoslowakei, Rumäniens und Jugoslawiens einen bevorzugten Platz ein, um durch die Intervention der Armeen dieser Länder die Diktatur des Proletariats in Ungarn zu stürzen. Anfang 1920, als im Ergebnis der Wahlen vom Januar 1920 extreme Politiker des französischen Imperialismus an Einfluß gewannen und in Ungarn das konterrevolutionäre Horthy-System installiert wurde, verlagerte sich der Schwerpunkt der französischen Außenpolitik vorübergehend auf Ungarn. Der neu berufene Ministerpräsident und Außenminister Millerand sowie der Generalsekretär des Außenministeriums Paléologue entwickelten historisch überholte Vorstellungen für die Schaffung einer mitteleuropäischen Staatenkonföderation mit dem Zentrum Budapest.¹⁴

Nach diesen Vorstellungen sollte auf dem Territorium der ehemaligen Monarchie, unter französischem Einfluß stehend, eine einheitliche Donau-Macht errichtet werden, um die Deutschland- und Rußland-Politik von Paris gleichermaßen zu stützen, das heißt, um einem eventuellen Vorstoß Deutschlands den Weg zu versperren und um die von Osten drohende Gefahr einer revolutionären Umwälzung zu bannen.

Die französischen Politiker um Millerand signalisierten Budapest gegenüber ihre Bereitschaft, bei den Verhandlungen über den Friedensvertrag gewisse geringfügige territoriale Veränderungen zugunsten Ungarns herbeizuführen, falls Ungarn seinerseits im Gegenzug bereit sei, die staatliche Eisenbahn MAV mit ihrem gesamten Schienennetz für 90 Jahre an eine französische Interessengruppe unter Beteiligung des Unternehmens Schneider et Creusot zu verpachten,¹⁵ die ungarischen Eisenwerke von Budapest und Diösgyör Frankreich zu überlassen, 200 000 Aktien der ungarischen Kreditbank an die französische

Interessengruppe zu verkaufen und die Konzession für die Errichtung eines Donau-Freihafens in Csepel an Frankreich zu vergeben. Die französischen Verhandlungspositionen ließen die Absicht erkennen, die ökonomische und politische Lenkung Südosteuropas zu übernehmen.

Der diplomatische Kampf um die Donau war in vollem Gange. Ungarns Ministerrat konferierte Ende Mai 1920 zweimal über die Verhandlungen mit Paris. Die Regierungen von Italien und England starteten Gegenaktionen. Italien befürchtete eine Schwächung der eigenen Positionen auf dem Balkan und ließ über den Beauftragten Cerutti ausrichten, daß die ungarische Regierung "im Interesse der Wahrung des Kräftegleichgewichts in Mitteleuropa" auf eine Vertiefung der Beziehungen zu Frankreich verzichten sollte, die britische Diplomatie äußerte ihre Bedenken gegen die geplante Transaktion - ließ jedoch gleichzeitig wortlos gewähren, daß das britische River Syndicate 48 Prozent aller Aktien des ungarischen Schiffahrtsunternehmens MFTR erwarb. Im September kam es zu einem Protest des britischen Gesandten in Paris.

Das Eindringen Frankreichs in die Schlüsselpositionen der ungarischen Wirtschaft scheiterte. Dafür gab es mehrere ökonomische wie auch politische Ursachen. Zum einen zeigte es sich sehr bald, daß Frankreich ökonomisch geschwächt und in hohem Maße an die USA verschuldet - es handelte sich um 4 Milliarden Dollar Schulden an die USA und um weitere 3 Milliarden Dollar an Großbritannien¹⁶ - bei weitem nicht über jene Finanzkraft verfügte, die es vor 1914 besaß und daher auch nicht in der Lage war, die ökonomische Entwicklung der Staaten Mittel- und Südosteuropas durch langfristige Kapitaleinlagen wesentlich zu unterstützen. Die hegemonialen Ansprüche Frankreichs stützten sich nicht auf die ökonomische Kraft des Landes, sondern auf politische und militärische Faktoren.¹⁷

Zum anderen entfalteten die Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien vom Sommer 1920 an eine rege gegenseitige diplomatische Aktivität. Außenminister Beneš reiste nach

Belgrad und unterzeichnete am 14. August 1920 das tschechoslowakisch-jugoslawische Abkommen, das den Kern der nachmaligen Kleinen Entente bildete und auf die Stabilisierung der mit dem Vertrag von Trianon völkerrechtlich verankerten Ordnung gerichtet war.¹⁸ Bei einem anschließenden Besuch von Beneš in Bukarest wurde zwar kein Abkommen unterzeichnet, Rumäniens Außenminister Ionescu bekundete jedoch die Bereitschaft seines Landes, den Vertragspartnern von Belgrad im Falle eines ungarischen Angriffs militärische Hilfe zu gewähren.

Die französische Diplomatie geriet mit ihrer auf Ungarn ausgerichteten Politik in die Isolierung. Paléologue mußte am 26. September 1920 zurücktreten, in der neuen französischen Regierung von Leygues übernahm Berthelot den Posten des Generalsekretärs im Außenministerium, der außenpolitische Kurs wurde geändert und die Verhandlungen mit Ungarn abgebrochen.

Die Interessenunterschiede zwischen den miteinander rivalisierenden Großmächten zeigten sich auch auf der Internationalen Donaukonferenz von Paris, die am 23. Juli 1921 zur Unterzeichnung der bereits erwähnten Donau-Akte führte. Trotz aller Meinungsverschiedenheiten waren sich die Großmächte einig in dem Bestreben, die völkerrechtliche Basis für die Privilegien zu erhalten, die sie sich bereits in vorangegangenen Abkommen gesichert hatten. So bestätigte die neue Konvention u.a. das weitere Bestehen der sogenannten "Europäischen Donaukommission", die nach Beendigung des Krimkrieges 1856 für den Mündungsbereich der Donau geschaffen worden war. Die Kommission besaß mit ihren Beamten persönliche und materielle Exterritorialität, erhielt Exekutivbefugnisse und verfügte u.a. über eine eigene Zivil- und Strafgerichtsbarkeit. Die Privilegien wurden erneuert - nur die Zusammensetzung der Kommission geändert. Der junge Sowjetstaat, ferner Deutschland, Österreich und die Türkei wurden von der Mitarbeit ausgeschlossen. Damit gehörte der Kommission neben Großbritannien, Frankreich und Italien als einzi-

ger Anrainerstaat nur Rumänien an.¹⁹

Mit der Donau-Akte von 1921 wurde zugleich eine zweite Kommission geschaffen, die "Internationale Donaukommission": Sie war für die schiffbare Strecke von Braila bis Ulm, also für den mittleren und oberen Flußabschnitt, zuständig. In diese Kommission entsandten die Uferstaaten sowie Großbritannien, Frankreich und Italien je einen Vertreter. Die Großmächte schufen vielfältige Möglichkeiten der Einflußnahme auf die Entscheidungen dieses Gremiums²⁰. So behielten sie sich u.a. das Recht vor, den Leiter des Ständigen Generalsekretariats zu stellen und damit die wichtigsten Beschlüsse der Internationalen Donaukommission zu bestimmen. Außerdem wurden in die Rechtsgeltung der Konvention auch bestimmte Abschnitte von schiffbaren Nebenflüssen und Seitenkanälen der Donau einbezogen. Unter diesen Bedingungen verwandelten die imperialistischen Großmächte die Rechtsverhältnisse auf der Donau völlig zu ihren Gunsten.

Den Völkern an der Donau gelang es erst nach Jahrzehnten, unter grundlegend veränderten Kräfteverhältnissen mit der Konvention von 1948 eine völkerrechtliche Vereinbarung durchzusetzen, die auf diesen zweitgrößten Fluß unseres Kontinents die Schifffahrt für die Angehörigen, die Handelsschiffe und die Waren aller Staaten gewährleistet - und gleichzeitig die volle Gleichberechtigung und die Souveränität der Anrainerstaaten sowie ihre wirtschaftlichen, politischen und militärischen Interessen beachtet. Das ist das bestimmende Wesensmerkmal der Konvention von Belgrad - und das ist die Basis für künftige völkerrechtliche Regelungen für gesamteuropäische Großschiffahrtsstraßen.²¹

Anmerkungen

- 1 E.Kvassay, Die Donau vom Standpunkt der Schifffahrt. Ungarische Jahrbücher, Hrsg. von R.Gragger, Berlin, Erster Band, 1921, S. 54-58.
- 2 E.v. Viczián, Die Wasserkraft der Donau. Ungarische Jahrbücher, Hrg. von R. Gragger, Berlin, Erster Band, 1921,

S. 52-53.

- 3 A.Domanovszky, Die Vergangenheit der ungarischen Donau-Handelsschifffahrt. Ungarische Jahrbücher, Hrg. R.Gragger, Berlin, Band II, S. 161-187.1922.
- 4 F.Fellner, Die internationale Zahlungsbilanz Rumpfungarns und das Problem der Wiedergutmachungen. Ungarische Jahrbücher, Hrg. von R.Gragger, Berlin, Band III, 1923.
- 5 Originaltext in: Dunajskaja Konferencija Belgrad 1948. Sbornik dokumentov. Conference Danubienne Beograd 1948. Recueil de documents. Belgrad 1949, S. 372 ff., deutsch in: Völkerrechtliche Urkunden zur europäischen Friedensordnung seit 1945, Bonn 1953.
- 6 Zur Schaffung der Rhein-Main-Donau-Verbindung u.a.: R. Schönknecht, A.Gewiese, Auf Flüssen und Kanälen. Die Binnenschifffahrt der Welt, Berlin 1988, S. 247 ff.; Vorträge auf dem Deutsch-Österreichischen Donautag in München am 22. Oktober 1987 in: Schifffahrt und Technik, Duisburg, H.29/1987, S. 36-50; O.Luczensky, DDSG und Main-Donau-Kanal, in: Schifffahrt und Strom, Wien/Linz, H. 86, Juni/Juli 1982, S. 13 f., J.Dégen, Az európai víziútrend-szer és a Duna, Gazdaság, Budapest, H. 4/1974, S. 39 ff.
- 7 Schlußakte der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa. Für Entspannung und dauerhaften Frieden in Europa, Dokumente, Berlin 1976, S. 163.
- 8 K. Zemanek, Die Schifffahrtswfreiheit auf der Donau und das künftige Regime der Rhein-Main-Donau-Großwasserstraße. Österreichische Zeitschrift für öffentliches Recht. Supplementum 4. Wien-New York 1976, S. 50 f.
- 9 RGB1. I, 1922, S. 287 ff.
- 10 Vgl. dazu I.Carana/I.Seftiuc, Die Donau in der Geschichte des rumänischen Volkes, Bukarest 1980, S. 101 ff.
- 11 Grössing/Funk/Sauer/Binder, Rot-Weiß-Rot auf blauen Wellen. 150 Jahre DDSG, Wien 1979, S. 126.
- 12 I.Carana/I.Seftiuc, Die Donau in der Geschichte des rumänischen Volkes, S. 109.
- 13 Vgl. Iratok az ellenforradalom történetéhez, Bd. I, Budapest 1956, S. 22, 27 und 128.
- 14 Vgl. dazu Gy. Juhász, Magyarország külpolitikája 1919/1945, Budapest 1975, S. 61.
- 15 E. Karsai, Számjeltávirat valamennyi magyar királyi követségnek, Budapest 1969, S. 31.
- 16 Gy.Ránkí, Európa gazdasága a két világháború között, in: Gölyavári esték, Budapest 1981, S. 148.
- 17 Gy.Ránkí, Gazdaság és külpolitika, Budapest 1981, S. 41.
- 18 M.Ádám, A Kisantant 1920-1938, Budapest 1981, S. 54.

- 19 Zu den Befugnissen der Europäischen Donaukommission vgl. L.Tončić-Sorinj, Die Geschichte der Internationalisierung der Donau. Südosteuropa-Jahrbuch, Bd. 5, München 1961, S. 90 und H.Miehsler, Die Donau im Völkerrecht, Der Donauraum, 1957, Heft 3/4, S. 181.
- 20 Vgl. dazu ausführlich A. Lederle, Die Donau und das internationale Schifffahrtsrecht, Berlin 1928, und W.Wegener, Die internationale Donau, Göttingen, 1951.
- 21 Vgl. Gy. Fekete, A Duna menti állandó együttműködése a hajózásban. Közlekedéstudományi Szemle, Budapest 1984, Heft 10, S. 437 ff. Ferner: Ph.Nau/J.Sengpiel, Auswirkungen der Eröffnung des Main-Donau-Kanals auf die deutsche und westeuropäische Binnenschifffahrt, in: Schifffahrt und Technik, Duisburg, H. 26/1987, S. 94-98.

Karl-Heinz J ü g e l t

Einige Bemerkungen zu den ungarischen und Ungarn betreffenden Beständen des 16.-18. Jahrhunderts in der Universitätsbibliothek Rostock

Untersucht man die älteren Bestände der Universitätsbibliothek Rostock in bezug auf die Ungarn betreffende Literatur, so stößt man auf eine nicht vermutete Fülle bedeutender und heute zeitweise sehr seltener Drucke vor allem zur ungarischen Geschichte, die man in der nördlichsten Universitätsbibliothek unseres Landes nicht vermutet hätte.

Man gewinnt bei näherer Untersuchung die Gewißheit, daß insbesondere Ungarn betreffende historische Werke zum selbstverständlichen Grundbestand einer wissenschaftlichen Bibliothek im 16.-18. Jahrhundert gehörten.

Seit einiger Zeit beschäftigen wir uns mit der Erarbeitung der Geschichte unserer Bibliothek. Dabei ist für uns Bibliotheksgeschichte in erster Linie Wirkungsgeschichte. Demzufolge steht die Darstellung des Wechselverhältnisses von Institution und Gesellschaft im Vordergrund. Der Hauptgegenstand ist deshalb die Erforschung der qualitativen Bestandsentwicklung. Bibliotheksgeschichte ist also für uns vor allem Bestandsgeschichte, wobei die Frage der Provenienz eine besondere Rolle spielt, die wir durch die Rekonstruktion der alten Rostocker Sammlung für die ersten zwei Jahrhunderte ihrer Geschichte von 1569 bis 1760 bzw. 1789¹ beantworten können.

In unserem hungarologischen Zusammenhang erhebt sich natürlich sofort die Frage nach den Beziehungen zwischen

Rostock bzw. Mecklenburg und Ungarn, die bisher weder von deutscher noch von ungarischer Seite näher untersucht worden sind. Es kann jedoch mit Recht behauptet werden, daß es bereits im ersten Jahrhundert nach der Gründung der Rostocker Universität im Jahre 1419 solche Beziehungen gab.

Wenn auch die Liste der Ungarländer und Siebenbürger in der langen Geschichte der Universität Rostock mit 100 Studenten von 1481 bis 1800 und 3 Promotionen im 18. Jahrhundert sich mit den Wittenberger, Jenaer oder Hallenser Zahlen nicht messen kann, so finden sich doch in der Rostocker Matrikel einige interessante Namen, die es lohnend erscheinen lassen, dieses Thema einmal gründlicher zu untersuchen.

Ebenfalls bisher unbeachtet von der ungarischen Forschung ist eine Beziehung zu Johann II. von Ungarn (János Zsigmond, gewählter König von Ungarn, erster Fürst von Siebenbürgen, 1540-1571), der der Universität 1561 durch Lukas Vinckleich² Briefe mit der Bitte um Gutachten in Religionsangelegenheiten übersandt hat.

Aus der Geschichte des mecklenburgischen Fürstenhauses wissen wir, daß der für die Geschichte unserer Bibliothek so bedeutsame Renaissancefürst Johann Albrecht I. (1525-1576) bereits im Sommer 1560 anlässlich eines Besuches bei Kaiser Ferdinand mit diesem eine Reise nach Ungarn unternommen hat. Von Wien aus besuchte er zwei ungarische Festungen, nämlich Preßburg und Komorn.³

Es verwundert deshalb nicht, daß bereits im Jahre 1569, also ein Jahr nach dem Erscheinen, die von Johann Sambucus (Zsámbóki) besorgte 2., vollständige Ausgabe des BONFINI (Basel, 1568)⁴ in seine berühmte Bibliothek aufgenommen wird. In die als Bibliotheca facultatis philosophicae 1569 begründete Sammlung unserer Bibliothek wurde eine deutsche Ausgabe der Bonfini'schen Ungarn-Chronik⁵ bereits 1612 mit der Bibliothek des Professors der Rhetorik, Magister Johann Simonius v. Burck, übernommen. Wann die erste von Martin Brenner 1543 in Basel herausgegebene unvollständige Ausgabe der "Rerum Ungaricarum decades tres" des Bonfini in die Bibliothek gelangte, wissen wir

noch nicht. Die von dem französischen Diplomaten Jacob Bongars zusammengestellte Sammlung "Rerum Hungaricarum Scriptores varii" (Frankfurt, 1600) mit so wichtigen Quellen, wie Callimachus (1437-1496), Galeotto (1427-1497), Petancius und Thuróczy-Chronik, die nach den Ausgaben Brünn, März 1488, und Augsburg, Juni 1488, erstmalig wieder herausgegeben wurde, ist im Jahre 1614 mit der 3. Ausgabe des Bonfini (Hanau, 1606) aus Geldern des Calenius'schen Legats erworben und in einem Band zusammengebunden worden.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch ein 35 Seiten umfassendes Oktavbändchen mit dem Titel CHRONOLOGIA PANNOIAE.

Ein Kurtze beschreibung deß Königreichs Ungern ... Sampt ein Geographische Mappen. Durch Lev. Hulsium, N.I.- Secunda Editio.- Gedruckt zu Nürnberg / durch Christoff Lochner.- M.D. XCVI. (1596). Es handelt sich um eine Erwerbung des 18. Jahrhunderts, in dem die Sammlung durch legierte oder geschenkte Privatbibliotheken bereichert wurde, in denen sich immer auch Ungarn betreffende Werke befanden.

Als Kuriosum unter den Quellen zur ungarischen Geschichte in unserer Bibliothek soll nun ein kleines Werk vorgestellt werden, das als Hungaricum Rostochiense aus dem Jahre 1685 bzw. 1686 bisher völlig unbekannt geblieben ist, das aber ein weiterer deutlicher Beweis dafür sein dürfte, daß die Geschichte Ungarns und die Ereignisse in Ungarn während der Türkenzeit, insbesondere in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts, nichts an Interesse eingebüßt hatten. In Verbindung mit der Sammlung einer großen Zahl von Flugschriften, Chroniken und historischen Beschreibungen in seiner Bibliothek war der Rostocker Polyhistor Johannes Mauritius Poltzius angeregt worden, ein intensives Quellenstudium zur ungarischen Geschichte zu betreiben und auf 64 Seiten eine kurze historische und geographische Beschreibung Ungarns zu liefern.

Vor einigen Jahren ist mir ein Bändchen der ehemaligen Rostocker Landesbibliothek⁶ in die Hände gekommen, das sofort meine Aufmerksamkeit erregt hat, weil auf dem Titelblatt zu lesen war:

Ungarisches CHRONICON

Darin kurz und deutlich beschrieben wird

Des fürtrefflichen Königreichs

Ungarn Beschaffenheit/ Herkunft/ Zu und

Abnahm/ Erkrankung und Genesung/ von Christi Ge-

bürt an/ bis auff gegenwertiges 1686ste Jahr: nebst ei-

nem ordentlichen Register der bekandten Könige daselbst/

von dem Weltkündigen Wüterich Attila an/ bis auff jetzt

regierende glorwürdigste Kaisert. auch Königl. Majestät

Leopoldum I. unsern gnädigsten Kaiser und Herren. Wie

auch 100. der fürnehmsten Städte und Schlöffer/

dabey verschiedener Feldschlachten/ Bela-

ger und Eroberungen gedacht

wird/

Mit Fleiß aus bewehrten Autoribus und

glaubwürdigen Relationibus zusammen getra-

gen und auff^{neue} heraus gegeben

von

M. JOHANNES MAURICIUS

POLTZIUS,

Pred. an St. Johann. Kirchen in Rostock.

ROSTOCK

Gedruckt bey Jacobus Neicheln/ E. E. Rahts Buchdr.

Bibliographische Nachforschungen blieben erfolglos. Keine ungarische Bibliographie kannte diesen Titel. "Auffs neue herausgegeben" führte zu Nachforschungen nach einer früheren Ausgabe, die ich auch im Bestand der Universitätsbibliothek fand und die mit folgendem Titelblatt⁷ herausgegeben wurde:

Ein klein
Ungarisches
CHRONICON
darin zwar kürzlich/
Doch ümständ- und deutlich nach wahrhaftem Bericht/ vor
Augen gelegt und beschrieb. n wird

- I. Dieses fürtrefflichen Königreichs Herkunft und Ursprung/ Zustand/ Abnahm/ Erfrankung und Beseßung/ von Christi Geburt an/ bis auff angehendes 1686te Jahr.
- II. Entwurff gewisser Dynastien oder Regierungs- Arten so darinnen vorgangen.
- III. Ein ordentliches Register der bekandten Könige daselbst/ von dem weltkündigen Wäterich Atula an/ bis auff jetzt regierende gloriwürdigste Kaiserl. auch Königl. Majestät/ LEOPOLDUM I. unsern gnädigsten Kaiser und Herrn. Bey deren etlichen auch ihre verrichtete Thaten angemerket worden/
- IV. Dieses Königreichs Situation, Insulen/ Ströme/ Reichthumb an Vieh/ Gold/ Silber/ Edelgesteinen/ Wein/ Saltz und Sauerbrunnen.
- V. Dessen jetzige Regiments-Form so wol im Reich/ als in etlichen Städten/
- VI. Hundert der fürnehmsten Städte und Schloßer/ sammt beygefügtem Rahmen-Register/ dabey
- VII. Curieuse und anmühtige Erzehlung der fürnehmsten Schlachten/ Belager- und Eroberungen/ und anderer raren Begebenheiten/ bis auff das anfangende 1686te Jahr.

Welches alles aus den bewehrtesten Autoribus zwar eiligst/ doch treulichst mit Fleiß und ordentlich/ zusammen getragen/ mit 4. Kupferstücken/ als 1. Europa, 2. Hungaria, 3. der Städte Ofen und Pest/ und 4. der Belagerung Neuweusel gezieret/ und auff vornehmer Öänner inständiges Inhalten heraus gegeben

M. JOHANNES MAURICIUS POLTZIUS,
Prediger der Gemeine zu St. Georg/ an St. Johannis
Kirchen in Pestock/

H O S T E R/
Gedruckt bey Jacobus Dieckeln/ E. E. Nahts Buchdrucker.

Dieser Band enthält nun eine gedruckte Widmung "Denen Ehrliebenden XVI Männern der Weltberühmten Ansee- und Handel-Stadt Rostock", (folgen 13 Namen) und gibt eine umständliche Begründung für die Veröffentlichung in der weitschweifigen Sprache des Barock, wobei er davon ausgeht, daß die christlichen Heere in den vergangenen drei Jahren große Siege über den Erbfeind, den Türken, errungen haben.

Durch besondere Gelegenheit und Umstände der Zeit hat er immer neue "Historien" gesammelt und die ersten vier Bogen seiner Chronik schon Ende 1684 fertiggestellt und in Druck gegeben. Die letzten vier Bogen hat er nun zum Ende des Jahres 1685^B geschrieben und überreicht sie den Rostocker Ratsherren nun als "ein geringfügig Neu-Jahrs-Geschencklein" und als Dank für die bisherige "Wolgewogenheit", die darin bestand, daß er ab 1686 zum Pastor der Hl.-Geist-Kirche berufen worden war.

Die Universitätsbibliothek Greifswald besitzt ein in bezug auf das Titelblatt und den Text bibliographisch identisches Exemplar, allerdings mit einer Widmung "Dem günstigen Leser meinen Gruß" und der Erklärung, daß "ohn meinen Vorsatz gegenwärtiges Tractätlein herfür gekommen". Der Autor bittet den Leser, dieses Werk geneigt anzunehmen, obwohl es schon viele vortreffliche Arbeiten über Ungarn gibt, die er in seinem Text als "reine Quellen" nennt, aber Ungarn muß doch ein "fürtreffliches Reich" gewesen sein, wenn die alten Schriftsteller gesagt haben "Extra Pannoniam non est vita: aut, si est vita, certe non est ita".

Auch hier erwähnt er, daß die beiden Hälften des Bändchens in einem Abstand von einem Jahr gedruckt wurden.

Ehe ich zum Inhalt und zum Verfasser einige Bemerkungen mache, soll festgehalten werden, daß das Interesse an dem kleinen Werk offensichtlich groß genug war, im folgenden Jahr 1686 die eingangs beschriebene neue Ausgabe zu veranstalten.

Allerdings wurde dabei der Text völlig unverändert abgedruckt; möglicherweise wurden auch die noch vorhandenen Druckbogen nur mit einem neuen Titelblatt versehen und die beiden unterschiedlichen Widmungen weggelassen. Selbstbewußter heißt es

nun auf dem Titelblatt nur Ungarisches CHRONICON.

Der Autor teilt seine Chronik nach der Mode seiner Zeit ziemlich willkürlich in 23 sehr unterschiedlich gegliederte Paragraphen ein.

In einem ersten Teil beschreibt er die Vor- und Siedlungsgeschichte des Territoriums bis zum Tode Attilas (§ 1) und unter der Herrschaft der Söhne Attilas bis Géza (§ 2), beschreibt dann (§ 3) die Historie des Königreichs, dargestellt an den 6 Dynastien entsprechend dem "Theatrum historicum" des Christoph Helvicus,⁹ verweist aber auch darauf, daß andere Historiker nur vier Dynastien zählen.

Im einzelnen werden dann (§ 4) die 23 christlichen ungarischen Könige der dritten Dynastie von Stephan I. bis Andreas III., die 6 Könige der vierten Dynastie (§ 5), die fünfte ungarische Herrschaft (§ 6) und die sechste ungarische Dynastie, das "Haus Österreich" mit 14 Königen (§ 7) vorgestellt.

In einem zweiten Teil werden die natürliche Beschaffenheit des Landes (§ 8), die Grenzen (§ 9) und die Einteilung des Landes (§ 10) - an Hand einer nach der Ungarn-Karte von Hondius (Amsterdam, 1609) gezeichneten Karte¹⁰ - sowie das geistliche und weltliche Regierungssystem (§ 11) und die Einwohner Ungarns (§ 12) beschrieben.

Die Beschreibung der Hauptstadt Preßburg (§ 13) steht am Anfang der Vorstellung von 36 "vornehmsten" Städten zwischen Donau und Theiß (§ 14). Es folgen 5 Städte Oberungarns - Transsaniens (§ 15), 9 Städte Niederungarns (§ 16), 10 Städte Slavoniens - Pannonia interamnis (§ 17) und 21 Städte jenseits der Drau in Niederungarn (§ 18).

Im dritten Teil folgen neuere historische Ereignisse, wie der Entsatz der Stadt Gran (Esztergom) im Jahre 1685 (§ 19), "Ein kleines Diarium oder Tag-Registerlein der harten Belagerung der Stadt OFEN (Buda), so vorm Jahr (1684) geschehen" (§ 20),¹¹ die Belagerung und Eroberung der Festung Neuhäusel (1685, Rückerobertung 9./19. August 1685) (§ 21) sowie die Eroberung verschiedener Städte im Jahre 1685 und die Beschreibung von Leopoldstadt (§ 22). Zum Schluß (§ 23) werden

noch weitere 7 Städte in Oberungarn vorgestellt. Am Ende des Bändchens finden wir in einem alphabetischen Register alle erwähnten ungarischen Städte und Schlösser.

Wer war nun der Autor, der sich auf dem Titelblatt "Magister Johannes Mauritius Poltzius, Prediger der Gemeine zu St. Georg an St. Johannis-Kirchen in Rostock" nennt?

Wir kennen seinen Lebensweg aus dem sehr ausführlichen Beerdigungsprogramm des Rektors der Universität, Wilhelm David Habermann, Doktor und Professor der Medizin, vom 11. Dezember 1708. Poltzius war am 21. November 1708 gestorben. Traditionsgemäß hatte der Rektor der Universität zur Trauerfeier eingeladen und seine Einladung mit einem ausführlichen Lebenslauf des Verstorbenen versehen.

Demzufolge wurde Johannes Mauritius Poltzius am 4. Mai 1638 in Berlin als Sohn des Rektors des Berliner Gymnasiums und ehemaliger Student der Wittenberger Universität, Magister Johannes Poltz, einem Böhmen aus Karlsbad, geboren.

Nach der Flucht der Familie vor der Pest 1644 aus Berlin nach Wismar war der Vater dort bis zu seinem frühen Tod im gleichen Jahre Rektor des Gymnasiums, wo auch sein Sohn eingeschrieben war.

Johannes Mauritius wurde bereits 1649 in Rostock immatrikuliert, aber erst 1658 vereidigt. Im Jahre 1656 wurde er von Joachim Jungius, dem berühmten Rektor des Hamburger Gymnasiums, immatrikuliert und genoß dort den Unterricht berühmter Lehrer. 1658/59 studierte er wieder an der Rostocker alma mater, um dann einige Jahre im Ausland als Privatlehrer tätig zu sein. So wirkte er 1644 an der Universität Upsala und kehrte 1666 nach Wismar zurück. 1669 wurde er in Rostock von der Philosophischen Fakultät rezipiert, nachdem er bereits 1667 zum Magister philosophiae promoviert worden war, und war als Dozent tätig. 1668 wurde er dem Pastor bei St. Johannis zugeordnet, heiratete und wurde im Laufe der Jahre Vater von 9 Kindern, von denen 5 am Leben blieben. Er heiratete zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau im Jahre 1687 nochmals und hatte mit seiner 2. Frau weitere 6 Kinder, von denen 1708 nur noch ein Sohn am Leben war.

1686 war er zum Pastor der Hl. Geistkirche berufen worden. Außerdem war er Dozent für Mathematik, wurde als Experte vom Güstrower Herzog Gustav Adolph in Kalenderfragen 1791 auf Forschungsreisen geschickt, hielt auch hebräische und homiletische Vorlesungen und verfaßte eine Anzahl theologischer Arbeiten. Am 13. März 1695 wurde er zum Doktor der Theologie promoviert und im gleichen Jahr zum Professor der Poesie berufen.

Sein "Chronicon Hungariae" fällt eigentlich völlig aus dem Rahmen seiner sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten.

Betrachtet man aber die Ungarn betreffenden Bestände seiner Bibliothek, deren Auktionskatalog aus dem Jahre 1709 wir im Archiv der Universitätsbibliothek besitzen, weil die Auktion vom amtierenden Bibliothekar durchgeführt wurde, dann erschließt sich uns sein besonderes Interesse an Ungarn.

Nähere Untersuchungen haben gezeigt, daß Poltzius einen großen Teil der von ihm in seiner Chronik genannten Quellen selbst besaß und vor allem im zweiten Teil seiner Chronik die neuesten Ereignisse der Jahre 1684 - 86 aus zeitgenössischen Flugschriften und Zeitungen abgeschrieben hat.¹²

Anmerkungen

- 1 1760 erfolgte die Gründung einer herzoglichen Universität Bützow und 1789 wurden beide Universitäten wiedervereinigt.
- 2 Lucas Vinckleich, Cibimerim ex antiqua Dacorum regione (Transylvania), wurde in Rostock 1562 als art. mgr. Vitebergensis immatrikuliert.
In der Matrikel heißt es dazu: qui nobis attulit Hungariae regis Johannis literas et scriptum ecclesiarum Transylvanicarum de Sacramento, ut concilium et facultas t/h/eologica suum iudicium et censuram ferret.
- 3 Vgl. Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg. T. 1.2. / Fr. Schirmacher.- Wismar, 1885.- S. 370.
- 4 Bonfini, Anton: Rerum Ungaricarum decades quatuor, cum dimidia.- Basel: Ex officina Oporiana, 1568.- 923 S.- Index.

- 5 Im Verzeichnis der Simonianischen Bibliothek von 1609 als "Ungrische chronicon mitt Kupfer formiret" eingetragen, handelte es sich wohl um die "Ungerische Chronica" (Frankfurt/M., 1581).- Der Band ist leider im ersten alphabetischen Katalog von 1709 nicht verzeichnet.
- 6 Bibliothek der Mecklenburgischen Ritter- und Landschaft zu Rostock gepr. 1740.
- 7 Von den auf dem Titelblatt angekündigten 4 Kupferstücken befinden sich lediglich zwei im Greifswalder Exemplar.- Vgl. Anm. 8 und 9.
- 8 Diese Dedikation ist unterzeichnet am 10. Dezember 1685.-
- 9 Helvicus, Christoph: Theatrum Historicum.- Marburg, 1629.- Vgl. Auktionskatalog der Bibliothek Poltz von 1708 S. 61 Nr. 77
- 10 Diese auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe als Kupferstück angekündigte Karte ist nur im Greifswalder Exemplar enthalten.
- 11 Das auf dem Titelblatt angekündigte Kupferstück der Städte Ofen und Pest ist ebenfalls nur im Greifswalder Exemplar enthalten.
- 12 Zu nennen wären hier als Auswahl:
 - . Münster Sebastian: Cosmographia.- Basel 1545 (S. 4 Nr. 21)
 - . Clüver, Philipp: Geographia antiqua [Ein Band mit 41 Tafeln]. O.O. u. J. [im Auktionskatalog: Tabulae geographicae.] (S. 27 Nr. 24 fol.)
 - . Clüver, Philipp: Introductio in Universam geographiam tam veteram quam novam.- Guelphob., 1667 (S. 69 Nr. 153)
 - . Helvicus, Christoph: Theatrum historicum.- Marburg, 1629 (S. 61 Nr. 77)
 - . Osiander, Johann Adam: Epitome historiae ecclesiae centuria.- T. 1-6.- Tubingae, 1592.- (?) (S. 99 Nr. 189)
 - . Funccius, Johannes: Chronologia annorum ab initio mundi usque ad annum ... 1553.- Basel, 1554 (S. 5 Nr. 6)
 - . Zeiler, Martin: Beschreibung des Königreichs Ungarn.- Ulm, 1664 (S. 75 Nr. 209).
 - . Minsicht, Christian [Das ist Francisci, Erasmus] Beschreibung des König-Reichs Hungarn mit Land-Carten.- Nürnberg, 1664 (S.130 Nr. 153)

- . Mäurers Meurers Relationes historicae de anno 1684.
2. mahl.- Frankfurt, 1685 (S. 142 Nr. 61)
- . Die Hungarisch-Türckische Chronick.- Mit vielen Kupfern,
rahren Müntzen und Wapen.- Nürnberg, 1685 (S. 156 Nr. 1)
- . Reconciliatio der Ungarischen Stände mit dem Oesterreichi-
schen Hause. Anno 1606 (S. 64 Nr. 107)
- . Diarium der harten Belagerung Ofen (S. 143 Nr. 66)
= Diarium der harten ... (Belägerung der) ... Vestung
Ofen.- Hamburg, Heinrich Heuss, 1684/nebst Beilage: Po-
litische Überlegung der Belagerung Ofen, und selbiger Auf-
hebung. Wird verkauft bey Heinrich Heuss, neben der Ban-
co1684, 2°, 1 Bl.

und

- . Politische Überlegung der harten und blutigen Belägerung
der berühmten ungarischen Residentz und Vestung Ofen, und
selbiger Aufhebung. Deme ist beygefüget das Diarium, was
von Tage zu Tage in wärender Belägerung passiret und vor-
gelaufenS. 1. et typ. Gedrückt im Jahr 1685.- 4°. 8 un-
gezl. Bl.
- . Vierfacher Bericht von der Action vor Neuheusel.-
Rostock, 1688.- mit Kupfern.- Nürnberg, 1685 (S. 158
Nr. 31)
- . Im-Hof von Mörlach, Johann Hieronymus Hieronimi Re-
latio Historico-Politica.- Sultzbach, 1684 (S. 138 Nr.3)

Richard P r a ½ á k

Der Aufklärer Ferenc Kazinczy und die Slawen, Deutschen und Ungarn

Robert Gragger widmete in seinem reichen Werk dem bedeutenden ungarischen Aufklärer Ferenc Kazinczy große Aufmerksamkeit, in besonderen Studien beschäftigte er sich auch mit Kazinczys Molière-Übersetzungen und mit seiner Tätigkeit als Schulinspektor in Nordostungarn.¹ Gestatten Sie mir deshalb, daß ich in meinem Beitrag ein paar Gedanken zur aufklärerischen Weltanschauung von Ferenc Kazinczy in bezug auf seine Beziehungen zu den Slawen, Deutschen und Ungarn äußere, und zwar im Vergleich zu seinem bedeutenden Zeitgenossen, dem führenden tschechischen Aufklärer Josef Dobrovský.

Wenn man Kazinczy mit Dobrovský vergleicht, muß man den aufklärerischen Ausgangspunkt ihrer Anschauungen betonen, der sich in der Frage des sogenannten Kosmopolitismus und Patriotismus äußerte, die bereits während der Aufklärung aktuell wurde, und im Zusammenhang damit muß man auch ihren Widerstand gegen den einseitigen Nationalismus sehen, den wir bei Dobrovský durch seine Verurteilung des extremen und intoleranten Madjarismus belegt haben. Ausdrucksvoll formuliert finden wir diesen Zug auch bei Kazinczy bereits im Jahre 1788 in seiner negativen Bewertung des Romans Etelka von Andrés Dugonics, in dem die finnisch-ugrische Verwandtschaft der Ungarn bereits instinktiv gegen die Auffassung der slawischen Solidarität und Wechselseitigkeit gestellt wird und der in der ungarischen Literatur eine Reihe aggressiv nationalistischer Werke einleitet, in denen alles Nichtungarische, besonders die Slowaken und die übrigen Slawen, eine stark karikierte,

abstoßende Form erhalten, damit die idealen Eigenschaften der ungarischen Gestalten um so mehr hervorragen. "Wie ich traurig wurde", - schrieb Kazinczy über Etelka - "als ich in ihr kindliche Affektation fand: ich bin Ungar. Ich bin auch stolz darauf, daß ich Ungar bin, jedoch verbinde ich dies nicht mit Beleidigungen gegen andere Völker und steigere dieses Bewußtsein nicht bis zur Unerträglichkeit. Ich habe mich geschämt, als ich erkannte, wie sich mein Kollege (verstehe Dugonics) durch ungehöriges und unbegründetes Hervorheben des Namen Ungar lächerlich machte." ²

Noch eindeutiger formulierte Kazinczy seine Auffassung zu diesen Fragen in seiner Stellungnahme zu den serbischen Nationalitätsbemühungen, die er im Brief an den orthodoxen serbischen Bischof Lukijan Mušicki vom 5. Februar 1842 ausdrückte, wo wir diese beachtenswerten Worte lesen können: "Denke nicht, daß ich mit Mißgunst und Eifersucht Eure Bemühungen betrachte, sondern sei überzeugt, daß ich von ganzem Herzen wünsche, daß der Himmel Eure verdienstvollen Bemühungen krönen möge. Mein Patriotismus ist dem Kosmopolitismus nicht zuwider, und da ich die Entfaltung der ungarischen Sprache erwünsche, was ich, so gut ich kann, unterstütze, bitte ich den Himmel trotzdem nicht, daß sie zu Ungunsten anderer Sprachen blühen möge..."³

Diese Worte sind nicht nur für die humanistische Weltanschauung Kazinczys, sondern für die ganze erste Etappe der Entwicklung der ungarischen nationalen Bewegung kennzeichnend, da die Nationalitätengegensätze in Ungarn sich noch nicht so zugespitzt hatten und der ungarische liberale Adel seine gewalttätige ungarisierende Politik noch nicht konsequent durchsetzte. Deshalb kehrten während der Verstärkung der ungarisierenden Bemühungen am Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts die Stur-Anhänger in der Slowakei zu diesen Worten zurück, und der slowakische Schriftsteller Jozef Miloslav Hodža veröffentlichte Kazinczys Brief an Mušicki in der Beilage zu seinem Artikel Lukijan Mušicki, ein Karlstädter orthodoxer Bischof in der Zeitschrift Hronka in dem Jahre 1837 als Beweis für die Möglichkeit einer freundschaftlichen Lösung der slawisch-ungarischen Beziehungen im Rahmen Ungarns.⁴

Interessant ist auch Kazinczys aufrichtiges Verhältnis zum Slawenapostel Johann Gottfried Herder, dessen Werke er mit seinem Freund, dem Ödenburger Superintendenten János Kis, eifrig studierte. Die im Geiste Kollárs aufgefaßte Betonung der Lehre von Herder über die Menschlichkeit finden wir auch bei Kazinczy, dessen liebstes Zitat von Herder folgende Worte waren:

"Ein edler Held ist, der für's Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft."⁵

An dieser Stelle dürfen Kollárs bekannte Worte nicht unerwähnt bleiben: "Und immer wenn du Slawe rufst, möge sich ein Mensch melden."

Diese Bewunderung des Herderschen Aufklärungshumanismus war damals keineswegs vereinzelt. Sie tritt uns z. B. bei dem Göttinger Schüler von Schlözer und Redakteur der Zeitschrift Magyar Hirmondó, Mátyás Rát, und dem Schriftsteller und Dichter Ferenc Verseghy entgegen.⁶

Kazinczy stand ähnlich wie Dobrovský außer Herder auch Kant nahe, den er in seiner Epigrammsammlung Tövisék és virágok (Dornen und Blüten) gegen die Angriffe verständnisloser Kritiker verteidigte.⁷ Sein Vorbild jedoch war Rousseau, den er im Gegensatz zu Voltaire - wie er selbst sagte - auch mit seinen Fehlern liebte, denn auch in ihnen verfolgte er einen heiligen Auftrag des Gewissens.⁸ Diese Ehrfurcht vor dem eigenen Gewissen, vor der Wahrheit, war ebenso wie bei Dobrovský auch bei Kazinczy ein wertvoller Zug seines Lebens. Dieser Achtung wegen kam er ins Gefängnis und verbrachte ihretwegen den größten Teil seines Lebens auf einem weltverlorenen Gut in Nordostungarn. Trotzdem gelang es ihm, sich zum geistigen Führer seiner Generation hochzuarbeiten und allgemeine Achtung zu erlangen - nicht durch Kompromiß, sondern durch Kampf und schöpferische Bemühung. Wenn wir den Lebensweg Kazinczys und Dobrovskýs vergleichen, finden wir viel Gemeinsames. Ähnlich wie Dobrovský in seinen Zeitschriften Böhmische Literatur, Böhmische und mährische Literatur und Literarisches Magazin

für Böhmen und Mähren kämpfte auch Kazinczy in seiner Zeitschrift Orpheus (1790) gegen religiösen Fanatismus und Aberglauben, für die geistige Freiheit. Er berief sich dabei auf Helvétius und Rousseau, dessen Gesellschaftsvertrag er ins Ungarische übersetzte.⁹ Genau wie Dobrovský bekannte er sich in der reaktionären Ära Franz II. stolz zu seinen aufklärerischen und josephinischen Anfängen und blieb ihnen sein ganzes Leben treu; auch Kazinczy hob immer Van Swietens Plan einer einheitlichen Erziehung ohne Rücksicht auf die soziale Herkunft der Schüler hervor, stolz erinnerte er sich auch an seine Begegnung mit Born und Sonnenfels.¹⁰

Kazinczy hatte im Gegensatz zu Dobrovský keine unmittelbaren Kontakte mit den Vertretern der tschechischen nationalen Bewegung. Und trotzdem verbrachte er vier Jahre seines Lebens in Mähren. Es war allerdings ein unfreiwilliger Aufenthalt im Gefängnis auf dem Spielberg und in Zabrdowitz (Zábrdovice) in Brünn, wo Kazinczy seine Strafe für die Beteiligung an der Jakobinerverschwörung abbüßte. Und doch war sein Aufenthalt für Kazinczy nicht völlig unbedeutend. Er wurde sich hier der Unmöglichkeit eines revolutionären Weges in den gegebenen Verhältnissen bewußt; hier kristallisierte sich seine Vorstellung über die Spracherneuerung, über den kulturellen Aufschwung seines Volkes in einer Zeit politischer Unterdrückung und Unfreiheit heraus, die auch eine unerläßliche Voraussetzung für seinen künftigen erfolgreichen politischen Kampf bildete.

In diesem Sinne verstand Kazinczy das nahestehende Los der tschechischen und ungarischen Nation in der Habsburger Monarchie, und deshalb finden wir in seiner Orientierung auf die Spracherneuerung so viele Berührungspunkte mit dem tschechischen neologischen Programm von Josef Jungmann und seinen Gefährten.¹¹ In seinem Gefängnistagebuch (ungarisch: Fogságom naplója) erinnerte sich Kazinczy gern auch an die konkrete Hilfe der Tschechen im Brünnener Gefängnis. Er wurde über die kulturellen und politischen Ereignisse in Böhmen und Mähren auch später nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis informiert durch die Briefe seiner Freunde Gábor Döbrentei, József Csehy, seines Bruders László Kazinczy u. a.

Und so ist die "tschechische Etappe" des Lebens von Kazinczy nicht nur mit der demütigenden Einkerkung in Brünn verbunden, sondern auch mit dem Verständnis tschechischer politischer und kultureller Bedürfnisse, die er unter dem Gesichtspunkt der aufklärerischen humanistischen Auffassung seiner großen deutschen Vorbilder Johann Gottfried Herder und Immanuel Kant beurteilte. Kants berühmte Definition der Aufklärung: "Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung ..." ¹³ wurde zum Ausgangspunkt Kazinczys Kampfes für politische, kulturelle und nationale Emanzipierung der Ungarn und der kleinen slawischen Nachbarn in der Zeit der Aufklärung.

Anmerkungen

- 1 Siehe R. Gragger, Kazinczy két ismeretlen Molière fordítása (Zwei unbekannte Molière-Übersetzungen Kazinczys), Egyetemes Philologiai Közlöny 1909, S. 458 - 459, und derselbe, Kazinczy Ferenc iskolai inspektorságához (Ferenc Kazinczy als Schulinspektor), Irodalomtörténeti Közlemények 1918, S. 87 - 90.
- 2 Vgl. den Brief Ferenc Kazinczys an Gedeon Ráday d. A., s. d. (aus dem Jahre 1788), Kazinczy Ferenc levelezése, Ed. J. Váczy, 1, Budapest 1890, S. 195 ff.
- 3 Ebenda, 9, Budapest 1899, S. 276.
- 4 Siehe R. Pražák, Maďarské obrození a srbská lidová poesie (Die ungarische Wiedergeburt und die serbische Volkspoesie), In: Franku Wollmanovi k sedmdesátinám (Sammelband, der dem 70. Geburtstag von Frank Wollman gewidmet ist), Praha 1958, S. 443, und I. Fried, A délszláv népköltészet recepciója a magyar irodalomban Kazinczytól Jókaiig (Die Rezeption der südslawischen Volkspoesie in der ungarischen Literatur von Kazinczy bis Jókai), Budapest 1979, S. 67, 50 - 59.
- 5 Siehe den Brief Ferenc Kazinczys an József Dessewffy aus Széphalom vom 12. März 1808, Kazinczy Ferenc levelezése, Ed. J. Váczy, 5, Budapest 1894, S. 349.
- 6 Vgl. Gy. Kókay, Göttinga, Rát Mátyás és felvilágosodáskori

irodalmunk kezdetei (Göttingen, Mátyás Rát und die Anfänge unserer Literatur in der Aufklärungszeit), Magyar Tudományos Akadémia I. Osztályának Közleményei 23, 1966, S. 134 - 135, und J. Szauder, Versegly és Herder (V. und H.), Filológiai Közlöny 1958, Nr. 3 - 4, S. 700 - 713. Über Herders Einfluß in Ungarn vgl. das synthetische Werk von B. Pukánszky, Herder hazánkban (H. in unserer Heimat), Német Philológiai Dolgozatok, B. 21, Budapest 1918, und neuestens auch I. T. Erdélyi, Herder in der ungarischen Literatur, Johann Gottfried Herder. Zur Herder-Rezeption in Ost- und Südosteuropa. Berlin 1978, S. 146 - 157.

- 7 Siehe A magyar irodalom története 1848-ig (Geschichte der ungarischen Literatur bis 1848), Budapest 1957, S. 283.
- 8 Vgl. den Brief Ferenc Kazinczys an Farkas Cserey vom 24. Jänner 1807, Kazinczy Ferenc levelezése, Ed. J. Váczy, 4, Budapest 1893, S. 469.
- 9 Siehe A magyar irodalom története 1849-ig, S. 278.
- 10 Vgl. die Briefe von Ferenc Kazinczy an Farkas Cserey aus Széphalom vom 29. Dezember 1806 und an Karl Georg Romy aus Széphalom vom 30. November 1809, Kazinczy Ferenc levelezése, Ed. J. Váczy, 4, Budapest 1893, S. 452, und 7, Budapest 1896, S. 113.
- 11 Eine interessante Analyse und Vergleich der Sprachbemühungen der Jungmannanhänger und der ungarischen Spracherneuerung übermittelte H. Becker in seiner Arbeit Zwei Sprachanschlüsse, Berlin und Leipzig 1948.
- 12 Ich zitiere nach K. Eder, Der Liberalismus in Altösterreich, Wien und München 1955, S. 30.

István Fried

Deutsch-ungarische Biliterarität¹ (Gesichtspunkte zur Untersuchung der deutsch-ungarischen literarischen und kulturellen Beziehungen im Vormärz)

Sowohl die neuere ungarische als auch die neuere deutsche Literaturwissenschaft hat sich wenig mit der Analyse der deutschsprachigen Kultur- und Literaturgeschichte in Ungarn beschäftigt². Dies ist ein um so größerer Fehler, je mehr in der vergleichenden Literaturwissenschaft die Untersuchung der kulturellen Kontexte (air culturelle) in den Vordergrund treten und die sich einerseits auf dem Gebiet der regionalen Synthesen, der interliterarischen Gemeinschaften³ und andererseits auf dem Gebiet der sich in ein größeres Ganzes einfügenden, Kontaktologie entfaltenden Forschungen die genauere Beleuchtung des Weges der verschiedenen literarischen Richtungen, Bewegungen, Themen, Motive, Formen, dichterischen Verhaltensweisen und Genres beziehungsweise die Skizzierung eines Rundblickes unerlässlich machen, der auch die vermittelnden Faktoren nicht vernachlässigt. Besonders interessant und lehrreich kann in dieser Hinsicht die Untersuchung der Kultur und der Literatur der deutschsprachigen Bevölkerung in Ungarn sein, da es sich hierbei - wenn wir auch über keinen Autor von besonderer Bedeutung berichten können - um ein in einer Grenzsituation, in einem doppelten Anziehungsbereich existierendes kulturelles Bewußtsein handelt: im Kontext der Muttersprache gehört diese Bevölkerung einer größeren - sprachlichen - Gemeinschaft an, während sie sich hinsichtlich der historisch-kulturellen Traditionen im breiteren Sinne im ständigen Zusammenleben mit dem Ungarntum (in anderen Gebieten mit den

Serben, den Kroaten beziehungsweise den Slowaken) in die kontinuierliche Dynamik von Übergabe und Aufnahme, Übernahme und Ausstrahlung eingliedert. Selbstverständlich kann auch eine andere Frage mit dem gleichen Recht gestellt werden: welche Bedeutung hat die deutschsprachige Bevölkerung bei der Ausbildung des kulturellen Antlitzes Ungarns; welchen Beitrag hat sie zur Ausbildung der kulturellen Eigenheiten des einstigen Ungarn geleistet? Früher oder später mußten wir diese Frage stellen, denn heute haben wir nicht nur in der vergleichenden Literaturwissenschaft, sondern auch bei der Untersuchung der deutsch-ungarischen Beziehungen das Erbe des Positivismus aufgegeben, die Einflußforschung unseligen Angedenkens, die den viel komplizierteren und keinesfalls "geradlinigen" Weg der Bewegung der Literatur, der Wanderung von Stilen, Gattungen, Themen, Motiven und so weiter auf übergebende und aufnehmende Literaturen einschränkte⁴, doch können wir auch als schädlichen und das Wesen der Beziehungen verfälschenden Faktor die mit dem Namen von Fritz Valjavec verbundene Theorie des "Kulturgefälles"⁵, des kulturellen Einflusses werten, hinter deren Datenanhäufung zum Selbstzweck auch die rohe ideologische Wirklichkeit hervorschien. Die vergleichende Literaturwissenschaft hat weltweit, so auch in Ungarn, ihr Begriffsinventar verfeinert und sowohl mit der Analyse des Begriffs der Weltliteratur (und im Zusammenhang damit mit der Deutung des Goetheschen Erbes) als auch mit der Klärung der Kriterien der regionalen literarischen Gemeinschaften möglich gemacht, daß wir, indem das Erbe der Vergangenheit erfaßt wird, auch auf diesem Gebiet, nämlich bei der Analyse der deutschsprachigen Literatur in Ungarn, neue Wege beschreiten können⁶.

Dennoch schadet es aber nicht, wenn wir jene Grundthesen, Konzeptionen und theoretischen Grundlagen skizzieren, die uns zur Verfügung stehen. Es kann nicht schaden, wenn wir uns kritisch mit jenen Thesen konfrontieren, die sich durch die Aufdeckung neuen Faktenmaterials als falsch erwiesen haben. Und es ist auch notwendig, die Arbeit unserer Vorgänger in jenes historische und nationalitätengeschichtliche Umfeld zu setzen,

auf dessen "Herausforderungen" sie zu antworten versucht haben. Es war nämlich die Wissenschaft der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zwischen 1867 und 1918, die die ungarische Germanistik im Zeichen des Positivismus ins Leben gerufen hatte⁷, deren theoretisches Interesse von ziemlich geringem Wert war, dafür aber - entsprechend den Bedürfnissen des Zeitalters - Forschungsergebnisse aus dem Bereich der unmittelbaren Beziehungsgeschichte von um so größerer Bedeutung aufweisen konnte. Es ist eine andere Frage, daß diese beziehungs-geschichtlichen Forschungen sich darauf beschränkten, das deutsche Original, die deutsche Entsprechung von ungarischen Literaturwerken vorzustellen beziehungsweise gleich einer Chronik die Geschichte des einen oder des anderen Themas oder Motivs, eventuell eines Genres dem Leser vorzulegen. Die zusammenfassenden germanistischen Werke blieben auf der Ebene der Beschreibung, die ästhetischen Qualitäten der Werke wurden kaum beachtet. In der ungarischen Germanistik im Zeitraum zwischen 1919 und 1945 kann man einen rapiden Aufschwung bei der Erforschung der sprachlichen Inseln, der kulturellen Tätigkeit der deutschsprachigen Bevölkerung beobachten, und hierzu bot die noch in der früheren Periode ins Leben gerufene Reihe der "Német Philologiai Dolgozatok" (Deutsche Philologische Arbeiten), eine Sammlung selbständiger Kurzmanographien (von denen die eine oder die andere ursprünglich eine an der Budapester Universität eingereichte Doktorarbeit war), eine gute Möglichkeit. Diese Reihe bildet mit einigen auch heute noch brauchbaren Arbeiten (die Werke von Béla Pukánszky, Piroška Szemző und anderen⁸) eine Grundlage, da sie auf Grundlagenforschungen aufbauten und die heute vernachlässigte Disziplin, die Kulturgeschichte der deutschsprachigen Bevölkerung in Ungarn, mit ihren Datenmitteilungen und Beschreibungen unterstützten.

Nach 1945 beschränkte sich die Germanistik in Ungarn⁹ in erster Linie auf die Analyse der deutschen Klassiker und ging kaum auf die Erforschung der deutsch-ungarischen Beziehungen ein, und wenn doch, dann versuchten die Autoren der Studien das Fortleben der großen Künstler in der ungarischen Literatur

in den Entwicklungsstrom der ungarischen Literatur einzugliedern. Aber sowohl die Untersuchung der österreichischen literarischen Erscheinungen als auch besonders die Untersuchung älterer ungarischer literarischer Perioden unter einem neuen Gesichtspunkt drängten auf den Neubeginn der früher mehr oder weniger erfolgreichen, später aber nur mehr vereinzelt fortgeführten Forschungen. Auch weiterhin bildet die Klärung des Charakters der deutsch-ungarischen literarischen Kontakte die Aufgabe, unter Umständen mit der Einbeziehung neuer Quellen. Doch ist ein der Wahrheit entsprechendes Bild der Kulturgeschichte Ungarns nur dann vorstellbar, wenn wir uns nicht nur mit der vermittelnden Rolle des deutschsprachigen Bürgertums beschäftigen (aber auch mit ihr, da sie ziemlich bedeutend ist), sondern es als eine in veränderten Zeiten anders geschlossene, dann in den einzelnen Städten sich schrittweise dem Ungarntum öffnende und dessen Kultur auf souveräne Weise adaptierende, mit ihrer bürgerlichen Mentalität aber auf ihre nicht deutschsprachige Umwelt Impulse ausstoßende Gemeinschaft sehen, die einerseits durch ihre Sprache und durch den Umstand, daß sie eine andere Lebensweise und Lebensauffassung vertritt als zum Beispiel der ungarische Adel, das Besondere repräsentierte und die andererseits, indem sie durch das gemeinsame historische Schicksal die nicht deutschsprachige Bildung aufnahm, die sie im Laufe des Zusammenlebens kennengelernt hatte, ein Teil, und zwar ein unerläßlich wichtiger Teil eines weiteren Kontextes, nämlich des ungarischen, war. Und dem wollen wir noch hinzufügen, daß das relativ früh entstandene "hungarus"-Bewußtsein des deutschsprachigen Bürgertums mit keiner Variante des habsburgischen Reichspatriotismus identisch ist, seine "typologischen" Verwandten können wir vor allem in Böhmen finden, dem "Deutschungarn" entspricht der "Deutschböhme" selbst dann noch, wenn aus Böhmen, in erster Linie aus Prag, für das gesamte Deutschtum herausragend wichtige Autoren stammten (deren Werke unverkennbar Prager oder böhmische, eventuell "slawische" Kennzeichen tragen, ganz gleich, ob wir an Rilke, an Meyrink oder an Kafka denken, wir

können aber auch Werfel nennen); und obwohl wir unsere Beispiele aus dem zwanzigsten Jahrhundert genommen haben, könnten wir auch die Literatur des Vormärz anführen, Joseph Wenzig, der später für Smetana einen Operntext schrieb, Karl Herloßsohn und auch Karl Egon Ebert.

Jetzt haben wir in unserem Gedankengang auch den Punkt erreicht, an dem wir den Begriff der "Biliterarität" in die Untersuchung einführen können. Denn die doppelte Bindung bedeutet in dieser Hinsicht nur zum Teil (manchmal zu einem kleineren, ein anderes Mal zu einem größeren Teil) Bilingualität. Und da wir über den Vormärz sprechen, ergänzen wir unsere Feststellungen sogleich damit, daß zwar zum Kriterium der Zugehörigkeit zur Nation immer stärker die Sprache wird und das System des sprachlichen Nationalismus ausgebaut wird, ja ein Teil der zunächst sich in deutscher Sprache meldenden Künstler die Sprache wechselt und zu ungarischen Autoren wird, daß wir aber beim deutschsprachigen Bürgertum unverändert das Bekenntnis des Bewußtseins der Zugehörigkeit zu Ungarn sehen können. Die in Pest und Buda erscheinenden Zeitungen, Zeitschriften und Almanache waren zwar bestrebt, Werken österreichischer, böhmischdeutscher sowie deutscher Autoren Platz einzuräumen, manchmal auch um den Preis der Zweitveröffentlichung, doch betonten diese Zeitungen ihren ungarischen Charakter nicht nur damit, daß sie ungarische Autoren in Übersetzungen veröffentlichten, sondern auch dadurch, daß sie sich in einem die weltpolitischen Ereignisse weit übertreffenden Umfang zu ihrem ungarischen, ihrem (lokal-)patriotischen Interesse, ihrem Engagement als Programm bekennen und es vertreten¹⁰.

Diese Feststellung ist nicht neu, schließlich ergab sich diese Frage auch zu Beginn der Erforschung der deutschsprachigen Literatur in Ungarn, mit einem zusammenfassenden Charakter in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, in dieser Form. Was aber beinahe nur in Form nebensächlicher Bemerkungen erschien, das war nämlich, daß mit dem oben umrissenen Verhalten auch dem Bedürfnis des Publikumsanspruchs Genüge

geleistet worden war, und hierüber wurden relativ wenige Worte verloren, in tatsächlich analysierender Weise allein in Béla Pukánszkys Buch "Deutsches Bürgertum auf ungarischem Boden"¹¹. Und noch etwas: die von uns durchgesehenen Zeitungen zeugen davon, daß sie sich nicht nur an das deutschsprachige Bürgertum wenden wollten, sondern auch an das ungarischsprachige Leserpublikum. Und dies konnten sie um so mehr tun, als sie zwar hinsichtlich ihrer äußeren Form und manchmal auch mit dem Nachrichtenmaterial dem deutschen oder österreichischen (aber mindestens im gleichen Maße dem böhmischdeutschen) Vorbild folgten, was aber die Zusammenstellung und Redigierung, die ideellen Strömungen, das Aufwerfen der Probleme anbetraf, so unterschieden sie sich viel stärker von der deutschösterreichischen Presse, als daß sie ihr geähneln hätten. Es handelt sich hierbei um eine natürliche Erscheinung, denn schließlich war die Situation zum Beispiel des Pester deutschen Theaters eine ganz andere als zum Beispiel die des Dresdener oder Wiener Theaters. Zugleich können wir auch begeisterte Berichte über die ungarischen Theater- und Schauspielbewegungen lesen. Besonders in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, im Zeitraum des erstarkenden ungarischen politischen Lebens, erscheint der Zusammenstoß von Liberalismus und Konservatismus in der deutschsprachigen Presse in Ungarn und zwingt die Mitarbeiter der Blätter Schritt für Schritt, Farbe zu bekennen. So werden auch diese Blätter - gewollt oder ungewollt - ein Teil der politischen öffentlichen Meinung und zugleich in vielerlei Hinsicht zur Informationsquelle der in deutscher Sprache lesenden Welt. Und zwar in einem Maße, daß die ungarische politische Opposition zur Popularisierung ihrer Ziele in Leipzig eine Zeitschrift startet¹², und in dieser Zeitschrift melden sich zu einem guten Teil jene zu Worte, die zunächst als deutschsprachige Autoren an die Öffentlichkeit tretend im reiferen Alter in die ungarischsprachige Literatur hinüberwechselten. All dies betrachtend können wir Robert Gragger überwiegend zustimmend zitieren:

"Die magyarischen Gelehrten und Schriftsteller gebrauch-

ten gerne die deutsche Sprache, denn ein großer Teil des bürgerlesenden Publikums war deutsch. Die Magyaren selbst waren dadurch wenig geschädigt; denn fast jeder Gebildete verstand Deutsch, und überdies stand durch die deutsche Sprache den ungarischen Büchern der Weg ins Ausland offen, besser als durch das Lateinische."¹³

Was Gragger über das in deutscher Sprache lesende Publikum schreibt, ist zum großen Teil wahr. Doch müssen wir an dieser Stelle und auch anderswo das Publikum mit deutschem Bewußtsein (das es auch gab, obwohl eher in den späteren Perioden) und das nur deutschsprachige Publikum voneinander trennen, und dies trifft auch auf die Autoren zu. Um dies zu bestätigen, zitieren wir einige unterschiedlich nuancierte Bemerkungen mehrerer Autoren.

Móricz Lukács wurde in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu einem bedeutenden Vertreter des ungarischen politischen Lebens und war bereits in den dreißiger Jahren durch die ungarische Übersetzung von Byrons Gedichten bekannt geworden. Das populäre Pester Blatt "Der Spiegel" veröffentlichte aber von ihm ein schwaches deutschsprachiges Gedicht mit dem Titel "Entschuldigung". Die Redaktion fügte folgende Fußnote zu diesem Gedichtchen hinzu: "Bei aller Liebe zum Vaterlande aber können wir kein Vergehen darin finden, wenn Jemand, außer in seiner Muttersprache, auch noch in einer andern dichtet (...) Zugeben werden wir allerdings, daß die Kenntnis der heimatlichen Sprache der aller andern vorausgehen sollte."¹⁴

Als repräsentatives Beispiel folgt ein etwas umfangreicheres Zitat aus der Feder von György Károly Romy. Romy war in der Zips geboren, lernte in Debrecen ungarisch und studierte dann in Göttingen und Jena. Sein ganzes Leben lang vertrat er jene Anschauung, die er in der Göttinger Schule des Neohumanismus beziehungsweise in der Universitätswerkstatt von L. A. Schläpfer sich angeeignet hatte. Er vertrat die Anschauung der Fruchtbarkeit des Zusammenlebens der vielen Kulturen im multinationalen Ungarn. Er war in der Weise ein deutschsprachiger, in Deutschland und Österreich (auch in lateinischer Sprache)

publizierender Autor, daß er sich selbst für einen ungarischen Patrioten hielt. "Man kann ein echter ungarischer Patriot, mit eines Ungarn würdigen Gesinnungen sein und zugleich die magyarische Sprache verstehen, ihre Schönheit und Kraft fühlen und den Werth ihrer Literatur gehörig schätzen, und dennoch in sich den Beruf fühlen, vorzugsweise in deutscher Sprache zu schreiben (...), weil man auch im Auslande gelesen werden will, weil man in seiner Jugend durch Erziehung und Bildung sich mehr mit der deutschen Sprache und Literatur befreundete, vielleicht selbst den größten Teil des männlichen Alters zwischen Deutschen und Slaven verlebte, selbst deswegen, weil man in den Fächern, in welchen man schreibt, in magyarischer Sprache, wegen der geringen Zahl der Leser, keinen Verleger finden kann, endlich auch, weil man in der deutschen Sprache das Ausland mit Ungarn, mit der magyarischen Nation und ihrer Literatur bekannter machen will."¹⁵

Dies ist kein schizophrener Zustand, wenn er zweifellos auch das Gefühl der Unsicherheit anzeigt. Romy, der im Zeitalter der Toleranz der Aufklärung erzogen worden ist, beobachtet verständnislos das Zeitalter des sprachlichen Nationalismus, das nur in sprachlicher Ausschließlichkeit dachte und die zweisprachigen und bewußt zwei Kulturen angehörenden Schriftsteller recht wenig begünstigte. Jene Vermittlerrolle, die Romy übernahm, war in dieser Form unzeitgemäß geworden, denn in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts traten neben der allgemeinen Verbreitung der Idee von der Weltliteratur mit einer mindestens ebensolchen Betonung auch die Ideale der Originalität, der schöpferischen Einzigartigkeit und Volkstümlichkeit, das heißt die Ideale der Bindung an ein Volk ihren Siegeszug an (auch unter Rumys Begründungen findet man die Vermittlung des älteren Typs an letzter Stelle). Und was das mangelhafte Interesse der in ungarischer Sprache Lesenden angeht, so verletzte dies die Empfindlichkeit derer, die mit Romy debattierten. Romy focht aber seinen Kampf hartnäckig und immer einsamer weiter, seine Bemerkung aus dem Jahre 1839 scheint seinen bereits zitierten Gedankengang fortzusetzen:

"Ich habe in Századunk 1839, Nr. 42. in einem freimüthig und unbefangenen geschriebenen Aufsätze bewiesen, welche Rückschritte die Industrie, Kunst, der Handel und die Cultur in Ungarn machen würden, wenn die deutsche Sprache aus Ungarn ganz verwiesen würde, und verweise darauf die der magyarischen Sprache kundigen Leser des Pesther Tageblattes."¹⁶

An dieser Stelle möchten wir nur auf folgendes aufmerksam machen: 1/ daß Romy sich nicht damit begnügte, mit seinen ungarischen Angreifern in einer ungarischen Zeitung zu debattieren, sondern daß er seine Polemik in einem Pester deutschsprachigen Blatt weiterführte; 2/ daß er die Leser des deutschsprachigen Blattes bereits mit Horrorvisionen (der Vertreibung der deutschen Sprache aus Ungarn) erschreckte, selbst aber die Leser des deutschsprachigen Blattes auf seinen Artikel verwies, der in einem ungarischen Blatt erschienen war.

An dieser Stelle berufen wir uns auf eine frühere Phase der Erforschung unseres Themas. Namentlich auf die bis auf den heutigen Tag nicht überholte Unternehmung von Béla Pukánszky, die Geschichte der deutschsprachigen Literatur Ungarns von den Anfängen bis in die neuesten Zeiten zu schreiben. Zuerst entstand die ungarischsprachige Variante¹⁷, die gerade in bezug auf die Epoche des Vormärz etwas skizzenhaft ausgefallen war, dann gab er die deutsche Fassung des älteren Zeitraums heraus¹⁸. Es ist ungemein lehrreich, die Ansichten von Jakob Bleyer, dem Germanistikprofessor der Budapester Universität, und die des Autors zu "konfrontieren". Bleyer trat seinerseits durch seine "Wiener Tor"-Theorie hervor, seiner Ansicht nach gelangten alle Geistesströmungen des Westens mit der Vermittlung Wiens nach Ungarn, andererseits durch die Verabsolutierung des deutschen Einflusses. Dies widerspiegeln seine als Vorwort zum Pukánszky-Buch geschriebenen Sätze: "Seit den Zeiten Stephans des Heiligen hat das Deutschtum in Ungarn christliche Kultur und europäische Bildung verbreitet. Nicht etwa als Vorkämpfer deutsch-imperialistischer Bestrebungen, auch nicht aus irgendwelchem überheblichen nationalen Ehrgeiz, sondern in rührender Anspruchslosigkeit, aus rein menschlichen Beweg-

gründen, im Dienste des westlichen Fortschritts."

Zum Verständnis des Zitats müssen wir wissen, daß Bleyer als Nationalitätenpolitiker in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts an der Debatte über die in Ungarn tatsächlich ungelöste Nationalitätenfrage teilnahm. Damals stellte das "Ungarndeutschtum" nicht mehr einen bedeutenden Anteil der städtischen Bevölkerung, sondern vor allem der Bewohner der Dörfer. Bleyer trat in ihrem Interesse auf, sein Standpunkt wurde zu einem bestimmten Grade durch das System seiner politischen Anschauungen bestimmt, das, wenn auch nicht in der Nationalitätenfrage, so doch in seinem Konservatismus starke Parallelen zu den Ansichten der führenden ungarischen Kreise aufwies.

Im Gegensatz zu Bleyer bemühte sich Béla Pukánszky, einen ausgewogeneren Standpunkt zum Ausdruck zu bringen: "Diese Aufgabe", schreibt er über das "Ungarndeutschtum", "waren: die Weitergabe deutscher Geistesströmungen an das Ungarntum und die Bekanntmachung ungarischer Schriftwerke im Auslande."

Im weiteren formuliert er - sich seinem Thema nähernd - das Leitprinzip seines Buches:

"Im wesentlichen bildet das deutschungarische Schrifttum (...) einen Organismus, der in seiner Eigenart und in seinem Entwicklungsgang durch das Naturgebilde Karpathenraum und durch das Staatsgebilde Ungarn bedingt ist. Derselbe Himmel, dieselbe Erde, dieselben geschichtlichen Kräfte haben deutschungarische und ungarische Geistigkeit seit Jahrhunderten geformt und an diesem Zusammenleben mit dem Ungarntum waren beinahe alle deutschen Siedelgruppen des Karpathenraumes in einem für ihre Wesensart entscheidenden Maße beteiligt." Den Ausdruck "Deutschungar" selbst führt Pukánszky auf das Jahr 1641 zurück und schreibt seine Bildung David Frölich zu.

Was beachtenswert ist, in der Forschung aber nur zum Teil ausgeführt worden ist: Pukánszky weist darauf hin, daß das "Deutschungarntum" nicht aus einem Guß ist. Im allgemeinen werden die Siebenbürger Sachsen¹⁹ gesondert behandelt, obwohl ihre Literatur gerade im Vormärz natürlich Ähnlichkeiten mit der ungarischen Literatur (zum Beispiel in Form der Populäri-

tät des historischen Romans) aufweist, aber hier handelt es sich offensichtlich um eine Gemeinschaft, die auch innerhalb des gesondert stehenden Siebenbürgens ihre mit Privilegien untermauerte Sonderstellung bewahrt hatte. Wir müssen aber auch einen Unterschied zwischen der eine bäuerliche, Landwirtschaft treibende Lebensweise führenden Bevölkerung Transdanubiens und der Bevölkerung der Bergbaustädte der Zips und der anderer Städte in Ungarn machen. Die Mundartdichtung der Zips²⁰ stellt eine eigene Nuance in diesem bunten Ensemble dar, wir können relativ früh die Äußerungen des regionalen-lokalen Patriotismus beobachten. Wie in der ungarischen Literatur bildete auch in der deutschsprachigen Literatur in Ungarn einen Wendepunkt, daß Buda und Pest von den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts ab immer mehr zu den tatsächlichen Hauptstädten Ungarns wurden (während Pozsony /Preßburg, Bratislava/ die Krönungsstadt und die Stadt des ungarischen Landtages blieb). Parallel dazu wurde die auf eine lange Vergangenheit zurückblickende und auch den ersten Weltkrieg überlebende "Pressburger Zeitung" Schritt für Schritt immer provinzieller, bis sie auf ein Niveau herabsank, auf dem sie nur noch von lokaler Bedeutung war, während die Pester deutschen Zeitungen ein immer breiteres Leserpublikum ihr eigen nennen konnten und der Kreis immer größer wurde, in dem sie sich mit ihren Nachrichten und Berichten bewegen wollten. Es wäre aber ein Fehler, wenn sich die Forschung mit der Erkundung der Kultur des Pester und Budaer Deutschtums zufriedengeben würde, so wie in der Vergangenheit vor allem jene, die die Geschichte des deutschsprachigen Schauspiels erforschten, nützliche und datenreiche Zusammenfassungen über die Theaterbestrebungen, die deutschsprachige Repertoirepolitik der einzelnen Städte gegeben haben.²¹

Im Vormärz stand die deutschsprachige Bevölkerung in Ungarn, da gerade die zentrale Stellung der Nationalitätenfrage, die neue Auslegung des Begriffes der Nation, des Vaterlandes und des Volkes aktuell wurden, am Scheideweg: wie kann sie ihre Identität bewahren? Die Gefahr kam nicht nur von der ungarischen nationalen Bewegung. Schließlich bestand ihr Wert,

ihr "Volkscharakter" gerade in dem Umstand, daß er anders war als der österreichische, der böhmischdeutsche oder der deutsche. Dieser war auch dann noch anders, wenn sich dieses Anderssein nur im näher nicht bestimmten Ausdruck "Deutschungar" beziehungsweise in der Wendung "deutsches Element in Ungarn" manifestierte.²² Jene Methode, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine "deutschungarische" Haltung noch authentisch machen konnte, schien bis zu den dreißiger Jahren des Jahrhunderts inhaltslos zu werden, obwohl diese Haltung nicht weniger anständig geworden war. Lajos Schedius, Universitätsprofessor der Ästhetik in Pest, der in Göttingen die Universität besucht hatte, konnte sein Blatt zwischen 1802 und 1804 noch mit dem Titel "Zeitschrift von und für Ungarn" herausgeben und zu seinen Mitarbeitern auch den ungarischen Schriftsteller Ferenc Kazinczy zählen.²³ Seine Zeitschrift berichtete vor allem über kulturelle Ereignisse und über Begebenheiten, die die materielle Kultur Ungarns zum Inhalt hatten, über die neueren Ergebnisse der ungarischen Linguistik ebenso wie über die Möglichkeiten der Untersuchung der Mundarten der Zips, sie berichtete über ungarische dichterische Neuheiten und über die Fortschritte der Chemie, der Landwirtschaft und der Erziehung mit gleicher Begeisterung. Dieser Schedius gehört bereits 1817 zu den Mitarbeitern der ersten ungarischen wissenschaftlichen Zeitschrift, der "Wissenschaftlichen Sammlung" (Tudományos Gyűjtemény), und obgleich er auch weiterhin deutschsprachige Werke herausgab, finden wir ihn gegen Ende der dreißiger Jahre unter den führenden Persönlichkeiten der zur Unterstützung und Popularisierung der ungarischen Literatur gegründeten Kisfaludy-Gesellschaft, um in den vierziger Jahren im "Jahrbuch des deutschen Elementes in Ungarn" über die ungarische Abstammung Albrecht Dürers nachzudenken.²⁴ Dieser Lebenslauf ist nicht alleinstehend, doch war dies auch nicht die einzige Wahlmöglichkeit. Die weiteren Einzelheiten werden aber die hoffentlich mit großem Elan einsetzenden Forschungen liefern müssen.

Anmerkungen

- 1 Über den Begriff 'Biliterarität' ('Biliterárnost') vgl.: Rudolf Chmel: Literatúry v kontaktoch, Bratislava 1972. Derselbe: Biliterárnost' a medziliterárne spoločenstvá, in: Dionýz Ďurišin: Teória medziliterárneho procesu, Bratislava 1985, S. 222-223
- 2 Aus diesem Themenbereich sind in der BRD viele, aber einseitige und tendenziöse Studien erschienen: Johann Weidlein: Deutsche Kulturleistungen in Ungarn seit dem XVIII. Jahrhundert, Stuttgart 1963. Lehrreiche Überblicke: Anton Scherer: Einführung in die Geschichte der donauschwäbischen Literatur, Graz 1960; Walter Engel: Deutsche Literatur im Banat (1840-1939), Heidelberg 1982. Mit einer veralteten Methode geschrieben: Karl Kurt Klein: Literaturgeschichte des Deutschlands im Ausland, Leipzig 1939; derselbe: Transsylvanica, München 1963
- 3 Dionýz Ďurišin: Spezifische Formen interliterarischer Gemeinschaften, in: Komparatistik. Theoretische Überlegungen und südosteuropäische Wechselseitigkeit. Festschrift für Zoran Konstantinovič, hrsg. von Fridrun Rinner und Klaus Zerinschek, Heidelberg 1981, S. 63-70
- 4 György Mihály Vajda: Zur Geschichte der deutsch-ungarischen Literaturbeziehungen, in: Studien zur Geschichte der deutsch-ungarischen Literaturbeziehungen, hrsg. von Leopold Magon, Gerhard Steiner, Wolfgang Steinitz, Miklós Szabolcsi und György Mihály Vajda, Berlin 1969, S. 9-31
- 5 Fritz Valjavec: Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten, München 1940. Vgl. noch: Derselbe: Geschichte der deutschen Kulturbeziehungen zu Südosteuropa, München 1953-1970. Bd. I-V
- 6 István Fried: Über die Kultur des deutschen Bürgertums von Pesth-Ofen am Anfang des XIXten Jahrhunderts, in: Arbeiten zur deutschen Philologie, Debrecen 1975, S. 95-110; derselbe: A magyarországi németnyelvű sajtó kutatásának kérdései (Fragen der Erforschung der deutschsprachigen Presse in Ungarn), in: Magyar Könyvszemle 1983, S. 89-101
- 7 G. Béla Németh: A magyar irodalomtörténetírás első iskolája. A Philologiai Közlöny és Heinrich (Die erste Schule der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung. Die Philologischen Mitteilungen und Heinrich), in: Küllő és kerék. Tanulmányok (Speiche und Rad. Aufsätze), Budapest 1981, S. 116-149; Germanistik und Deutschunterricht in Ungarn. Bibliographie der Buchveröffentlichungen... 1718-1918, hrsg. von Ferenc Szász, Budapest 1984

- 8 Nĕmet Philologiai Dolgozatok, hrsg. von Gedeon Petz, Jakob Bleyer, Henrik Schmidt, Budapest 1912-1935, Bd. 1-62; Marianne Zuber: A hazai nĕmetnyelvŰ folyŕiratok tŕtĕnete 1810-ig (Die Geschichte der ungarischen deutschsprachigen Zeitschriften bis 1810), Budapest 1915; Bĕla Pukĕnszky: Herder hazĕnkban (Herder in Ungarn), Budapest 1918; derselbe: A magyarorszĕgi nĕmet irodalom tŕtĕnete a legrĕgibb idŕktŕl 1848-ig (Die Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn von den ĕltesten Zeiten bis 1848), Budapest 1927; Pirooska Szemzŕ: Nĕmet irŕk ĕs pesti kiadŕk a XIX. szĕzadban (Deutsche Schriftsteller und ihre Pester Verlage im 19. Jahrhundert), Budapest 1931; Margit Nagyivĕnnĕ Barhŕ: Francia irodalom a magyarorszĕgi nĕmet folyŕiratokban 1767-1852, (Franzŕsische Literatur in den deutschen Zeitschriften in Ungarn 1767-1852), Budapest 1934
- 9 Antal Mĕdl: A nĕmet irodalom kutatĕsĕnak 25 ĕve (25 Jahre Erforschung deutscher Literatur), in: Filolŕgiai Kŕzlŕny 1979, S. 299-302
- 10 Vgl. in den Anmerkungen zitierte Studien von uns. Vgl. noch Istvĕn Fried: Funktion und Mŕglichkeit einer deutschsprachigen Zeitschrift in Ungarn, in: Zeitschriften und Zeitungen des 18. und 19. Jahrhunderts in Mittel- und Osteuropa, hrsg. von Istvĕn Fried, Hans Lemberg, Edith Rosenstrauch-Kŕnigsberg, Berlin 1986, S. 139-158
- 11 Bĕla Pukĕnszky: Nĕmet polgĕrsĕg magyar fŕldŕn (Deutsches Bŕrgertum auf ungarischem Boden), Budapest o. J.; vgl. noch: Derselbe: Magyar-nĕmet szellem a Szepessĕgben (Deutsch-ungarischer Geist in der Zips), Sonderdruck aus Egyetemes Philologiai Kŕzlŕny 1939
- 12 Vierteljahresschrift aus und fŕr Ungarn, Leipzig 1843-1844
- 13 Robert Gragger: Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn von Maria Theresia bis zur Gegenwart, in: J.W. Nagl, Jakob Zeidler, Eduard Castle: Deutsch-ŕsterreichische Literaturgeschichte, Wien 1914, S. 1029-1077
- 14 Der Spiegel 1831, S. 62-63
- 15 /Karl Georg/ Romy: Patriotische Rŕge, in: Der Spiegel 1831, S. 258
- 16 Dr. Romy: Ein zu beherzigendes Wort ŕber den Gebrauch der verschiedenen Sprachen in Ungarn, in: Pesther Tageblatt 1839, No. 182
- 17 Bĕla Pukĕnszky: A magyarorszĕgi nĕmet irodalom tŕtĕnete ...
- 18 Bĕla Pukĕnszky: Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn, Mŕnster in West 1931

- 19 Friedrich Schuler-Libloy: Kurzer Oberblich der Literaturgeschichte Siebenbürgens von den ältesten Zeiten bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, Hermannstadt 1857; Karl Kurt Klein: Die deutsche Dichtung Siebenbürgens im Ausgange des XIX. und im XX. Jahrhundert, Jena 1925; Die Literatur der Siebenbürger Sachsen in den Jahren 1848-1918, hrsg. von Carl Göllner, Joachim Wittstock, Bukarest 1979
- 20 Frigyes Lám: A gründlerék irodalma (Die Literatur der Gründer), Budapest 1926
- 21 Jolán Kádár: A budai és pesti német színház története 1812-ig (Die Geschichte des deutschen Theaters in Buda und Pest bis 1812), Budapest 1914; dieselbe: A pesti és budai német színház története 1812-1847 (Die Geschichte des deutschen Theaters in Pest und Buda 1812-1847), Budapest 1923; Kata Flórián: A kassai német színház története 1816-ig (Die Geschichte des deutschen Theaters in Kassa bis 1816), Budapest 1927; Ilona Vatter: A soproni német színház története 1841-ig (Die Geschichte des deutschen Theaters in Sopron bis 1841), Budapest 1929; Emilia Kardos: A pécsi német sajtó és színház története (Die Geschichte der deutschen Presse und des deutschen Theaters in Pécs), Pécs 1934
- 22 /Eduard Glatz/: Das deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe. Eine Zeitfrage, besprochen von einem Deutschen, Leipzig 1843
- 23 István Fried: Funktion und Möglichkeit einer deutschsprachigen Zeitschrift in Ungarn ...
- 24 Jahrbuch des deutschen Elementes in Ungarn, hrsg. von Carl Maria Benkert /!/, Budapest /!/ 1846

Irene R ü b b e r d t

Möglichkeiten von Zu-Flucht: Kosztolányi und Rilke

1910, drei Jahre nach Erscheinen des Bandes Zwischen vier Wänden, legte der 25-jährige Dezső Kosztolányi der Öffentlichkeit seinen zweiten Band vor, den die heutige Literaturwissenschaft¹ als den Auftakt des reifen lyrischen Werkes betrachtet: die Klagen eines armen Kindes. Die Wurzeln dieses Bandes reichen bis in das Jahr 1904 zurück. Damals schrieb Kosztolányi an Mihály Babits: "Ich spüre die Macht der Vergangenheit, ihre geheimnisvolle Anziehungskraft ... jetzt fühle ich tief die Wärme des familiären Lebensherdes ... das Schicksal des Menschen ist des Menschen Charakter, aber wo ist das Schicksal des Menschen: in der Vergangenheit! Jeder Ursprung unserer Schritte ist daran festgeklammert, von dort stammen unsere Erziehung, unsere ersten Eindrücke. Gedanken und Stimmungen quälen mich. Stets träumt mir, ein Kind zu sein, und ich empfinde dann Gefühle, die ich nie auszudrücken vermag, aus denen ich aber immer Freude schöpfe. Mit angstvollem Respekt starre ich auf alles, was von Zuhause kommt: das ist heilig, denke ich bei mir, haben doch die Nichtigkeiten, die schon vergangen sind, die bescheidenen Gegenstände und Ereignisse der Vergangenheit mich geschaffen, sie sind meine Götter."² Was er damals noch nicht ausdrücken zu können glaubte, hat in den Klagen eines armen Kindes die seiner "dem körperlichen, kindlichen Sein noch sehr nahestehenden" Gefühlswelt³ adäquate Ausdrucksform gefunden.

Mit der Rolle des Kindes hat es dabei eine besondere

Bewandnis. Die Übernahme einer fremden Maske und die Identifikation mit der Rolle bedeutet im allgemeinen die Vergrößerung "nur einzelner Züge der Individualität" des Dichters, die Objektivierung "nur einzelner Schichten seiner Erlebniswelt"⁴. Das ist besonders der Fall bei Babits' Doppelrollen (z.B. in den Strophen vom Sangerwettbewerb auf der Wartburg). Die Kind-Rolle dagegen verhüllt nicht, sondern demaskiert die Subjektivität des Dichters, sie gestattet die nahezu totale Identifikation. Die Kindheit avanciert zum "Symbol des ganzen Lebens, zu einem Sinnbild, neben dem das ganze Leben überflüssig und belanglos erscheint"⁵. Schon bei Rilke lesen wir im ersten Teil des Stundenbuches (1899):

und manchmal war bei einem Kinde ⁶
ein großes Stück von deinem Sinn.

Scheinbar belang- und harmlose Erlebnis- und Erinnerungssplitter aus der Kindheit: Der Onkel Doktor, In der Schule sind wir sechzig Kinder, Ich trume jetzt von lauter bunten Tinten, Große Gesellschaft, Die Verwandten, Der erste Herbst, Fotos usw., oft optisch, ähnlich einem Titel, vom übrigen Gedicht abgesetzt, werden zu symbolhaften Anlässen für die Gestaltung eines durchaus "erwachsenen", dekadent-modernen Lebensgefühls, das durch den Filter der Kind-Rolle nun nicht mehr aufgesetzt und affektiert erscheint, sondern natürlich aus der Rolle erwächst. Die Entschlüsselung der Rolle, in deren Ergebnis die heraufbeschworene Kindheit sich zum Bild der besonderen Existenz Erfahrung des Dichters verdichtet, wird befördert durch die fehlende Attitüde der Erinnerung bei 81,6% der Gedichte. Einen deutlichen Vergangenheitsbezug weisen nur wenige Teile des Zyklus auf: In jener Nacht, Die Augen blicken oft zurück, Der erste Herbst, Große Gesellschaft, Ach, wo sind die Klavierabende geblieben und einige andere. Ansonsten dominiert die Prasensform, die bisweilen durch eine relative zeitliche und örtliche Bestimmtheit verstärkt wird: Ich trume jetzt von lauter bunten Tinten", Dort ist die alte Land-

apotheke. Die schlechten Mädchen, heißt es, wohnen dort. Was ist noch hier. Wie mag das Leben sein dort draußen?. Oft geh an Totenhäusern ich vorüber jetzt.

Die "besondere Existenzenerfahrung" und ihre möglichen Konsequenzen sollen im folgenden an zwei Gedichten aus dem Zyklus näher untersucht werden.

In der Schule sind wir sechzig Kinder

Gesellen, groß und klein, unbändiglich:
im sonderbaren Lärm der sechzig Kinder
ist unter vielen ein Platz nun für mich.
Die Schiefertafel, Kreide, Bank und Tisch:
s'ist anders, als wir es zu Haus je hatten,
Geruch von Farben, feuchter Duft des Schwamms,
im Hofe dann der Ulme alter Schatten
und an dem Tor - blickt er ins Aug' mir gar? -
ein Tulpenbaum, unnahbar, fremd und starr.

Es ist ganz anders, als bei uns zu Haus.
Trostloses Spiel, das ich beklommen schaue,
im Takt gehorchen sechzig Köpfchen brav
wie hundertzwanzig Augen, spatzengraue,
und kleine Herzen eilen sechzigfach,
von sechzig Kindern, die mir unbekannt.
Wohin ich seh, ein Dickicht ohne Rand,
der Hände viel, ein Hand-Meer ohne Land.
Wie Lumpenpüppchen für die Jahrmarktpossen,
in einem kühlen Raum still eingeschlossen.
Die Nasen, Ohren ganz den meinen gleich,
und auch die Köpfe ähnlich - doch wozu?
Die vielen Nasen, Ohren, Hände da 7
wozu? frag ich erstaunt und ohne Ruh.

Das Gedicht beginnt mit der nüchternen Mitteilung eines Fakts, es zitiert das zur Jahrhundertwende alltägliche Bild einer Einklassenschule. Die dabei als zentrales Motiv erscheinende Zahl Sechzig, die im Text allein sechsmal wiederkehrt, wird nun zum Träger des "sonderbaren Lärms" einer zwar befremdlichen, aber zunächst doch kindgemäß "ungebändigten" Menge. "Anders als zu Haus" bedeutet zu Anfang noch nur: fremd, weil ungewohnt, neu, und das bezieht sich sowohl auf die konkrete Nähe der vielen Kinder als auch auf die konkrete neue Umge-

bung, das Klassenzimmer (Farbgeruch, Bänke, Tafel, Kreide, Schwamm). Zum Anderssein gehört dann aber auch "der Ulme alter Schatten" und der "fremde und starre Tulpenbaum". Durch die "unheimliche" emotionale Konnotation: der alte Schatten ist durch die Verschiebung des Attributs vom zeitlichen Wachstum des Baumes abstrahiert, Schatten assoziiert Dunkelheit und folglich Kühle, die sich im Klassenzimmer niederschlagen wird, bedeutet fremd hier nun nicht mehr ungewohnt und neu, sondern wesensfremd, und starr heißt leblos. Die letzten drei Zeilen des ersten Teils leiten in den zweiten Teil über, wo dann "anders als zu Haus" ein "beklemmendes, trostloses Spiel" ist. Die Menge unterliegt in den Augen des Kindes einer Metamorphose, die katalysiert wird von der fremden Umgebung des Schulzimmers, des Schulhofes, von der Geschlossenheit des "kühlen Raums". Die kleinen und großen "ungebändigten Gesellen" lösen sich in undifferenzierte Mengen von Körperteilen auf, aus dem "sonderbaren Lärm" wird eine entpersonifizierte geordnete Menge, die auf Kommando im gleichen Takt reagiert und deren Tun dem "Kind" unverständlich erscheint. Die graue Einförmigkeit der Menge, der sinnfremde Gleichklang der Bewegungen, die Atmosphäre des "kühlen Raums" symbolisieren eine Realität, in der der Dichter fremd und sich selbst entfremdet ist. Die "Lumpenpüppchen" im Klassenzimmer sind ihres individuellen Lebens und Schicksals beraubt wie Marionettengestalten. Es ist das Bild der zerstörten Persönlichkeit, der Zerstörung ihrer Einheit und ihres "Gesichts".

Die Entfremdung war in Ungarn wie in Osteuropa allgemein eine zweifache: zur kapitalistischen "Bedrohtheit der Persönlichkeit durch die moderne Großstadt, die gegenständlichdingliche Entmenschung, die Vermechanisierung", die die zur Jahrhundertwende verstärkt einsetzende bürgerliche Entwicklung mit sich brachte, gesellte sich das Erbe der vergangenen Epoche, die "autoritativ-bürokratische Entfremdung", die in den Überresten der feudalistischen Gesellschaftsstruktur als "Unterdrückung der Persönlichkeit, Verletzung der menschlichen

WÜRde durch Gewalt und Autorität, als Ausgeliefertheit" gegeben war.⁸ Die Folgen dieser Entfremdung: "die Verkrüppelung und Unwesentlichkeit des Menschen, seine Selbstentfremdung, das Fehlen eines großen, dem Menschen Erfüllung gewährenden Zwecks und ihm gemäßer Lebensbedingungen"⁹ hat Rilke schon im Stundenbuch auf einer der Kosztolányischen ähnlichen Weise beklagt und kritisiert:

... Keiner lebt sein Leben.
Zufälle sind die Menschen, Stimmen, Stücke,
Alltage, Ängste, viele kleine Glücke,
verkleidet schon als Kinder, eingemummt,
als Masken mündig, als Gesicht - verstummt.¹⁰

Nicht zufällig begegnet uns dieses Bild auch in einem 1903 an Lou Andreas-Salomé gerichteten Rilke-Brief aus Paris, jener "schweren", "fremden", "bängen" Stadt, in der Rilke, völlig im Gegensatz zu Adys gleichzeitigem (!) Paris-Erlebnis, "die Unnatur und Pervertierung menschlichen Lebens"¹¹ sah: "O was ist das für eine Welt! Stücke, Stücke von Menschen, Teile von Tieren, Überreste von gewesenen Dingen, und alles noch bewegt, wie in einem unheimlichen Winde durcheinandertreibend, getragen und tragend, fallend und sich überholend im Fall"¹².

Das im Zyklus Klagen eines armen Kindes folgende Gedicht Ich träume jetzt von lauter bunten Tinten hat zunächst scheinbar nichts mit dem vorangegangenen zu tun. Die Gedichtfolge des ganzen Zyklus ist rhapsodisch, ähnlich den spontanen Gedankensprüngen eines Kindes. Und dennoch ist eine Beziehung zwischen beiden Gedichten unschwer feststellbar, nicht nur, weil das Zeitwort "jetzt" in der ersten Zeile auf ein "andermal" verweist und "das gegebene Gedicht auch grammatisch als Teil des ganzen Zyklus ..., gleichsam als Fortführung 'andermaliger' Ereignisse"¹³ erscheinen läßt.

Ich träume jetzt von lauter bunten Tinten.

Am schönsten find ich Gelb... ja, gelb ist fein;
möcht viele Briefe meiner Freundin schreiben,

die ich sehr liebe, ist sie auch noch klein.
 Japanisch möchte ich schreiben, Krikelkrakel,
 ein Vögelchen noch drauf mit Schnörkelstietz.
 Doch will ich auch noch andre Farben haben!
 Wie wär's, wenn ich auch Braun und Grün benütz
 und Gold und Silber? Ja, noch tausend andre,
 Millionen Farben sind es, die ich brauch,
 schamhafte wie verliebte, grelle, graue,
 natürlich lustiges Lila, Weinrot auch.
 Ich brauche Violett als Trauerfarbe,
 auch Ziegelbraun und Himmelblau, das just
 so zart ist wie die Spiegelung im Fenster
 der Eingangstür am Mittag im August.
 Ich brauch auch Purpurrot, das loht wie Feuer,
 das droht wie Blut bei Sonnenuntergang.
 Dann schriebe ich: mit Blau an meine Schwester,
 mit Gold an meine Mutter, seitenlang.
 Ein goldenes Gebet würd ich ihr schreiben
 mit Tinte, die wie Morgenröte brennt.
 In einem alten Turme möchte ich sitzen,
 wo ungestört ich nichts als schreiben könnt!
 Ja, schreiben möchte ich, schreiben, Stund um Stund!

Mein Leben wär auf einmal schön und bunt!¹⁴

Die bunte Farbigkeit dieses Gedichts steht der bedrückenden Atmosphäre des Gedichts In der Schule sind wir sechzig Kinder diametral entgegen. Die beschriebene Realität ist jedoch die gleiche, sie wird nur vermittelt ihres konjunktivischen Gegenbildes erfaßt. Der den Farb- und Formentaumel des Jugendstils beschwörende Traum von den bunten Tinten soll die (schwarzen) Schiefertafeln, die (weiße) Kreide und den feuchten Schwamm verdrängen; er beschreibt den Wunsch nach Flucht aus der farblosen Wirklichkeit. Die illusionäre Sphäre des "Traums", des Wunders wird in keinem Augenblick verlassen, von einer echten Alternative kann keine Rede sein. Auch die Vollkommenheit des Wunders wird nicht nur von farbmotivischen Dissonanzen, die Péter Kelemen in seiner strukturalistischen Analyse des Gedichts¹⁵ herausarbeitet, sondern vor allem auch von der konjunktivischen Verbform immer wieder angetastet und bricht, gemessen an der Realität, in der letzten Zeile völlig zusammen. Das Fazit der Kelemenschen Analyse, Kosztolányi habe die "öde, hoffnungslose Wirklichkeit der in die Krise gerate-

Ich will ein Kloster gründen: denn die Zelle
 ist ja der dunkle Anfang aller Dinge.
 Ich will ein Kloster bauen für Geringe,
 die sich nicht brüsten mit der neuen Zeit.
 Mit dieser Zeit des Drängens und der Drähte,
 mit dieser Zeit der rasenden Geräte,
 mit dieser Zeit, die siedet, schäumt und schreit.
 Ich will die Hand, die schlichte Dinge täte,
 die gerne wieder gätete und säte
 zurückgewinnen für die Ewigkeit.

An alle diesem hat mein Herz nicht teil.
 So fremd ist keinem seine Zeit gewesen;
 so nicht zum Leid und nicht zum Heil.
 Weil ich lesen will und weil
 man mich stört
 will ich allein sein.
 Wem gehört
 dieser Lärm?
 Gott,
 wem gehört diese Zeit?¹⁸

Auch Rilkes Gedicht ist beherrscht vom Wunsch nach Auszug aus der "Zeit", aus der vorgefundenen Realität, und dieser Wunsch nimmt, wie bei Kosztolányi, grammatisch in der konjunktivischen Verbform (da hielt ich meine Hände; die Hand, die schlichte Dinge täte, die gerne wieder gätete und säte) wie in den aggressiven zusammengesetzten Verbalformen mit dem Modalverb wollen (ich will ein Kloster gründen; ich will ein Kloster bauen; ich will die Hand ... zurückgewinnen; weil ich lesen will; will ich allein sein), die zugleich das aggressive Eindringen, Bedrängen der Welt in den ersten vier Zeilen beantworten, und im Verb sehnen (ich sehne mich nach einer stillen Stelle) Gestalt an. Während aber Kosztolányis Gedicht Ich träume jetzt von lauter bunten Tinten das Gegen-Bild der "Zeit" entwickelt, ohne im Gedicht selbst auch das "Bild" zu gestalten - es entsteht amorph nur im Kontext des gesamten Zyklus Klagen eines armen Kindes und nimmt eigentlich erst im gesamten gesellschaftlich-historischen Kontext der ungarischen Gesellschaft zwischen 1867 und 1914 Gestalt an - ist bei Rilke Bild und Gegen-Bild vereint. Die "Zeit", die "Welt", der er

entfliehen will, ist historisch konkret als Gegenwart der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Beginn des Jahrhunderts faßbar. Die Rilkesche "Zeit" ist aber auch verwoben mit der Gegenwart in Paris, wo Rilke sich 1902/03 ein Jahr lang aufhielt und wo auch das zitierte Gedicht entstand. Das Paris-Erlebnis wirkte katalysierend auf die Gestaltung der "Zeit" besonders in Konfrontation mit dem zweimaligen Rußland-Erlebnis (April-Juni 1899, Mai-August 1900), das entscheidend Rilkes mönchisches Gegenbild zur "Welt" beeinflusste. Er erinnert sich 1926: "Das Entscheidende war Rußland, weil es mir ... nicht allein eine mit nichts zu vergleichende Welt, eine Welt unerhörter Dimensionen, eröffnete, sondern auch, durch seine humanen Gegebenheiten, mir gewährte, mich unter Menschen brüderlich eingelassen zu fühlen ... Rußland (Sie erkennen das in Büchern, wie etwa dem Stundenbuch) wurde in gewissem Sinne die Grundlage meines Erlebens und Empfangens ..."¹⁹ Der als "neue", "diese", "seine" Zeit konkreten Gegenwart "des Drängens und der Drähte, ... der rasenden Geräte ..., die siedet, schäumt und schreit", ist der Mensch deshalb zu entreißen und "zurückzugewinnen" für das, was Rilke "Ewigkeit" nennt: für das wesentlich Menschliche, das schöpferische Streben nach Dauerhaftigkeit und Besonderheit. Indem die "quälende, verletzende Realität", wie sie Babits nennt²⁰, zeitlich konkret gefaßt, beschrieben und damit gebannt wird, erwirbt sich Rilke die Möglichkeit, sie zu überwinden. Seine "Zelle, Ort der Sezession aus der kapitalistischen Gesellschaft, wird ... zugleich zum Kristallisationspunkt einer vom Dichter ersehnten gesellschaftlichen Erneuerung, eines nichtkapitalistischen, von sinnvoller menschlicher Tätigkeit bestimmten Neubeginns"²¹. Bei den Dichtern des "ästhetizistischen" Flügels der ungarischen Moderne, so auch bei Kosztolányi, fehlt die konkrete Bestimmung der Wirklichkeit, aus der sie flüchten. Das macht ihr Lebensgefühl dekadenter und wesentlich tragischer, weil die Krise absolut, unfaßbar und damit unüberwindbar erscheint. Eben Kosztolányi schrieb 1922 über den

Dichterkollegen und Freund Milán Füst: "Wenn wir wissen, weshalb wir traurig sind, dann sind wir nicht in dem Maße traurig, als wenn wir nicht wissen, weshalb wir traurig sind."²² Wo Rilkes Rückzug ein Neubeginn, ein "Anfang aller Dinge" ist, der freilich nicht frei ist von "romantisch-reaktionärer Träumerei zurück in die Vergangenheit"²³, bleibt den ungarischen "Ästheteten" allein der Rückzug in den "alten Turm", der rein künstlerisch bestimmt ist. Die Zuflucht, die Kosztolányi im "alten Turm" findet, ist, wie Babits' "klassische Träume", ein nach innen gekehrter Rückzug, ein individualistischer Ausweg, der zudem bereits die Spuren innerer Widersprüchlichkeit zeigt.

Anmerkungen

- 1 Die Kosztolányi-Monographie Az érett Kosztolányi (Der reife Kosztolányi) von Ferenc Kiss beginnt mit der Untersuchung zum Gedichtzyklus Klagen eines armen Kindes.
- 2 Babits-Juhász-Kosztolányi levelezése (Briefwechsel Babits-Juhász-Kosztolányi). Hrsg. von György Belia.- Budapest, 1959.- S.57-58
- 3 Ferenc Kiss: Az érett Kosztolányi (Der reife Kosztolányi).- Budapest, 1979.- S.12
- 4 Kiss, S.16
- 5 István Sötér: Kosztolányi Dezső. In: Gyűrűk (Ringe).- Budapest, 1980.- S.185
- 6 Rainer Maria Rilke: Die Dichter haben dich verstreut...- In: Sämtliche Werke, Bd. I. Hrsg. vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke. Besorgt durch Ernst Zinn.- Frankfurt a.M., 1962.- S.291
- 7 Dezső Kosztolányi: In der Schule sind wir sechzig Kinder (Az iskolában hatvanan vagyunk). Deutsch vom Autor.- In: Összes versei (Sämtliche Gedichte), Bd. I. Hrsg. von Pál Réz.- Budapest, 1984.- S.143-144
- 8 István Király: Kosztolányi: Vita és vallomás (Kosztolányi: Polemik und Bekenntnis).- Budapest, 1986.- S.24

- 9 Hans Kaufmann: Krisen und Wandlungen der deutschen Literatur von Wedekind bis Feuchtwanger.- Berlin; Weimar, 1976.- S.126
- 10 Rainer Maria Rilke: Ich bin nur einer deiner Ganzgeringen...- In: Sämtliche Werke, Bd. I.- S.316
- 11 Horst Nalewski: Rainer Maria Rilke in seiner Zeit.- Leipzig, 1985.- S.93
- 12 Rainer Maria Rilke: Briefe aus den Jahren 1902-1906. Hrsg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber.- Leipzig, 1930.- S.99
- 13 Péter Kelemen: Szimbolista versszerkezetek Kosztolányi első korszakában (Symbolistische Gedichtstrukturen in der ersten Schaffensperiode Kosztolányis).- Budapest, 1981.- S.151
- 14 Dezső Kosztolányi: Ich träume jetzt von lauter bunten Tinten (Most szines tintákról Álmodom). Deutsch von Martin Remané.- In: Ungarische Dichtung aus fünf Jahrhunderten.- Berlin; Weimar, 1970.- S.206-207
- 15 Kelemen, S.138-159
- 16 Kelemen, S.159
- 17 Kiss, S.25
- 18 Rainer Maria Rilke: Und immer wieder kommt die Welt und will...- In: Sämtliche Werke, Bd. III.- Frankfurt a.M., 1963.- S.757-759
- 19 Rainer Maria Rilke: Briefe, Bd. II. Hrsg. vom Rilke-Archiv in Weimar in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke. Besorgt durch Karl Altheim.- Wiesbaden, 1950.- S.517
- 20 Mihály Babits: Esszék, tanulmányok (Essays, Aufsätze), Bd. I. Hrsg. von György Belia.- Budapest, 1978.- S.172
- 21 Kaufmann, S.122
- 22 Dezső Kosztolányi: Füst Milán.- In: Nyugat.- Budapest 15(1922)6.- S.400
- 23 Nalewski, S.100

Paul K á r p á t i

Zum Generationsbegriff mit Blick auf die neuere ungarische Literaturgeschichte

Für eine dem Erbe von Robert Gragger verpflichtete hungarologische Literaturwissenschaft war und ist, zumal in Berlin, ein Anspruch sowohl unverzichtbar als auch unausweichlich: wissenschaftlich fundierte Verständigungshilfen zur Förderung des Verkehrs zwischen den beiden Nationalliteraturen, der ungarischen und der deutschen, anzubieten.

Anstöße zu den folgenden Darlegungen rühren aus der Richtung beider Literaturen, der ungarischen und der deutschen in der DDR, von jüngst erschienenen Arbeiten über diese Literaturen. Zum einen ist es der 1986 vom Zentralinstitut für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene doppelbändige zweite Teil der "Geschichte der ungarischen Literatur 1945-1975 (die Teile 1 und 4 liegen seit längerem vor, der sicherlich ebenfalls mehrbändige Teil 3 über die Prosa steht noch aus). In diesem Teil 2 sind die Entwicklungsprozesse der Lyrik - wie es da heißt - "in der Einheit von ideellen und Generationsaspekten" systematisiert und beschrieben.¹ Die Einleitung dazu dient fast ausschließlich der theoretischen Begründung und methodischen Interpretation des Generationsprinzips, für dessen Anwendung sich die Herausgeber und Verfasser trotz mancher Bedenken und mit nicht wenigen Einschränkungen entschieden haben.- Zum anderen ist in der Zeitschrift "Sinn und Form", ebenfalls 1986, ein Aufsatz des DDR-Literaturhistorikers Hans Richter erschienen², in welchem "die Frage nach dem Charakteristischen der Generationen ... nach den jeweils 'eigenen Problemen' jeder Generation ... nach den ihr gemeinsamen prägenden Bedingungen und den davon abhängigen Merkmalen"³ als für die Literaturwissenschaft dringlich begründet und zur Diskussion gestellt wird. Diese Frage müsse,

nachdem in der Literatur über die Literatur der DDR "von Generationen bislang nur sehr zögernd und beiläufig oder ausnahmsweise gesprochen worden"⁴ sei, nunmehr "unbedingt angenommen" und dürfe "nicht mehr aufgegeben werden".⁵ Außer daß die Literaturkritik, wenn sie sich über einzelne Autoren und deren Werke zu äußern hatte, um die Wahrnehmung generationsbedingter Unterschiede ohnehin nicht herumkam, findet Hans Richter produktive, auf Prägnanz zielende Ansätze zur Nutzung des Generationsbegriffs und gerade auch seiner realitätsnahen Unschärfen zumeist in Äußerungen von Schriftstellern (von Franz Fühmann über Volker Braun bis Richard Pietraß und Uwe Kolbe); seine Überschau wäre inzwischen zumindest mit Günther Deickes Rede auf dem Kongreß des Kulturbundes 1987 zu erweitern.⁶

Hans Richter geht in seiner Studie auf ein gewichtiges Wort zur Sache, obschon es von dem hierzulande und auch anderswo hochgeachteten Literaturwissenschaftler Werner Krauss gesprochen wurde, nicht ein. Mit dem Blick auf die Geschichte der Weltliteratur prüfte Werner Krauss in dem Aufsatz "Periodisierung und Generationstheorie" (1968)⁷ die Tauglichkeit des Generationsprinzips für die "Gliederung der gesamten Geschichtezeit" der Literatur darauf hin, ob mit dem Generationsprinzip in die bestehende "buntscheckige Praocht" des Duroheinanders von Ordnungs- und Wesensbegriffen "auf eine ebenso radikale wie differenzierte Weise" nicht doch Ordnung hineingetragen werden könnte.⁸ Da es jedoch in den vorbürgerlichen Epochen, wie er feststellt, kein besonderes Prestige der Jugend gegeben habe und die Jugend selbst es auch gar nicht erstrebte, "konnte sich kein Generationsbewußtsein für einen neuen Stilbeginn bilden, solange die Aktualität bei jedem neuen Beginn sich nur als Wiederbelebung von Tradition begriff".⁹ Und: "Nur ein Jahrhundert lang fand die Generationstheorie volle Entsprechung im wirklichen Leben der Literatur",¹⁰ resümiert Krauss. Die Ismen vor und neben dem Expressionismus seien noch Generationsbewegungen gewesen, der folgenden Zeit indessen fehlte bereits "das dafür konstituierende Merkmal: die gemeinsame Konzeption".¹¹

Die Erfahrungen aus der ungarischen Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts widersprechen dem Krausschen Urteil nicht grundsätzlich, aber sie sind vielleicht dazu geeignet, sowohl seine Entschiedenheit des Verzichts als auch die von Hans Richter und anderen an den Generationsbegriff als literarhistorisches Ordnungsprinzip geknüpften Erwartungen zu modifizieren.

In dem **eingangs** genannten Handbuch der ungarischen Literaturgeschichte nach 1945 hat sich der Generationsbegriff nach rund fünfzigjährigem Gebrauch in Literaturkritiken, Essays und Monographien, nach mancherlei Fehden und Debatten nunmehr als literarhistorisches Ordnungsprinzip offenbar durchgesetzt. Mit beträchtlichem Argumentationsaufwand wird versucht, das lange Zeit vorherrschende "Mißtrauen seitens der Theorie"¹² wie es in der Einleitung heißt, weiter abzubauen. Zwei Bedenken seien hier genannt, die man wiederholt aufgreift und mit immer neuen Argumenten und Versicherungen auszuräumen sich bemüht. Die Generationen, wie sie in der Systematik erscheinen, dürften keinesfalls als in sich geschlossene oder gar organisierte Gruppierungen angesehen werden; wenn und solange sich allerdings Autoren auf Generationsbasis organisiert haben, werden sie im Handbuch sehr wohl als solche benannt und abgehandelt. Auf diese Weise erhält die unmittelbar nach 1945 zunächst als vierte Generation der einstigen Gruppierung um die Zeitschrift "Nyugat" (Okzident) eingeführte, dann um die eigens gegründete Zeitschrift "Újhold" (Neumond) formierte, über die frühen fünfziger Jahre hinweg, ohne zu publizieren, fortbestandene Gruppierung gleichsam ihre späte Anerkennung durch die Literaturgeschichtsschreibung, von der ihr 1966 noch (in Bard 6 der "Geschichte der ungarischen Literatur", die nicht nach Generationen gegliedert war) ein "absurdes Programm ... bürgerlichen Isolationismus"¹³ nachgesagt wurde.

Allein schon mit der Benennung der Generationen hängt das andere Problem zusammen: das der Bewertung. Mit der Zuordnung zu einer Generation solle und dürfe noch keine Wertung verbunden sein, lautet die Maxime. Tatsächlich aber gibt es kein Attribut, das dem Bezugswort "Generation" beigelegt semantisch nullwertig wäre. Von der Literaturwissenschaft erhielten z.B.

die - laut Einleitung provisorisch - so genannte "Dreiundfünfziger" Generation und die Generation der "Blanken Winde" ihre Namen. Bei nicht ganz kundigen Benutzern des Handbuchs und der ihm sicherlich folgenden Schullehrbücher können sich da zunächst allerlei Assoziationen einstellen, ehe per definitionem Eindeutigkeit erzielt, oft aber auch verfehlt oder gar nicht erst versucht wird. In der Einleitung wird das Generationsattribut "Blanke Winde" als Metapher für einen kurzen Zeitabschnitt nach 1945 sowie für eine Jugendbewegung und politische Haltung gedeutet und dann hinzugefügt: "Diese Benennung wird ebenso wie das Attribut 'Neumond' nicht nur von Ausländern nicht verstanden, sie muß auch jüngeren ungarischen Lesern erklärt werden."¹⁴ Sieht man in solchen Fällen von nicht beabsichtigten, aber möglichen Wertungsinduktionen oder -assoziationen ab, bleibt immer noch das Problem, daß mit der Benennung der Generation der Ordnungsbegriff sogleich zum Wesensbegriff tendiert, dieser aber bedarf, wenn er schon nicht zu vermeiden ist, "einer besonders strengen kritischen Überprüfung",¹⁵ lesen wir bei Werner Krauss. Aus der nationalliterarischen Tradition oder Konvention übernommene Generationsbenennungen haben nur ausnahmsweise, an herausragende Persönlichkeiten und Werke der Literatur und deren Historiographie geknüpft, eine Chance, sich in der internationalen literaturwissenschaftlichen Kommunikation überhaupt bemerkbar zu machen oder gar durchzusetzen. Konsequenzen für komparative Untersuchungen, die jetzt nicht erörtert werden können, liegen auf der Hand.

Bedenken sind demnach außer von der Theorie auch von der angewandten Literaturwissenschaft her anzumelden, was die konkrete Realisierung in dem ungarischen Handbuch, nicht aber was die Berücksichtigung des Generationsaspekts grundsätzlich betrifft. Generationsbenennungen, um bei ihnen zu bleiben, die für die internationale Kommunikation offen, weil möglicherweise sogar daraus erwachsen sind (etwa die Romantik betreffend), brauchen ja nicht ausgeschlossen zu werden; allerdings bedarf es dazu einer intensiveren vergleichenden Forschung und größerer Konsequenz in der Nutzung ihrer Ergebnisse.

Nationale Traditionen und Konventionen sind freilich feste, durch rational begründete Einsichten und Entschlüsse nicht ohne weiteres lösbare Bindungen. Das Denken in Generationen setzte in Ungarn zeitlich dort ein, wo Werner Krauss dafür keine "volle Entsprechung im wirklichen Leben der Literatur"¹⁶ mehr sah: an der Wende von den zwanziger zu den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts. Nur war es nicht so, daß sich eine selbstbewußt zur Generation formierte Jugend - abermals mit Werner Krauss' Worten - "der von den älteren Mitlebenden vertretenen Tradition entschlossen entgegenwarf",¹⁷ nein, sie wurde von "älteren Mitlebenden" beschworen, herbeigerufen, ja man kann sogar sagen: konzipiert und generiert. Diese umgekehrte Herausforderung war damals literaturtheoretisch vorbereitet worden durch die Grundlegung der ungarischen geistesgeschichtlichen Schule in der Zeitschrift "Minerva"¹⁸, genauer durch Tivadar Thienemanns Aufsatzfolge in den Jahrgängen 1927-30 und politisch-ideologisch durch niemand geringeren als den führenden Historiker der Zwischenkriegszeit: Gyula Szekfű. Szekfű hatte 1920 in dem großen historischen Essay "Drei Generationen" (Három nemzedék) von seinem, wie er selbstbewußt bekannte, konservativen Standpunkt eine Abrechnung mit den bis zum Ende des Ersten Weltkriegs das öffentliche Leben bestimmenden Nationalliberalen vollzogen. 1934 erschien dieses Buch in einer wesentlich erweiterten Fassung mit dem Titel "Drei Generationen und was danach folgt".¹⁹ Was bei Szekfű danach folgte, waren ziemlich exakt die drei damals jungen Generationen von Intellektuellen, hauptsächlich Schriftstellern, die etwa gleichzeitig von Mihály Babits, dem einstigen Mitbegründer und nunmehr Herausgeber der Zeitschrift "Nyugat", zu Generationen des "Nyugat" erkoren wurden, die sie für die Literaturkritik und dann auch für die Literaturgeschichtsschreibung bis zum heutigen Tag geblieben und als die sie literarhistorisch wohl auf unabsehbare Zeit festgeschrieben sind.²⁰ Der zu dem Zeitpunkt, 1934, in seinem Konservativismus bereits gewandelte (und sich dann in letztlich antifaschistischer Richtung weiter bis zum Amt des ersten ungarischen Botschafters nach 1945 in Moskau wandelnde) Szekfű hatte

mit dem kritisch-hoffnungsvollen Blick auf die jungen Generationen die geistigen Potenzen für die Schaffung einer von ihm ideell entworfenen nationalen Einheit, einer - wie er schrieb - "Synthese der Antinomien" im Auge. Mihály Babits hatte 1932 bereits 33 junge Lyriker mit 100 Gedichten in einer Anthologie unter dem Titel "Neue Generation" (*Új nemzedék*) versammelt; damit vollzog er gleichsam die Investitur der zweiten Nyugat-Generation, die er von der seinen, der ersten, so absetzte, daß er sie zugleich an jene um so fester band. "Ihr Ton erscheint auf den ersten Blick nicht moderner", schreibt er im Vorwort. "Was sie Neues, Revolutionäres in der Form aufweisen, haben sie noch von denen geerbt, die ihnen vorausgegangen sind. Die Kämpfe für den freien Vers und die verschiedenen Ismen sind vorbei." Und wem von den 33 jungen Poeten noch nicht klar gewesen sein mag, daß und wie er in der Anthologie als Generationsangehöriger präsentiert wurde, konnte es ebenfalls aus dem Vorwort erfahren: "Sie selber sind sich mit aller Wachsamkeit des Generationsselbstgefühls dieser Einheit bewußt, und ohne gegen diejenigen, die ihnen vorausgegangen sind und denen sie viel zu verdanken haben, Front zu machen, bekennen sie sich laut und deutlich zu ihrer Mission als Generation", heißt es suggestiv in Babits' Vorwort.²¹

Das von Mihály Babits gesetzte Zeichen der Kontinuität blieb für die künftigen literarischen Generationsgründungen bzw. -kreationen bestimmend: auf die zweite (Lőrinc Szabó, Gyula Illyés, József Erdélyi usw.), die der "Söhne", folgte rasch (1934) die dritte (Sándor Weöres, István Vas, Zoltán Jékely usw.), die der "Enkel" also, und jenes Zeichen (Vorzeichen!) der Kontinuität ist als Leitgedanke auch in dem auf Generationsbasis entworfenen Bauplan der als Handbuch genannten neuesten ungarischen *Literaturgeschichte* enthalten.

Seitens der zur Generation geschmiedeten jungen Literaten, falls und soweit sie nun tatsächlich zu einer Generation geworden waren, kam es zwar zu einem einzelnen heftigen Abwehrversuch: der bereits zu eigener Autorität gelangte Gábor Halász wies das Patronat respektvoll, aber energisch zurück (in einem Aufsatz über Babits in Babits' "Nyugat")²²; für Babits jedoch,

dessen Führungsposition - auch in ästhetischer und moralischer Hinsicht - unanfechtbar war, bot dies einen offenbar sogar willkommenen Anlaß, ebenfalls mit Respekt und doch zugleich hoch überlegen argumentierend die Bande zu der erschaffenen Generation nur noch enger zu knüpfen.²³ Und dann gab es freilich welche, die in die Generationsordnung nicht hineinpaßten oder sich ihr nicht fügten. Zumindest bei zweien lag es am **exzeptionellen** Format. Der Erzähler, Essayist und eigenwillige Ideologe László Németh gründete 1932 für sich allein eine Zeitschrift²⁴ und schlug einen Weg ein, der mit deutlichem Abstand und doch auch wieder parallel zu dem von Szekefü und Babits verlief. Der andere aber und kein anderer als Attila József überschüttete Babits 1930 in einem Gedicht noch mit haßvollen Flüchen²⁵; 1934 ging er auf den Älteren zu, aufs neue mit einem Gedicht, aus dem ich - in der deutschen Fassung von Günther Deicke²⁶ - im folgenden zitiere, weil sich darin wahrhaftiges Selbstbewußtsein, und zwar eines auf sich allein Gestellten, vereint nicht nur mit Achtung vor den Vätern, sondern Väterlichkeit ersehnd, in einer so souveränen Weise manifestierte, wie es aus der formierten Generation nicht zu vernehmen war:

Nunmehr versteh ich dich.
 Als streitende Parteien lohten
gegeneinander wir, doch du bekanntest
 in andrer Sache dich, auf andrem Boden
 in Zeugenschaft als ich.

• • • • •

... Wir könnten miteinander
 befreundet sein, wir könnten miteinander
 in ein Café gehn und den Tee umrühren,
 dem Schönen, Guten, Wahren nachzuspüren,
 Literatur hielte die Rede munter
 oder ein andrer menschlich wichtiger Plunder,
 dann legtest du dein Wort vorsichtig
 schwer auf die Waage, und ganz richtig
 auf deine Kenntnis würdest du verweisen,
 und würdest mich die Leidenschaft hinreißen,
 du würdest - so mit "Mach dir nichts daraus" -
 mir als der Ältre raten, doch zu schweigen,
 ganz väterlich,
 ich wär verstimmt, doch würde ich's nicht zeigen.

Im Handbuch der neuesten ungarischen Literatur gehen die Individualitäten in der Systematik, wie sie aus der Generationsformel entwickelt wurde - nicht in den Einzeldarstellungen! - scheinbar auf. Darin aber auch schon die Lösung zu erblicken wäre voreilig. Für die Herausgeber und Verfasser jedenfalls spricht weniger dieser Umstand als vielmehr der, daß sie aus Generationsbünden einige ja nun doch herausragen lassen - aufgrund ihres Formats.

Anmerkungen

- 1 A magyar irodalom története 1945-1975. II/1. Szerk. Békési Miklós. Budapest 1986, S.20
- 2 Hans Richter: Generationen, Temperamente, Schreibweisen. In: Sinn und Form. 1986 (XXXVIII), Heft 1, S.79-92
- 3 Ebenda, S.83-84
- 4 Ebenda, S.79
- 5 Ebenda, S.84
- 6 Günther Deicke: Die jungen Autoren der vierziger Jahre. In: Sinn und Form. 1987 (XXXIX), Heft 3, S.640-646
- 7 **Werner Krauss**: Die Innenseite der Weltgeschichte, Leipzig 1983, S.97-108
- 8 Ebenda, S.105
- 9 Ebenda, S.107
- 10 Ebenda, S.108
- 11 Ebenda, S.108
- 12 A magyar irodalom története 1945-1975. II/1. S.21
- 13 A magyar irodalom története. Főszerk. Sótér István. Band VI. Budapest 1966, S.1011
- 14 A magyar irodalom története 1945-1975. II/1. S.25
- 15 Werner Krauss, S.97
- 16 Ebenda, S.108

- 17 Ebenda, S.105
- 18 Minerva. Hrsg. Tivadar Thienemann. Budapest 1922-1940; Organ der geistesgeschichtlichen Schule in Ungarn. In: Jg. VI (1927) begann der Herausgeber seine Aufsatzfolge "Grundbegriffe der Literaturgeschichte"; die Nr.1-3 desselben Jg. war dem Andenken des kurz zuvor verstorbenen Robert Gragger gewidmet (mit C.H.Beokers Gedenkrede und einem Nachruf von Gyula Szekfú: Gragger Róbert művelődésünk történetében, im deutschsprachigen Inhaltsverzeichnis bezeichnenderweise wiedergegeben mit "R.G. im Wandel der ungarischen Geistesgeschichte"
- 19 Szekfú Gyula: Három nemzedék és ami utána következik. Budapest 1934. 508 S.
- 20 Unter dem Eindruck der deutschen wie der ungarischen geistesgeschichtlichen Schulen verfaßte auch Dezső Keresztury, Gastlektor am Ungarischen Institut in Berlin, seinen Überblick über die "Neueste ungarische Literatur (1914-1933)", ersch. in: Ujb. 1933 (XIII); dem Aspekt des Generationswechsels kommt darin eine Schlüsselrolle zu (interessanterweise allerdings verbunden mit einem Epochenabschluß dort, wo auch für Werner Krauss die Berechtigung des Generationsprinzips endet, s. Anm. 7): "Die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einsetzende literarische Epoche scheint ... erst in unseren Tagen einen Abschluß zu finden...Man kann diesen Umstand vor allem durch die Kräfteverhältnisse der aufeinander folgenden Generationen erklären. Die Kriegsgeneration.."(S.310) Und in einer Fußnote definiert Keresztury die Generation wie folgt:"Generation soll hier natürlich nicht nur die Gleichaltrigkeit, vielmehr die geistige Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein der Solidarität, der gleichen Zielsetzungen und der gleichen Geltungsinteressen bedeuten." (S.326)
- 21 In: Babits Mihály: **Esszék, tanulmányok.** Band 2. Budapest 1978, S.370-376
- 22 Halász Gábor: Egy **ízlésforma** önarcképe. In: Nyugat, 1935 (XXVIII), II, S.117-121
- 23 Die im "Nyugat", Jg. 1935, erschienenen Artikel und Bemerkungen **zusammengefaßt** in: A nemzedéki **kérdés** vitája. Siehe Anm. 21, S.470-481
- 24 Tanú (Zeuge) 1932-1936
- 25 Egy **költőre** (Auf einen Dichter), in: József Attila összes versei. Band 2. Budapest 1984, S.100-101; eine deutsche Fassung ist nicht bekannt
- 26 In Gram Verzehrter, in: Attila József: Gedichte. Budapest 1978, S.123-125

Wissenschaftsgeschichte

Richard Semrau

Zur Geschichte der Finnougristik und Fennistik an der HUB

Das Wirken Robert Graggers an der Berliner Universität, am damaligen Ungarischen Institut, fiel in eine Zeit regen wissenschaftlichen Lebens und bemerkenswerter Neuansätze nicht nur auf dem Gebiet der Hungarologie, sondern auch auf dem Gebiet der Fennistik und Finnougristik. Inhalt und Anliegen unserer Gragger-Ehrung lassen es daher berechtigt erscheinen, im folgenden kurz ebenfalls auf einige Traditionslinien und gegenwärtigen Aufgaben dieser Fachgebiete einzugehen.

Am Anfang der Fennistikarbeit in Berlin steht ein Ereignis, dem ungewöhnliche und nachhaltige wissenschaftliche Bedeutung zukommt: Am 13. März 1845 hielt Jakob Grimm vor einem Auditorium der Preußischen Akademie der Wissenschaften seinen berühmt gewordenen Vortrag "Über das finnische Epos",¹ in dem er erstmalig als ein Folklorist außerhalb Finnlands Hinweise und Leitgedanken zur Interpretation der Kalevala-Dichtung vorgab. Grimm würdigte und erläuterte in seinem Vortrag die bis dahin veröffentlichten Kalevala-Runen als Zeugnisse einer originären epischen Poesie, als Dokumente unverfälschter Volksdichtung. Als Germanist und Folklorist hatte er dabei vor allem die Rezeption der Lieder in Deutschland vor Augen, und er war der Meinung, daß diese den Lesern zugleich Aufschlüsse über "unser deutsches Altertum"² geben würden, daß sie mit ihren Bildern, mit ihrer Vorstellungswelt den Leser instand setzen könnten, sich "in ganz geschwundene Zustände zu versetzen"³. Die ästhetisch geprägten Geschichtsauffassungen des Folkloristen Grimm, seine Neigung, Mythos und Geschichte in einem Gesamtzusammenhang zu betrachten, bewirkten aller-

dings ihrerseits jene Tendenzen der Ästhetisierung und Idealisierung der Kalevala-Interpretationen, wie sie sodann u. a. die Deutungen Lönnroths sowie anderer Folkloristen beeinflussten.

Solche Tendenzen prägten auch nach Grimm die Untersuchungen deutscher Folkloristen, die sich in der 2. Hälfte des 19. Jh. in Berlin mit Kalevala beschäftigten. Großen Anteil an der Vermittlung finnischer Volksdichtung hatte Wilhelm Schott, der von 1838 an 40 Jahre lang als Professor "für altaische, tatarische und finnische Sprachen" an der Berliner Universität wirkte. Schott war Autor mehrerer Bücher über die finnische Volksdichtung, solcher wie "Über die finnische Sage vom Kullervo" (1857) und "Über finnische und estnische Heldensagen" (1866).

Um die Jahrhundertwende ist in der Entwicklung der Fennistik und Finnougristik in Berlin eine deutliche Zäsur zu bemerken. Das Interesse an Finnland und an finnisch-ugrischen Sprachen wuchs rasch an. Dies hing mit der Erweiterung der politischen, ökonomischen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Finnland in jener Zeit zusammen. Die bürgerliche nationale Bewegung Finnlands war daran interessiert, für ihren Kampf gegen die Russifizierungsbestrebungen des Zarismus auch die Unterstützung Deutschlands zu gewinnen, was zur Knüpfung sehr heterogener Beziehungen führte. Es entwickelten sich hierbei u. a. auch Beziehungen der Solidarität zwischen der finnischen und der deutschen Arbeiterbewegung, sowie recht vielfältige Beziehungen auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kultur.

Auf die wissenschaftliche Arbeit wirkten sich diese Beziehungen natürlich meist indirekt und nur mehr als Rahmenbedingungen aus. Die Fennistik und die Finnougristik in Berlin entwickelten sich vor allem in Wechselwirkung und unter dem Einfluß bedeutender Forschungsergebnisse, die um die Jahrhundertwende in Finnland u. a. in der Philologie und Ethnographie erzielt wurden. Folkloristen wie Antti Aarne oder Kaarle Krohn erlangten in jener Zeit internationalen Ruf, und finnische Sprachwissenschaftler wie Emil Setälä,

der in Leipzig studiert hatte, arbeiteten in Finnland im regen Kontakt mit deutschen Junggrammatikern und anderen deutschen Linguisten zusammen.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurde die Arbeit der Finnougristik und Fennistik in hervorragender Weise vom Wirken eines bedeutenden Sprachwissenschaftlers bestimmt, des polyglotten Linguisten und Finnougristen Ernst Lewy. Lewy begann seine Tätigkeit 1910 als Privatdozent in Berlin und wurde 1925 als Professor für allgemeine Sprachwissenschaft sowie für die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft an das damals noch nicht zehn Jahre alte Ungarische Institut berufen. Die außergewöhnliche Vielseitigkeit Lewys, seine gute Kenntnis mehrerer finn. ugr. Sprachen, aber auch solcher Sprachen wie des Baskischen oder Keltischen befähigten ihn, im Laufe seiner über 60jährigen wissenschaftlichen Tätigkeit neue, fruchtbare Erkenntnisse zur typologischen Erforschung europäischer und finnischugrischer Sprachen, zu ihrer "strukturellen Verwandtschaft", vorzulegen. Lewys Einzeluntersuchungen zu phonetischen Fragen wolgafinnischer Sprachen lieferten Modelle für eine exakte finnischugrische Forschung im 20. Jh. Die Bedeutung des Wissenschaftlers für die Finnougristik beruhte jedoch nicht zuletzt auf seiner Wirksamkeit als Hochschullehrer, als beeindruckende humanistische Persönlichkeit. Wer die Einleitung zu seiner "Tscheremissischen Grammatik" von 1922 liest, die Verse, die er dem Andenken seines Sprachinformanten, eines Kriegsgefangenen aus dem Wolgagebiet, widmete, wird die humanistische Grundhaltung spüren, die ihn in seiner wissenschaftlichen Arbeit motivierte. Lewy übertrug diese Haltung auch auf seine Schüler, und so ist es verständlich, daß er sich 1933 gezwungen sah, zumal er zu den rassistisch Verfolgten gehörte, Deutschland zu verlassen. Ernst Lewy setzte seine Arbeit bis zu seinem Tode im Jahre 1966 in Irland fort.

Die 20er Jahre bildeten am Berliner Ungarischen Institut in vieler Hinsicht einen Höhepunkt in der Arbeit der Fennistik und Finnougristik. Der Ausbau der Beziehungen zwischen Finnland und Deutschland in der Zeit der Weimarer Republik ließ

das Interesse an Sprachkursen des Finnischen schnell ansteigen. Dem Bedarf wurde 1922 mit der Einrichtung eines Finnisch-Lektorats Rechnung getragen. Im Verlauf von zwei Jahrzehnten nach seiner Gründung haben 140 Hörer an Finnisch-Kursen des Lektorats teilgenommen. Als Lektoren arbeiteten begabte junge finnische Wissenschaftler, die es als eine große Ehre empfanden, in Berlin in dieser Aufgabe tätig zu sein. Zu ihnen gehörte 1922 - 1924 der Germanist Emil Öhman, der die Studenten zugleich in die Problematik fennistischer und germanistischer Forschung einbezog. Öhman, der später Professor für Germanistik in Helsinki und u. a. Generalsekretär der Finnischen Akademie der Wissenschaften war, wurde 1963 für seine Arbeiten zu finnisch-deutschen Kulturbeziehungen mit dem Ehrendokortitel der Humboldt-Universität geehrt. Die Erfahrungen der Lektoren in der Sprachausbildung führten zur Fertigstellung eines ersten praktischen Finnisch-Lehrbuchs für Deutsche, das der Germanist Arvid Rosenquist 1925 ausarbeitete und das noch nach 1945 als Elementarbuch für die Finnischausbildung in Berlin genutzt wurde.

Zu den Schülern von Gragger, Lewy, Öhman, Farkas gehörte von 1923 an ein Student, der schon während seiner ersten Studienjahre durch seine außergewöhnliche Produktivität herausragte: der Student der Völkerkunde und Finnougrist Wolfgang Steinitz. Steinitz trat bereits in den 20er Jahren mit insgesamt 40 Publikationen hervor, mit Publikationen zur finnischen Sachethnographie, aber auch zu sprachgeschichtlichen Fragen finnisch-ugrischer Sprachen. Als Student, nach 1928 als Assistent am Ungarischen Institut unterschied sich Steinitz auch in der Hinsicht von anderen jungen Wissenschaftlern, daß er seine Arbeit von Anfang an in den Konnex gesellschaftlicher und politischer Aufgaben stellte. Wegen seiner Teilnahme am Kampf gegen den Faschismus mußte auch er 1934 aus Deutschland emigrieren. In der Emigration und nach seiner Rückkehr an die Berliner Universität im Jahre 1945 bewies Steinitz seine Größe als Mensch, als Wissenschaftler und als Hochschullehrer, der auf vielen Gebieten wesentlich

zur Demokratisierung des Lebens in der damaligen SBZ und des wissenschaftlichen Lebens an der Humboldt-Universität beitrug.

Als Direktor des Finnisch-Ugrischen Instituts baute Steinitz in den Jahren 1946 - 1967 die Finnougristik an der HUB zu einer Disziplin aus, die sich internationales Ansehen erwarb. Er konnte dabei teilweise an Bestehendes anknüpfen, setzte aber überall auch neue Akzente. In den einzelnen Fächern der Fennistik, in Sprachkursen des Finnischen, die anfangs von Dr. Arno Bussenius, später von Ulrich Bambroschke und von den 60er Jahren an von Richard Semrau geführt wurden, konnten bis Ende der 60er Jahre ca. 40 Studenten ausgebildet werden. Der wesentliche Neuanatz, den Steinitz auf dem Gebiet der Finnougristik initiierte, bestand aber darin, daß Berlin ein Zentrum der ostjakologischen Arbeit wurde. Steinitz'Konzeption berücksichtigte hierbei, daß das Ostjakische eine Schlüsselstellung in der vergleichenden finnisch-ugrischen Philologie einnimmt. Steinitz'Konzeption berücksichtigte ebenfalls den glücklichen Umstand, daß es ihm während seiner Emigration in der Sowjetunion gelungen war, ein außerordentlich wertvolles und umfangreiches ostjakisches Material zu sammeln und an die Berliner Universität zu bringen. Das Ostjakische gehörte unter Steinitz' Leitung zur Ausbildung der Finnougristik-Studenten, und unter seiner Leitung wurde in den 50er Jahren ebenfalls mit der Ausarbeitung eines "Dialektologischen und etymologischen Wörterbuchs der ostjakischen Sprache" begonnen, eine Arbeit, die alsbald von einer besonderen Arbeitsgruppe der AdW übernommen wurde. Von großer Bedeutung für die Entwicklung der Finnougristik und damit auch der Fennistik in Berlin war es, daß Steinitz in diesen Jahren mehrere bedeutende Finnougristikarbeiten publizierte, darunter solche wie die Geschichte des finnisch-ugrischen Vokalismus, eine Arbeit, die bis heute international lebhaften wissenschaftlichen Meinungsstreit auslöst. Von nicht minderer Bedeutung war es auch, daß Steinitz jene zahlreichen wissenschaftlichen Kontakte neu knüpfen konnte, die der Krieg für längere Zeit abgebrochen und zerstört hatte.

Der plötzliche Tod von W. Steinitz im Jahre 1967 bedeutete

einen Verlust, der auch langfristig nicht zu überwinden war. Viele von ihm geplanten Projekte konnten nicht mehr realisiert werden. Eines seiner Hauptvorhaben jedoch, das ostjaki-sche Wörterbuch, wurde in der Arbeitsgruppe der AdW unter Leitung von Dr. Gert Sauer zielstrebig weitergeführt.

Die Hochschulreform von 1968 setzte die Schwerpunkte auf praxisorientierte Ausbildung. Die Fennistik-Ausbildung wurde in Greifswald konzentriert. Neben dem Fachgebiet Hungarologie, das die Aufgabe übernahm, Sprachmittler in der Kombination Russisch/Ungarisch auszubilden, blieb das Fachgebiet Fennistik in der Besetzung durch einen Assistenten bestehen. Nach dem Auslaufen der Diplomandenausbildung im Jahre 1971 wurden in der Fennistik hauptsächlich kurzfristige Sprachkurse sowie als Fakultativveranstaltungen sog. "Abendkurse" angeboten, an denen in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten ca. 30 Hörer teilnahmen.

Den Orientierungen entsprechend wurde die Publikations-tätigkeit in der Fennistik auf den Praxisbedarf konzentriert, und es wurde zugleich angestrebt, die Forschungsarbeit mit anderen Institutionen, insbesondere mit der Universität Greifswald und der dortigen Sektion Nordeuropawissenschaften, zu koordinieren. In den 70er Jahren wurden von Richard Semrau, nachdem er 1964 ein Elementarlehrbuch des Finnischen fertiggestellt hatte, Taschenwörterbücher des Finnischen sowie Anfang der 80er Jahre ein "Praktisches Lehrbuch des Finnischen" für den Selbstunterricht erarbeitet.

Die Ausweitung der Beziehungen zwischen Finnland und der DDR in den 70er Jahren ließ den Bedarf anwachsen, die Prozesse des Literatur- und Kulturaustausches kontinuierlicher zu verfolgen und diese unter literaturwissenschaftlichen Aspekten zu sichten und zu werten. Das Erfordernis, sowohl die sprachwissenschaftliche Forschung als auch die literaturwissenschaftlich orientierte Arbeit der Fennistik stärker zu profilieren, ließ die Notwendigkeit hervortreten, das Fachgebiet mit mindestens zwei Mitarbeitern getrennt nach beiden Forschungsrichtungen zu besetzen. Von 1981 an konnte die Fennistik durch

die Einstellung eines zweiten Assistenten verstärkt werden. Die Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Arbeit wurden nunmehr von Dr. Renate Kostov, die in Greifswald mit einer kontrastiven Untersuchung über das Attribut im Finnischen und Deutschen promovierte, übernommen.

Die literaturwissenschaftlich orientierte Arbeit konnte in den 80er Jahren intensiviert werden. 1979 wurde von R. Semrau eine Arbeit über "Die Komik des Puntila" zum Abschluß gebracht. In den 80er Jahren erschien auch eine ganze Anzahl von Rezensionen belletristischer Werke sowie Aufsätze mit Darstellungen finnischer Gegenwartsliteratur. Durch Nachworte und editorische Arbeiten wurde die Herausgabe mehrerer bedeutender finnischer Werke ermöglicht: eine Ausgabe des Kalevala bei Reclam, Pentti Haanpääs "Teufelskreis", Hella Wuolijokis Memoiren.

1985 wurden, von einer Wertung des erreichten Standes ausgehend, konzeptionelle Vorstellungen für die Weiterführung der Arbeit in den Fachgebieten Hungarologie und Fennistik ausgearbeitet. Die neue Konzeption, die vom MHF bestätigt wurde, sieht u. a. eine Verstärkung der Arbeit auf dem Gebiet der Finnougristik vor sowie eine Verstärkung der Kooperationsbeziehungen mit Institutionen in Ungarn, Finnland und in der Karelischen ASSR. Die Konzeption beinhaltet anspruchsvolle Ziele, ist jedoch auch realistisch. Zu ihrer Verwirklichung wurde in der letzten Zeit einiges in Angriff genommen.

So begann Dr. Renate Kostov eine Arbeit über die Entwicklung der finnischen Schriftsprache im 19. Jh., eine Arbeit, die Ansatzpunkte für eine Berücksichtigung vieler in der Finnougristikforschung wichtiger Fragen bietet. Der Verwirklichung soll auch die Beschäftigung mit dem Estnischen dienen, und in den letzten zwei Jahren wurde trotz einiger Schwierigkeiten mit der Vermittlung des Estnischen in einem Sprachkurs begonnen. Zu den Schwierigkeiten, die erwähnten konzeptionellen Vorstellungen zu verwirklichen, gehört u. a. das Vorhaben, die Folkloreforschung in die Arbeit der Fennistik stärker einzubeziehen. Wir halten dies aus vielen Gründen für wichtig, handelt

es sich hierbei doch um eine Disziplin, die von Grimm bis Steinitz die Finnougristik-Arbeit in Berlin prägte, die aber mit Steinitz weitgehend abbrach. Auf diesem Gebiet konnten in den vergangenen Jahrzehnten gelegentlich kleinere Beiträge fertiggestellt werden; insgesamt kam jedoch die Folkloreforschung über Ansätze nicht hinaus. Die Neuaufnahme dieser Tradition wird davon abhängen, in welcher Weise es gelingen wird, die literaturwissenschaftliche Arbeit in den 90er Jahren abzusichern, aber ebenfalls davon, wie weit wir das Interesse und die Unterstützung uns freundlich gesinnter Institutionen, auch solcher des Auslands, gewinnen werden.

Anmerkungen

- 1 Der Vortrag wurde gedruckt in: Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache (hrsg. v. Höfer), 1 (1845), S. 13 - 55
- 2 Ebenda
- 3 Ebenda

G e r t S a u e r

Zu den finnougri stischen Beiträgen in der Zeitschrift
Ungarische Jahrbücher

Wenn wir mit diesem Kolloquium des 100. Geburtstages von Robert Gragger gedenken, so scheint es mir angebracht, uns auch daran zu erinnern, welche Rolle die Finnougri stik, d. h. die vergleichende Untersuchung der Sprachen und Literaturen der finnisch-ugrischen Völker, in Graggers Konzeption der Ungarnkunde gespielt hat. Ich möchte das am Beispiel einiger Beiträge veranschaulichen, die in der von Gragger ins Leben gerufenen Zeitschrift Ungarische Jahrbücher (1921-1943) erschienen sind und die mir auch aus der heutigen Sicht eines Finnougri stisten der Erinnerung wert scheinen.

Für Gragger besaß die Sprache in der Ungarnkunde Vorrang. Wie er 1921 im Geleitwort zur Zeitschrift Ungarische Jahrbücher schrieb, ist die Sprache vor allem ein unversiegbarer Quell für die Erkenntnis der psychischen und logischen Struktur des Volkes, und so müsse die Sprachwissenschaft mit dem Ziel betrieben werden, bei der Erforschung der Sprache zugleich zu einer klaren Geschichte des Volkes zu gelangen. Auf diesem Hintergrund entwickelte Gragger sein Forschungsprogramm, in dem Probleme der Finnougri stik wie z. B. das Verhältnis der finnisch-ugrischen und indogermanischen Sprachen oder die ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und ural-altaischen Sprachen an erster Stelle genannt werden. Die Bedeutung, die Gragger der Finnougri stik im Rahmen der Hungarologie beigemessen hat, kommt auch darin zum Ausdruck, daß er im 4. Band der Zeitschrift selbst einen Beitrag "Zur Geschichte der ugrofinnischen Sprachwissenschaft" veröffentlicht hat, in dem er auf

die Bemerkungen Humboldts zu den finnisch-ugrischen Sprachen eingegangen ist.

1931 wurde von dem unter Finnougristen bzw. Uralisten bekannten sowjetischen Forscher G. N. Prokof'ev, der von 1925-28 als Lehrer bei den samojedischen Selkupen im Gebiet des Flusses Tas tätig war, in Bd. 11 der Ungarischen Jahrbücher ein dreiteiliger Aufsatz mit dem Titel "Materialien zur Erforschung der ostjak-samojedischen Sprache. Tasovsche Mundart" veröffentlicht. Darin wird ein Abriß der Deklination der Nomina, der possessiven Deklination, eine Darstellung der Pronomina und der Konjugation der Verben gegeben. Dieser Veröffentlichung kommt insofern besondere Bedeutung zu, da das Selkupische bis dahin nur aus den von M. A. Castrén gesammelten und von A. Schiefner 1854 herausgegebenen samojedischen Sprachmaterialien bekannt gewesen ist und eine selkupische Grammatik von Prokof'ev in der Sowjetunion erst 1935, also einige Jahre später, erschienen ist.

Zu den auch heute noch häufig zitierten Arbeiten zählt der in Bd. 16 erschienene Aufsatz "Das obugrische Passivum" von Karl Bouda, in dem zum ersten Mal eine ausführliche Darstellung des Passivs im Ostjakischen und Wogulischen gegeben und der Versuch unternommen wird, die passivfähigen Verben nach semantischen Gesichtspunkten zu gliedern. Die Bedeutung dieser Arbeit wird dadurch unterstrichen, daß die beiden obugrischen Sprachen die einzigen finnisch-ugrischen Sprachen sind, die ein grammatikalisierendes Passiv aufweisen. Von K. Bouda finden wir in Bd. 17 auch einen wissenschaftsgeschichtlich wertvollen Beitrag mit dem Titel "Die finnisch-ugrischen Studien in Deutschland", in dem besonders der Anteil von Gelehrten des 17. Jahrhunderts (Martinus Fogelius, Gottfried Wilhelm Leibniz u. a.) bei der Klärung der finnisch-ugrischen Sprachverwandtschaft behandelt wird.

Der weit über die Ungarnkunde hinausgehende Anspruch der Ungarischen Jahrbücher kommt auch im Rezensionsteil zur Geltung, in dem ein breites Spektrum philologischer Abhandlungen vorgestellt wird, wie z. B. "Die Religion der Jugravölker" von

K. F. Karjalainen (Bd. 2), "Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas" von M. Vasmer (Bd. 15-17) oder "Die Herkunft der Finnen" von U. T. Sirelius (Bd. 5). Viele Rezensionen stammen aus der Feder der damals in Berlin tätig gewesenen Gelehrten Ernst Lewy und Karl Bouda. Sie stellen oft selbständige Beiträge der Rezensenten zu dem jeweiligen Thema dar und sind daher auch von wissenschaftsgeschichtlicher Bedeutung. So verbindet Lewy die Vorstellung des 1925 erschienenen Lehrbuchs der finnischen Sprache von A. Rosenqvist unter dem Titel "Zum Finnischen" (Bd. 11) mit einer ausführlichen Darstellung seiner Auffassung von den Besonderheiten der finnischen Grammatik. In seiner Rezension ("Das erste in Rußland gedruckte ostjakische Buch", Bd. 12) über die 1930 erschienene Fibel des Ostjaken P. E. Chatanzeev hat Bouda die in dieser Fibel enthaltenen Texte übersetzt und mit zahlreichen Anmerkungen versehen, so daß sie einem viel größeren Interessentenkreis erschlossen werden konnten als mit dem der Fibel beigelegten ostjakisch-russischen Wörterverzeichnis.

Weitere wichtige Arbeiten wie z. B. der Aufsatz von Y. H. Toivonen "Zur ugrischen Etymologie" (Bd. 15, 17) könnten hier angeführt werden. Bei einer Gedenkveranstaltung wie dieser sollten wir uns aber auch fragen, welche Impulse von dem Werk Graggers auf unser heutiges Verhältnis zur Finnougristik ausgehen können. Ich bin der Ansicht, wir sollten die beiden Forschungsrichtungen Hungarologie und Finnougristik auch heute und gerade hier in Berlin in Forschung und Lehre weiterhin miteinander verbunden halten, da wir auf diesem Gebiet über eine kontinuierliche Tradition verfügen, die nach Robert Gragger später unter Wolfgang Steinitz zu einem neuen Höhepunkt geführt wurde und unserem Land bis heute eine geachtete Position in der internationalen Finnougristik eingebracht hat.

László K o r n y a

Das Wirken ungarischer Lektoren an der Berliner Universität
1917 - 1945 im Spiegel der von Robert Gragger begründeten
"Ungarischen Jahrbücher"

Als ich vor nunmehr zehn Jahren, von 1977 bis 1981, an der Berliner Humboldt-Universität als Ungarischlektor tätig war, fielen mir in der dortigen Bibliothek recht bald die Bände der "Ungarischen Jahrbücher" ¹ in die Hände, die seinerzeit von Robert Gragger gegründet und bis zu seinem Tode von ihm herausgegeben wurden. Aus diesen Jahrbüchern erfuhr ich viel Wissenwertes über das ehemalige Ungarische Institut, den Vorgänger des heutigen Fachgebietes Hungarologie. Neben der Bibliothek, Schauplatz meiner täglichen Lehrarbeit, interessierte mich vor allem die Arbeit meiner Amtsvorgänger: Unter was für organisatorischen Bedingungen arbeiten sie? Wen unterrichten sie? Wie lehrten sie die ungarische Sprache, verbreiteten sie durch Lehrveranstaltungen, Publikationen und andere Tätigkeiten die ungarische Kultur?

Auf Informationen hierzu stieß ich in den Bänden der "Ungarischen Jahrbücher".

Beginnend mit dem Gründungsjahr 1921 kann man in der Spalte "Kleine Mitteilungen und Anzeigen" dieser Zeitschrift beinahe regelmäßig einen Bericht über die Arbeit des Ungarischen Instituts im vergangenen Jahr finden. Diese Jahresberichte beschäftigen sich auch mit der Bibliothek, Veröffentlichungen, der Lehrtätigkeit sowie sonstigen Gebieten. In den meisten Fällen sind die Berichte durch Bekanntmachungen über die Arbeit der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts ergänzt. Später blieben dann die eingehenden Berichte über die

Lehrtätigkeit im Institut leider aus.

Mich als Lektor für Ungarisch interessierte natürlich in erster Linie die Lehrtätigkeit all meiner Vorgänger.

Über diese Lehrtätigkeit hat man jedoch nur dann angemessene Vorstellungen, wenn die Zielsetzungen, der Aufbau und das Wirken sowie die Arbeit und die Atmosphäre des gesamten Instituts bekannt sind.

Über die Angaben aus den "Ungarischen Jahrbüchern" hinaus machte ich mir noch weitere Quellen zunutze. So in erster Linie die Zusammenfassung zur Geschichte des Instituts von Professor Béla Szent-Iványi, die unter dem Titel "Finnisch-ugrische Sprachwissenschaft und Ungarnkunde an der Berliner Universität" erschien.² Daneben möchte ich noch die Darstellung der "Glanzzeit der Hungarologie in Berlin"³ von Géza Bodolay erwähnen, der 1973 - 1978 Gastprofessor in Berlin war.

Von den einstigen Lektoren des Berliner Ungarischen Instituts konnte ich nur noch mit Dezső Keresztury und Béla Szent-Iványi zusammentreffen, und mich im Gespräch mit ihnen über ihr Schaffen informieren. Heute ist uns nur noch Dezső Keresztury als lebender Zeuge geblieben. Zahlreiche Interviews und Erklärungen seinerseits gehen auf seine Jahre in Berlin, auf sein Wirken als Lektor und auf seine Mittlerrolle zwischen der deutschen und der ungarischen Sprache und Kultur ein. Unter den Mitarbeitern des Fachgebietes Hungarologie hatten wir zu mehreren das Vergnügen, auf dem I. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Ungarische Philologie in Budapest im August 1981 seinen Vortrag über "Eine Werkstatt der Hungarologie in Berlin" zu hören.⁴

Auf demselben Kongress schloss ich mich dem historischen Überblick von Dezső Keresztury an, indem ich - auch an die Vergangenheit erinnernd - auf die verschiedenen Perioden im Unterricht des Ungarischen an der Berliner Universität hinwies, wobei ich besondere Betonung auf das fachwissenschaftliche Mehr legte, welches die Vorgänger im Rahmen ihrer Lektorenarbeit zu leisten in der Lage waren.⁵

Anlässlich der Gragger-Ehrung möchte ich eingehender

hierüber sprechen. Als erstes soll hier vom Ungarischen Institut die Rede sein, innerhalb dessen sich der ungarische Sprachunterricht und die Lektorentätigkeit im Laufe von so vielen Jahren entfalten und Erfolge bringen konnten.

Der Anfang ist dabei untrennbar mit dem Namen Róbert Graggers und seiner Tätigkeit verbunden: das Ungarische Institut ist sein Lebenswerk.

Laut Arbeitsplan, wie er 1921 in Band I der UJb von R. Gragger veröffentlicht wurde, stellte sich das Ungarische Institut als Lehranstalt die Aufgabe, die Studierenden durch Vorlesungen und seminaristische Übungen in das Studium der ungarischen und der ihr verwandten Sprachen sowie in die Geographie, Geschichte, Wirtschaft, Volkskunde, Literatur und Kultur Ungarns einzuführen und zu wissenschaftlichen Spezialstudien anzuleiten.

Seit 1916 wurden im Ungarischen Seminar außer den Vorlesungen des Direktors Prof. Gragger auch öffentliche unentgeltliche Sprachkurse angeboten, die zunächst von Gragger selbst und zwei Lehrern gehalten wurden. Erst durch die Einrichtung eines Lektorats für Ungarisch im Mai 1918 konnten die Kurse intensiver und zahlreicher gehalten werden. Neben den offiziellen Vorlesungen der Professoren und den Übungen der Assistenten und Lektoren wurden ungarische Sprachkurse für breitere Kreise angegliedert. Außer Studierenden der Philosophischen und Juristischen Fakultät wurden Studenten der Technischen- und der Handelshochschule sowie Angestellte größerer Wirtschaftsunternehmen Teilnehmer der ungarischen Sprachkurse des Instituts.

Auch die Ungarisch-Kurse der Berlitz-Schule in der Weltstadt Berlin wurden vom Ungarischen Institut gefördert.

Die Teilnehmer der Kurse wurden je nach den erworbenen Sprachkenntnissen in Gruppen eingeteilt. In den Gruppen für Fortgeschrittene wurde fast ausschließlich ungarisch gesprochen.

So herrschte im Berliner Institut große Betriebsamkeit. Die Lektoren hatten die Aufgabe, neben der Lehrtätigkeit auch die wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der Hungarologie im Rahmen des Instituts als Forschungseinrichtung zu fördern, bei Zusammenstellungen von Bibliographien und Buchbe-

sprechungen mitzuwirken und an der Arbeit der Auskunfts- und Beratungsstelle, die Wissenschaftlern und anderen Interessenten Quellen- und Nachrichtenmaterial bot, teilzunehmen.

Bis zum Jahre 1943 wirkten fünf Lektoren am Ungarischen Institut, soweit die "Ungarischen Jahrbücher" über ihre Arbeit berichten, János Koszó, Gyula Farkas alias Julius von Farkas, Elemér Moór, Dezső Keresztury und Béla Szent-Iványi. Die Jahre in Berlin bestimmten die ganze weitere Laufbahn der ehemaligen Lektoren.

Sie alle hatten eine Ausbildung als Germanisten genossen und waren in der Mehrheit Studenten des bekannten Budapester Eötvös-Collegiums oder wurden später dort Professoren. Auch Gragger hat seine Studien am Eötvös-Collegium vollendet. So setzte er alles daran, sowohl bei der Gestaltung der Bibliotheksordnung als auch im Ungarischen Institut und im Collegium Hungaricum dem Geist des Budapester Eötvös-Collegiums auch in Berlin treu zu bleiben.

Seit der Aufstellung eines eigenen Lektorats 1918 wurden die Ungarisch-Kurse von dem ersten Lektor, János Koszó, geleitet, der - wie auch seine Nachfolger - zugleich das Amt eines Bibliothekars bekleidete.

János Koszó /1892 - 1952/ kam mit 26 Jahren nach Berlin. Seine Lehrtätigkeit umfaßte ausser den Sprachkursen sprachwissenschaftlich-sprachpraktische und literarische Themen:

Einführung in die ungarische Sprache, ungarische Grammatik und Sprachübungen, ungarische Satzlehre mit anschließenden Übungen für Fortgeschrittene, das ungarische Drama im 19. Jh./ auf Grund ungarischer Texte von Katona, Teleki, Madách/, der ungarische Roman, ausgewählte Gedichte von Petöfi, Arany als Epiker und Lyriker mit Lesen der Meisterballaden, Jókai, Mikszáths Erzählungen.

Mit seinen Studien über Aurél Ignác Fessler /1915, 1923/ leitete er die ideengeschichtliche Erschliessung der deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen ein.⁶ Koszós Studien wurden von J. v. Farkas, seinem Nachfolger als Lektor, unter dem Titel "Von der Aufklärung zur Romantik" im Band IV der UJb bespro-

chen. Weiterhin schrieb Koszó über "J. Bleyer als Pädagog".⁷ Auch später beschäftigte er sich mit den Problemen des modernen Sprachunterrichts.⁸

Er war von 1918 bis 1922 Lektor in Berlin. Später wurde er Professor für deutsche Literatur am Budapester Eötvös-Collegium, dann an den Universitäten in Pécs und Kolozsvár, nach 1945 Leiter des Fremdsprachenlektorats an der Hochschule für Körperkultur Budapest.

Julius von Farkas /1894 - 1958/ war 28 Jahre alt, als er nach Abschluß seiner Studien als Literaturhistoriker am Budapester Eötvös-Collegium nach Berlin kam, wo er von 1922 bis 1928 als Lektor tätig war.

Außer den Ungarisch-Kursen für Anfänger und den ungarischen Stilübungen hielt er Vorlesungen über die ungarische Satzlehre, über Petöfis erzählende Dichtkunst und über die Romantik.

Während seiner Berliner Jahre erschien sein Buch über Petöfis erzählende Dichtungen.⁹

Unter dem Titel "Die finno-ugrische Sprachwissenschaft und die ungarische Romantik" finden wir eine Veröffentlichung von ihm in Band IV der UJb.

Seine Lehrtätigkeit und seine Veröffentlichungen in der Berliner Lektorenzeit bedeuteten Beiträge und Vorarbeiten für die später erschienenen Bücher.

Während der Jahre als Lektor in Berlin sammelte er auch viele Erfahrungen auf organisatorischem Gebiet, in der Institutsleitung und bei der Redaktion der verschiedenen Veröffentlichungen des Instituts.

1928 wurde Julius von Farkas Professor und Direktor des Ungarischen Instituts sowie des Collegium Hungaricum, nach 1946 Professor in München und später in Göttingen. Nach Graggers Tod wurde er Herausgeber der "Ungarischen Jahrbücher" und der "Ungarischen Bibliothek", dann später von deren Fortsetzungen, den "Ural-altaischen Jahrbüchern" und der "Ural-altaischen Bibliothek".

Elemér Moór /1891 - 1974/ kam mit vielseitigem Wissen und

im Besitz origineller Methoden nach Berlin, nachdem er schon früher als einer der ersten Stipendium des Berliner Collegium Hungaricum erhalten hatte. Er war 35 Jahre alt, als er sein Amt antrat. Während seiner Berliner Jahre, 1926 - 1929, erwachte sein Interesse für die ungarische Urgeschichte und die Slawistik.

Außer Anfänger- und Aufbaukursen sowie Stilübungen für Fortgeschrittene hielt er Einführung in das Ungarische für Linguisten und Übungen an Texten volkswirtschaftlichen Inhalts sowie eine Reihe von literarischen Seminaren über die ungarischen Volksmärchen, über Kazinczy und die deutsche Schule in der ungarischen Literatur, über Petöfi/mit Erläuterungen ausgewählter Gedichte/, über Arany, Mikszáth und die moderne ungarische Lyrik /Ady und Babits/ sowie zur Lektüre ungarischer Schriftsteller.

Während seiner Berliner Jahre erörterte er in den "Ungarischen Jahrbüchern" eine ungarische Variante des russischen Brunhildsmärchens ¹⁰, die Frage der Spielleute der Árpádenzeit ¹¹ und die Siedlungsgeschichte der deutsch-ungarischen Sprachgrenze ¹².

Er blieb auch später ständiger Mitarbeiter der UJb. In Ungarn wurde er Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule in Szeged.

Dezső Keresztury /1904/ war 26 Jahre alt, als er nach Berlin kam, nachdem er als Schüler von János Horváth seine Studien als Literaturhistoriker am Budapester Eötvös-Collegium absolviert hatte. 1929 - 1936 war er als Ungarischlektor in Berlin tätig.

Zu seiner Lehrtätigkeit gehörten Ungarischkurse, Stil-, Vortrags- und Übersetzungsübungen, ungarische Lesestunden, die Lektüre ungarischer Schriftsteller, Seminare über die beschreibende ungarische Grammatik, Anfänge der ungarischen Literatur, die neueste ungarische Literatur und über die ungarische Novelle.

Keresztury verfasste in Berlin ein neues ungarisches Sprachlehrbuch für die Berlitz-Schule. ¹³

Dieses Lehrbuch wurde im Band XI der UJb , S. 132, von F. = J. v. Farkas wie folgt besprochen: "Während die bisherigen ungarischen Ausgaben des in weiten Kreisen eingeführten Sprachbuches die auf die westeuropäischen Sprachen angewandte Methode einfach kopierten, versucht die vorliegende, von dem ungarischen Lektor der Berliner Universität besorgte Neuauflage den inneren Gesetzen der ungarischen Sprache gerecht zu werden. Sowohl die Übungen wie die Lesestücke sind sprachlich einwandfrei, und stellen stofflich nicht ein Schema dar, sondern führen in die ungarische Lebensart ein. Eine willkommene Neuerung bedeutet der Abschnitt "Ungarische Kunst, Literatur und Wissenschaft", der in gedrängter Form nicht nur über die historische Entwicklung, sondern auch über den neuesten Stand der ungarischen Kultur Aufschluss gibt."

Wir wissen dieses Lehrbuch als ein wertvolles Dokument des Sprachunterrichts und der Sprachpraxis von damals auch in unserer heutigen Situation zu schätzen, weil sich das Fachgebiet Hungarologie an der Humboldt-Universität Berlin um die Erarbeitung von Lehrmaterialien für den Grund- und Aufbaukurs Ungarisch bemüht. Es ist schade, daß dieses Buch weder in der Berliner Staatsbibliothek noch in der Universitätsbibliothek, d. h. in der Bibliothek des Fachgebiets Hungarologie zu finden ist.

Um auf Kereszturys Berliner Lehrtätigkeit zurückzukommen, so nehme ich an, dass seine Übersetzungsübungen und Seminare über die ungarische Novelle dazu beigetragen haben, dass er 1936 mit seinen Berliner Schülern einen ungarischen Novellenband herausgab.¹⁴ Die deutsche wie die ungarische Presse hoben damals einmütig den Wert dieser Arbeit hervor.

Kereszturys zahlreiche Veröffentlichungen zu literarischen Themen sind in den Bänden der UJb aus seinen Lektorenjahren zu lesen: "Babits der Lyriker"¹⁵, "Die neueste ungarische Literatur"¹⁶, verschiedene Buchbesprechungen.¹⁷

Keresztury hat in Berlin auch viele Vorträge gehalten. Auf dem Deutsch-Ungarischen Abend, einer studentischen Veranstaltung, sprach er über kulturelle Beziehungen zwischen Deutsch-

land und Ungarn, im Bund Ungarischer Hochschüler und im Ungarn-Verein über die neueste ungarische Literatur im Collegium Hungaricum. Bei der Eröffnung der ungarischen Sprachkurse an der Berliner Berlitz-Schule 1930 sprach er über das unbekanntes Ungarn.

In Ungarn wurde er Mitarbeiter der deutschsprachigen Zeitung Pester Lloyd, Professor und Direktor am Eötvös-Collegium, 1945 - 1947 Kultusminister, dann Mitarbeiter der Landesbibliothek Széchenyi, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Staats- und Herder-Preisträger.

Béla Szent-Iványi /1908 - 1981/ war der letzte Lektor in der Periode der "Ungarischen Jahrbücher". Seine Lehrtätigkeit begann 1936 und reichte bis in die jüngste Vergangenheit.

Als Lektor hielt er lange Jahre ungarische Sprachkurse für Anfänger und Fortgeschrittene sowie Übersetzungsübungen.

Als Forscher arbeitete er auf dem Gebiet der deutsch-ungarischen Beziehungen. Er veröffentlichte Abhandlungen in den "ungarischen Jahrbüchern" über den Pietismus in Ungarn, über das 100jährige ungarische Nationaltheater ¹⁸, und über das 100jährige Wirken des Bundes ungarischer Hochschüler in Berlin ¹⁹. In seinen Forschungen war er bestrebt, die gesellschaftlichen Voraussetzungen der wechselseitigen kulturellen Beziehungen zu suchen.

Von ihm selbst wissen wir, daß auch die viel Zeit und Kraft erfordernde Administration des Collegium Hungaricum auf seinen Schultern ruhte.

Obwohl sein Buch "Der ungarische Sprachbau", ein grundlegendes Hilfsmittel zum Studium des Ungarischen, erst später, 1964, erschienen ist, schöpfte er Anregungen und Erfahrungen dazu vermutlich aus der langjährigen Sprachlehrerpraxis in seiner Lektorenzeit.

1947 wurde er Professor für ungarische Sprache und Literatur am von Prof. Steinitz geleiteten Finnisch-ugrischen Institut, nach Steinitz' Tod Leiter des Instituts. Im Jahre seiner Emeritierung 1973 war er mit fünfunddreissigjähriger ununterbrochener Lehrtätigkeit einer der dienstältesten Hoch-

schullehrer der Humboldt-Universität.

Prof. Szent-Iványi wurde auf dem I. Internationalen Hungarologenkongress 1981 mit der neugestifteten János-Lotz-Gedenkmedaille ausgezeichnet.²⁰

Wir gedachten im November 1987 in Berlin des Begründers der Hungarologie an der Berliner Universität, Róbert Graggers.

Wer heute in der DDR das "Taschenlexikon Ungarn" zur Hand nimmt, findet darin sogleich den Namen Robert Graggers und folgenden Text:

"Gragger, Róbert, Literaturwissenschaftler, geb. 7. 11. 1887 Aranyosmarót, gest. 10. 11. 1926 Berlin; Begründer /1917/, Professor und Leiter des Ungarischen Instituts an der Berliner Universität, seit 1924 erster Direktor des Berliner Collegium Hungaricum. Grosse Bedeutung für die Verbreitung der ungarischen Wissenschaft im Ausland besitzen die von ihm begründete Schriftenreihe "Ungarische Bibliothek" /1920/ und die Zeitschrift "Ungarische Jahrbücher" /1921/. Er entdeckte das bedeutende ungarische Sprachdenkmal "Altungarische Marienklage" /1923/., redigierte die "Bibliographia Hungariae" /1923-29/ und gab die Gedichtsammlung "Anthologia Hungarica" /1922/ heraus."²¹

Als ich im Jahre 1980 dieses Lexikon vom Bibliographischen Institut Leipzig zur Begutachtung erhielt, war es mein Vorschlag, Róbert Gragger darin aufzunehmen. Umso mehr freut es mich heute, dass meiner Bitte stattgegeben wurde.

Anmerkungen

- 1 UJb
- 2 in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Beiheft zum Jubiläumsjahrgang IX 1959/60. S. 45
- 3 in: Budapester Rundschau 24/1978
- 4 in: Sammelband Hungarológiai oktatás régen és ma, Tankönyvkiadó, Bp. 1983. S. 82

- 5 Vgl. A hungarológia oktatásának lehetőségei a berlini Humboldt Egyetemen folyó fordító- és tolmacssképzésben. in: Sammelband Hungarológiai oktatás régen és ma, Tankönyvkiadó, Bp. 1983. S. 97
- 6 Vgl. Ungarn und die geistesgeschichtliche Forschung, Pécs 1938
- 7 UJb XIV
- 8 Kulturkunde als Grundlage des modernen Sprachunterrichts, Bp. 1931
- 9 Petőfi nagyobb elbeszélő költeményei és forrásaik, Bp. 1923
- 10 Band VI
- 11 Band VIII
- 12 Band IX
- 13 Berlitz: Magyar nyelvkönyv 'Ungarisches Sprachbuch' Berlin 1931 6 207 S.
- 14 Ungarn - Gemeinschaftsarbeit der Institutsmitglieder. Übersetzung einer ungarischen Novellenanthologie, Korn Verlag, Breslau
- 15 IX
- 16 XIII
- 17 "Siebenbürgen" von Zs. Móricz XV., Bücher von János Horváth XI, XV, von T. Thienemann, X, von L. Prohászka XVII
- 18 Band XVII
- 19 mit Zoltán Pap Band XXII
- 20 Vgl. Paul Kárpáti: In memoriam Professor Béla Szent-Iványi, Humboldt-Universität Nr. 12 - 1981/82
- 21 Bibliographisches Institut Leipzig 1981, S. 102

Andrzej S i e r o s z e w s k i

Über die Pflichten des Hungarologen als Vermittler zwischen
den Kulturen am Beispiel Polens

Im Sinne der traditionellen Auffassung ist ein Hungarologe ebenso wie ein Polonist oder ein Russist jemand, der sich mit der ungarischen, polnischen, russischen usw. Philologie befaßt oder, um es etwas vereinfacht zu sagen, jemand, der die ungarische, polnische, russische usw. Sprache und Literatur kennt. Es fragt sich aber, ob eine derartige Definition auch heute noch den Vorstellungen und Erwartungen der Gesellschaft gerecht wird; vor allem dann, wenn es sich um Hungarologen, Polonisten, Russisten usw. handelt, die außerhalb der Grenzen des Landes tätig sind, mit dessen Sprache und Literatur sie sich beschäftigen, also in einem anderen kulturellen Milieu.

Wie bekannt, durchleben wir in unserer Zeit, d.h. im 20. Jh., eine Epoche fortschreitender, immer stärker ausgeprägter Spezialisierung. Das wirkt sich u.a. in bezug auf uns selbst dahingehend aus, daß wir uns immer seltener als Philologen verstehen und bezeichnen, vielmehr immer öfter nur als Sprachwissenschaftler oder Literaturwissenschaftler, ja innerhalb dieser Gebiete finden wir sogar Spezialisten von noch enger begrenzter Kompetenz, die sich nur noch mit einer eng begrenzten Problematik oder einer einzigen Epoche, ja gelegentlich sogar nur noch mit einer bestimmten Problematik einer bestimmten Epoche befassen. Dem stehen Vorstellungen und Erwartungen der Gesellschaft gegenüber, die weit über diesen engen Kreis der Spezialisierung hinausgehen. Eine ganz andere Frage ist, ob und inwieweit wir in der Lage sind, solchen Erwartungen gerecht zu werden. Vielleicht wäre es auch richtiger zu fragen, ob wir in der Lage sind, ihnen immer gerecht zu werden.

Mit dieser Frage will ich mich hier jedoch nicht auseinandersetzen, denn das würde einen erheblich breiteren Rahmen erfordern, als er mir hier zur Verfügung steht. Demgegenüber will ich mich auf die Darstellung der gesellschaftlichen Erwartungen und die sich daraus für uns ergebenden Verpflichtungen konzentrieren, die sich, im übrigen ganz natürlich, mit der Person des Patrons dieser Veranstaltung verbinden.

Ich möchte mich des Beispiels eines polnischen Hungarologen bedienen, d.h. eines Hungarologen, der in Polen geboren wurde, dort seine Ausbildung erhalten hat und seine wissenschaftliche Tätigkeit in diesem Lande ausübt, dessen Erfahrungen aber, wie ich glaube, nichtsdestoweniger von allgemeinerem Wert sein können.

Diese Erfahrungen zeigen, daß man von uns erwartet, daß wir als Vermittler einer fremden, unbekanntem Welt wirksam werden, daß wir in der Lage sind, diese Welt anderen nahezubringen und zu erklären, wobei wir, und das möchte ich ganz besonders unterstreichen, unsere Vermittlerrolle so vielseitig wie möglich aufzufassen haben, was besagt, daß wir uns keinesfalls ausschließlich auf das Gebiet der Sprachwissenschaft oder der Literatur beschränken dürfen. So dürfen wir also zum Beispiel nicht nur in der Geschichte der ungarischen Literatur bewandert oder etwa gar nur, sagen wir, für die Epoche der Romantik zuständig sein, vielmehr müssen wir in der Lage sein, auf alle Fragen, die Ungarn betreffen, eine Antwort zu geben oder doch zumindestens auf alle Fragen, die die ungarische Kultur betreffen, wobei dieser Begriff im denkbar weitesten Sinne aufzufassen ist. Aber auch das reicht noch nicht aus. Wir müssen uns auch in den Fragen der ungarischen Wirtschaftsreform auskennen oder Aufklärung über den Beitrag Ungarns zur Entwicklung der Medizin in der Welt geben oder aus dem Gedächtnis die Aufstellung der prächtigen ungarischen Fußballmannschaft hersagen können, die im Jahre 1953 im Stadion von Wembley die bis dahin unbesiegten Engländer schlug.

Natürlich habe ich hier ein wenig übertrieben. Das habe ich aber ganz bewußt getan, um das Dilemma ganz deutlich zu machen, mit dem wir uns konfrontiert sehen. Einerseits erwartet

man von einem modernen Hungarologen universelle Kenntnisse über alles, was mit Ungarn zu tun hat, zum anderen aber vertiefte Kenntnisse auf einem bestimmten Spezialgebiet. Dabei ist der Universalismus unweigerlich mit einer gewissen Oberflächlichkeit verbunden, während die Spezialisierung wiederum die Gefahr eines Verlustes des Gesamtüberblicks in sich birgt. Die Existenz eines solchen Dilemmas ist ein unbestreitbares Faktum. Aber wie sollen wir es lösen?

Unsere Situation ist zweifellos kompliziert. Einerseits sehen wir uns einem unverkennbaren Spezialisierungsdruck ausgesetzt, andererseits sind wir mit der Erwartung konfrontiert, als allseitige Vermittler zu wirken, die auf alle oder doch so gut wie alle Fragen, die das Land betreffen, mit dem wir uns befassen, eine Antwort geben können.

Ich meine, daß wir unter den konkreten Umständen, wie sie am Ende des 20. Jh.s herrschen, die Rolle eines universellen Vermittlers nicht übernehmen können. Demgegenüber haben wir nicht das Recht, die Rolle von Vermittlern zwischen den Kulturen, der eigenen und der fremden, und das im weitesten Sinne, von uns zu weisen. Wenn dies so ist, müssen wir uns die Frage stellen, was einen solchen Vermittler zwischen den Kulturen und einen Interpreten derselben auszeichnen muß.

Eine Antwort auf diese Frage müßte sehr viele Merkmale nennen, und ich will deshalb hier gar nicht auf solche fundamentalen Dinge eingehen wie fundierte Kenntnisse bzw. Respekt und Aufgeschlossenheit dem Andersgearteten gegenüber. Ich möchte mich vielmehr hier vor allem auf zwei Merkmale beschränken: Mut und Objektivität.

Es mag banal klingen, aber es ist nichtsdestoweniger wahr, daß die Konfrontation mit dem realen Leben nicht immer einfach ist. Zu diesem Thema hat jeder Hungarologe, ganz besonders aber ein polnischer Hungarologe, einiges zu sagen. Die Kontakte zwischen den nationalen bzw. sprachlichen Gruppierungen sind schon seit langem Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen und Erklärungsversuche. Jeder von uns, der die Rolle eines Vermittlers übernimmt, trifft nicht nur einen bestimmten Stand bereits vorhandenen Wissens an, sondern auch ein bestimmtes, auf beiden

Seiten vorhandenes Bewußtsein, das sich oft im Verlauf vieler Jahrhunderte herausgebildet hat. Er sieht sich konfrontiert mit bestimmten Vorstellungen seiner eigenen Landsleute über das jeweils andere Volk und mit dem, was die Angehörigen anderer Völker über seine Nation denken. Diese kollektiven Vorstellungen sind in einem hohen Grade durch Mythen, Legenden, Stereotype und oft genug auch durch Komplexe und Vorurteile geprägt, die zum größten Teil in Emotionen und nur zum geringeren Teil in wirklichem Wissen begründet sind.

Was zum Beispiel ist die erste und oft genug spontane Reaktion eines Polen, wenn er das Wort Ungarn hört? "Polen und Ungarn, das sind Brüder, wie im Kampf so auch beim Becher." Diesen Spruch kennt jeder und drückt in komprimierter Form unser kollektives Verhältnis zu den Ungarn aus, das tatsächlich von außerordentlicher Sympathie geprägt ist. Ja, mehr noch, diese Sympathie wird von den Ungarn erwidert. Was uns aber zu denken geben sollte, ist, daß der Spruch über die beiden Brudervölker nur in Polen bekannt ist; in Ungarn ist höchstens eine Übersetzung dieser polnischen Wendung verbreitet: "Lengyel, magyar két jóbarát, együtt harcol, issza borát."

Natürlich ist diese Auffassung von den Polen und Ungarn als Brüder nicht zufällig entstanden. Sie hat ihren Ursprung in Erfahrungen, die sich aus gegenseitigen Kontakten von den frühesten Zeiten der Arpaden und Piasten an ergeben haben. Aber wissen wir eigentlich, wann und auf Grund welcher konkreten Ereignisse diese Erfahrungen in die allbekannte Form gegossen wurden? Einige sind der Ansicht, daß diese Redewendung erst nach dem "Frühling der Völker" und der damit verbundenen Annäherung zwischen Polen und Ungarn entstanden sei. In der schöngeistigen Literatur taucht sie zum ersten Mal im Jahre 1856 auf.¹ Aber ist diese Hypothese wirklich richtig? Es gibt nämlich einige Hinweise, die den Schluß zulassen, daß es sich hier um ein recht altes Sprichwort handelt.² "Polen und Ungarn, das sind Brüder ..." - eine Behauptung, die in Polen allgemein akzeptiert wird, ja die fast den Charakter eines Dogmas angenommen hat, und dennoch sind wir uns nicht einmal absolut sicher, wann und unter welchen Umständen diese Auffassung zuerst

formuliert wurde. Wenn wir aber kompetente Vermittler im oben beschriebenen Sinne sein wollen, dann ist die Grundvoraussetzung dafür doch, daß wir selbst zunächst einmal die Wahrheit kennen. Es handelt sich um eine viel wichtigere Frage als die Ermittlung der einen oder anderen konkreten Einzelheit, obwohl auch diese nicht zu vernachlässigen sind, denn aus ihnen setzt sich schließlich das Gesamtbild zusammen. Wir müssen uns aber in der Angelegenheit, um die es sich hier handelt, allen Ernstes die Frage stellen, ob die allgemein verbreitete und selbst in einem gängigen Sprichwort fixierte Überzeugung von der Freundschaft zwischen Polen und Ungarn tatsächlich ihre Entsprechung in der Wirklichkeit hat. Sicherlich ist eine solche Auffassung, wie ich das bereits ausgeführt habe, nicht ohne Grund zustande gekommen, und tatsächlich ließe sich eine lange Reihe von Beispielen aufzählen, wie Polen und Ungarn in zahlreichen schwierigen Situationen ihrer Geschichte einander zu Hilfe gekommen sind.³ Alle diese Fälle sind von den Historikern ausführlich beschrieben worden, und ich brauche sie daher hier nicht noch einmal zu wiederholen. Demgegenüber will ich aber darauf verweisen, daß eine wichtige Rolle bei der Entstehung der gegenseitigen Sympathien zwischen Ungarn und Polen die Tatsache gespielt hat, daß wir in unserer Geschichte immer wieder gemeinsame Feinde hatten. Dabei denke ich nicht allein an so bekannte Beispiele wie Türken und Tataren, ich denke vielmehr an Ereignisse der neueren Geschichte.

Schon im Frühjahr 1849 mußte der damals noch junge Kaiser Franz Joseph einsehen, daß er allein mit der Revolution in Ungarn nicht fertig werden würde. Er wandte sich daher um Hilfe an Zar Nikolaus I. An der Spitze der russischen Interventions-truppen, die daraufhin in Ungarn einfielen, stand kein anderer als der Feldmarschall Ivan Paskevič, der 18 Jahre zuvor den Novemberaufstand in Polen im Blut erstickt hatte. Man könnte auch den General Erich von dem Bach Zelewski anführen, der Ende September und Anfang Oktober 1944 den Warschauer Aufstand endgültig unterdrückte und unmittelbar in Budapest auftauchte, um den geplanten, im übrigen recht dilettantischen Versuch der Ungarn eines Bruchs mit dem dritten Reich zu vereiteln.

Alles das ist wahr, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Es lassen sich aus der Geschichte auch andere Tatsachen anführen. So kreuzten z.B. zuzeiten Bolesławs Krzywousty (Schiefmaul) und Kazimierz Jagiello Polens und Ungarn mehr als einmal die Schwerter, und Mitte des 17. Jh.s verhandelten Georg Rákóczi II. und Karl XII. von Schweden über eine Aufteilung Polens und fielen gemeinsam in unser Land ein. Ein Grund, der immer wieder für das enge Verhältnis zwischen Polen und Ungarn angeführt wird, sind die traditionellen dynastischen Verbindungen zwischen den beiden Ländern. Aber auch sie haben sich im Verlauf der Geschichte unserer beiden Völker nicht immer als besonders vorteilhaft erwiesen. So ist z.B. Ludwig I. von Anjou dafür bekannt geworden, daß er die Angelegenheiten des polnischen Teils seiner Besitzungen gröblich vernachlässigte, während andererseits die Ungarn den Polen Władysław III. Warneńczyk (Wlászłó I.) zu Recht für die militärische Niederlage verantwortlich machen, die den Niedergang des mittelalterlichen ungarischen Staates einleitete.

Ich führe all das nicht deshalb an, weil ich das Register der Gründe für die historische Freundschaft zwischen Polen und Ungarn durch eine Aufzählung von Erscheinungen der Antipathie und der Feindschaft entkräften will; es geht mir vielmehr darum zu zeigen, wie einseitig die Vorstellungen von dem Verhältnis zwischen unseren beiden Völkern sind, wenn wir versuchen, sie mit einer Aura niemals und durch nichts getrüberter Freundschaft zu umgeben, weil dies ganz einfach nicht mit den Tatsachen übereinstimmt. Auf diese Weise entstehen Mythen und Legenden, die dann von Propagandisten auf der Suche nach schnellen und billigen, oftmals oberflächlichen und einseitigen Verallgemeinerungen in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet werden. Um so größer ist die Verantwortung eines jeden Vermittlers zwischen den Kulturen dafür, daß unsere gegenseitigen Vorstellungen voneinander der historischen Wahrheit entsprechen. Die Sphäre, die immer wieder Legenden und Stereotype hervorbringt, ist außerordentlich umfangreich. Hierher gehört nicht zuletzt auch die Literatur. Hier ist vor allem Móric Benyovszky⁴ zu nennen, der eine Autolegende geschaffen hat, die

dann von der Literatur aufgegriffen wurde und zu einem außerordentlich verbreiteten und langlebigen Mythos geführt hat. Ihr Held hatte schließlich mit dem ursprünglichen Vorbild nichts mehr zu tun und wurde je nach den jeweiligen Erfordernissen zu verschiedenen Zeiten zum Träger verschiedener, oftmals sogar einander widersprechender Konzeptionen und Ideen, um schließlich im kollektiven Bewußtsein der Nation so sehr den Charakter einer historischen Gestalt anzunehmen, daß am Ende er und nicht sein der Realität entnommenes Vorbild für den Leser real existierte. So ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, obwohl zahlreiche Forscher nicht geringe Anstrengungen unternommen haben, um diese Legende zu revidieren.

Im Zusammenhang damit drängt sich die Frage auf, ob alle Legenden und Mythen demaskiert und entlarvt werden sollten. Die Ehrlichkeit und die Pflicht, nach der Erkenntnis der Wahrheit zu streben, legen es nahe, in jedem Falle einen Prozeß zur Ermittlung der wirklichen historischen Verhältnisse anzustrengen. Das erfordert oftmals nicht geringen Mut, den Mut, sich als einzelner einer allgemein als wirklich akzeptierten Auffassung entgegenzustellen. Das gilt besonders dann, wenn es sich um Auffassungen handelt, die bei jeder Gelegenheit kritiklos und ohne Berücksichtigung der tatsächlichen Umstände wiederholt werden, wie es z.B. auch mit dem Schlagwort von der brüderlichen Freundschaft zwischen Polen und Ungarn geschieht.

Ich bin allerdings nicht der Ansicht, daß alle Legenden unter allen Umständen rücksichtslos ausgemerzt werden sollten. Oftmals werden solche Legenden allein schon durch ihre Existenz zu einem Element der Wirklichkeit. Sie gehen in den Schatz des kollektiven Bewußtseins ein und spielen in dieser Eigenschaft nicht selten als Quelle der Inspiration eine fruchtbare und schöpferische Rolle.

Noch tiefer sind im gesellschaftlichen Bewußtsein die stereotypen Vorstellungen verwurzelt, die die verschiedenen Völker voneinander haben. Es ist dies eine äußerst wichtige Frage auch für uns, die wir Vermittler zwischen den Völkern und Kulturen sein wollen. Vor einigen Jahren habe ich zusammen mit Maciej Koźmiński den Versuch unternommen, derartige Stereo-

type im Verhältnis zwischen dem polnischen und dem ungarischen Volk für die Zeit der letzten zwei Jahrhunderte näher zu untersuchen.⁵ Und was fanden wir? Vor allem, daß diese Stereotype auf beiden Seiten durch das Vorherrschen positiver Merkmale charakterisiert sind. Sehr typisch hierfür ist die Meinung der Rezensenten der Welturaufführung des Dramas "Mazepa" von Juliusz Słowacki im Pester Nationaltheater im Jahre 1847, der unter den Elementen, die den "echten polnischen Nationalcharakter" ausmachen, solche Eigenschaften nennt wie "grenzenloses Ungestüm, verbunden mit hohem Edelmut des Herzens, Kühnheit, die keine Opfer scheut, Selbstverleugnung, Würde, gepaart mit Ernsthaftigkeit, Vaterlands- und Freiheitsliebe bis hin zur Schwärmerei, erhabener aristokratischer Stolz und ein ausgeprägtes Ehrgefühl".⁶

Zwar finden sich auch Abweichungen von dieser Auffassung,⁷ doch sind sie äußerst selten und konnten nicht zu einer Änderung der stereotypen Vorstellungen der Ungarn und Polen voneinander führen. Eine genauere Untersuchung zeigte, daß diese Vorstellungen nur in geringem Maße von den Veränderungen im Verhältnis der beiden Länder beeinflußt wurden. Wir wagten sogar die These zu formulieren, daß eine solche Häufung positiver Urteile durch das mangelhafte Wissen der Völker voneinander gefördert wurde und, wenn auch vielleicht nicht im gleichen Umfang, auch in Zukunft gefördert werden wird.

Als Hungarologen wird mir oft die Frage nach den Gründen für die polnisch-ungarische Freundschaft gestellt. Ich gebe darauf immer die nicht ganz ernste, aber auch nicht völlig als Scherz gemeinte Antwort: "Vielleicht lieben wir uns deshalb so sehr, weil wir uns nicht gut genug kennen, oder einfach deshalb, weil wir uns nicht miteinander verständigen können."

Bis zum Ende des 18. Jh.s verständigten sich die Angehörigen der polnischen Schlachta und der ungarischen Gentry mit Hilfe des Lateinischen. Dann aber begannen die Nationalsprachen den dominierenden Platz im gesellschaftlichen Leben einzunehmen, und so entstand eine sprachliche Kluft, die nur sehr schwer zu überbrücken war. Die berühmte polnische Dichterin Kazimiera Iłłakowiczówna, die in den Wirren des 2. Weltkrieges

nach Siebenbürgen verschlagen wurde und sich gezwungen sah, Ungarisch zu lernen, beklagte sich bitter über die Schwierigkeiten, die es ihr bereitete, "sich in einer Sprache turanischen Typs zurechtzufinden, die keiner anderen ähnelt, in der man nichts Verwandtes mit irgendeiner anderen Sprache findet".⁸

Wenn man jemanden wirklich kennenlernen will, muß man vor allem das verstehen, was an ihm anders und einzigartig ist, was ihn von anderen und somit auch von uns selbst unterscheidet. Das gilt für einen einzelnen Menschen ebenso wie für die gesamte menschliche Gemeinschaft. Wie jeder Mensch, so hat auch jedes Volk seine Geheimnisse, Vorurteile und Komplexe. Bei den Ungarn gehörte dazu sehr lange das Gefühl, in Europa fremd zu sein, der Komplex, aus dem Osten zugewandert oder, um es mit den Worten des Dichters zu sagen: "ein einsamer, abgebrochener Zweig seines Stammes zu sein" (Mihály Vörösmarty, Zrínyi, 1829). Für die Anwesenheit in Europa mußte das Ungartum einen hohen Preis bezahlen, denn das Recht auf diese Anwesenheit war nichts Natürliches, sondern mußte mit Gewalt errungen werden. Die Aufteilung des ungarischen Staates durch Türken und Habsburger schuf zusätzlich noch ein Gefühl der Bedrohtheit, das sich tief im kollektiven Bewußtsein der Ungarn festsetzte und von den Zeiten Bálint Balassis an ständig seinen Niederschlag in der ungarischen Literatur fand, in der immer wieder die Frage gestellt wurde, was man tun müsse, um die Nation zu retten, in einer Situation, in der alles bereits verloren schien. Es kann daher nicht verwundern, wenn Johann Gottfried Herder in seinen "Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", in denen er eine glanzvolle Perspektive der Entwicklung der slawischen Völker zeichnete, die Hypothese aufstellte, daß die ungarische Sprache in einigen Jahrhunderten verschwinden werde, da sie nur von einem kleinen Volk gesprochen werde, das von einem fremden Element umgeben ist. Die Ungarn sahen darin ein furchtbares Menetekel, das sie bis heute nicht vergessen können, obwohl zwei Jahrhunderte vergangen sind und der Cassandra-Ruf des deutschen Philosophen sich nicht bewahrheitet hat. Diese Prophezeiung ist in einem einzigen Satz enthalten, den heute kaum noch einer kennt, er sei deshalb hier im

Original zitiert: "Da sind sie jetzt unter Slawen, Deutschen, Wiachen und anderen Völkern der geringere Teil der Landeseinwohner, und nach Jahrhunderten wird man vielleicht ihre Sprache kaum finden."⁹ Dieser nur im Vorbeigehen hingeworfene Satz stützte sich nicht auf eingehendere Forschungen oder tiefere Überlegungen.¹⁰ Dennoch entsprach er genau dem Gefühl einer wachsenden Bedrohung, das damals in Ungarn verbreitet war, und fand in der gesellschaftlichen Rezeption eine viel größere Bedeutung, als sein Autor ihm beigemessen hatte.

Die Überzeugung, daß sich der nationale Untergang unaufhaltsam näherte, fand ihren Niederschlag auch in der Literatur. Nach Vörösmarty wiederholt sie Ferenc Kölcsey (Zrínyi második éneke, 1838). Gegen Ende des Jahrhunderts äußerte sich János Vajda in der gleichen Weise (Lenni vagy nem lenni, 1892). In ihrer allerdrastischsten Form findet diese Überzeugung am Vorabend des 1. Weltkrieges ihren Ausdruck bei Endre Ady (A szét-szóródás elött, 1914).

Die Prophezeiung Herders, verbunden mit den historischen Erfahrungen des Volkes, die dann in der für den Calvinismus so typischen Doktrin von der Prädestination ihren Niederschlag fanden, führte zu dem Bewußtsein, daß es unmöglich sei, dem tragischen Schicksal zu entgehen, das die Vorsehung über das Volk verhängt hatte. Im Zusammenhang damit spitzte sich das Mißtrauen der Ungarn gegenüber ihren Nachbarn - hier vor allem den Slawen - zu, deren Panslawismus, den man mit der Intervention der zaristischen Ideen im Jahre 1849 in Verbindung brachte, den Ungarn als besonders bedrohlich erschien. All das führte auf beiden Seiten zu einer ganzen Reihe von Vorurteilen und Ressentiments, die oftmals tragische Konsequenzen zeitigten.

Ich habe gesagt, daß wir, wenn wir unsere Aufgabe als Vermittler zwischen den Kulturen und Völkern gewissenhaft erfüllen wollen, vor allem das zeigen und erklären müssen, was für eine bestimmte Kultur und ein bestimmtes Volk spezifisch und einzigartig ist. Dazu gehören im Falle der Ungarn über viele Jahrhunderte das Gefühl der Fremdheit und der Bedrohtheit in der europäischen Umgebung. Dazu gehörte und gehört auch das besondere Verhältnis der Ungarn zu ihren Nachbarn. Eine Erklä-

rung solcher Umstände ist, auch wenn sie über den traditionellen Aufgabenkreis der Philologie weit hinausgeht, am besten geeignet, das gegenseitige Kennenlernen der Völker zu fördern. Das Sichkennnenlernen, die Anknüpfung von Kontakten zu anderen, sei es nun zu einer einzelnen Person oder einer Gruppe von Menschen, ist ein Akt, der auch einen anderen Aspekt in sich birgt, ein Akt, der auch uns selbst bereichert und es uns leichter macht, uns selbst zu erkennen. Das gilt ebenso für andere Völker und Kulturen. Und diesem Prozeß des gegenseitigen Kennenlernens zu dienen, ist unsere wichtigste Aufgabe.

Anmerkungen

- 1 Es handelt sich um die Erzählung von Jan Zachariasiewicz mit dem Titel "Sąsiedzi", abgedruckt in "Dziennik Literacki", Lwów. Siehe István Csapláros: Polak, Węgier - dwa bratanki. Slavica, t. IV, 1964, s. 86-88.
- 2 Siehe Julian Krzyżanowski: Pogranicze polsko-węgierskie w świetle folkloru. In: Studia z dziejów polsko-węgierskich stosunków literackich i kulturalnych, Wrocław-Warszawa-Kraków 1969, s. 15. Hier wird die Auffassung geäußert, daß das Sprichwort gegen Ende des 18. Jh.s in der Gegend von Bardiów entstanden sein kann, wo die Generalversammlung der Konfederacja barska residierte. Siehe weiterhin: Jan Reychman, Ze stosunków kulturalnych polsko-węgierskich w epoce Oświecenia, Warszawa 1960, passim.
- 3 Besonders während des Aufstandes Ferenc Rákóczi II., der polnischen Aufstände im 19. Jh., der ungarischen Befreiungskriege, während des 2. Weltkrieges und im Oktober 1956.
- 4 Siehe Andrzej Sieroszewski, Maurycy Beniowski w literackiej legendzie, Warszawa 1970.
- 5 Siehe Maciej Koźmiński, Andrzej Sieroszewski, O stereotypie Polaka i Węgra w XIX i XX w. /na podstawie wybranych fragmentów literatury pięknej i publicystyki historycznej/, "Kwartalnik Historyczny", 1980, nr 1, s. 193-204.
- 6 "Pesti Divatlap", 1847, nr 51, s. 1628. Vgl. Andrzej Sieroszewski, "Mazepa" na scenach węgierskich. Sceniczny debiut Słowackiego, "Pamiętnik Teatralny", 1959, zesz. 1-3, s. 296-316; sowie vom gleichen Autor: Juliusz Słowacki al-kotásainak fogadtatása Magyarországon, "Filológiai Közlöny", 1960, nr 2, s. 185-190.

- 7 z.B. die Gestalt des ungarischen "Barons, Grafen und Fürsten" György Barkonyay in der Erzählung von Teodar Tomasz Jeź "Ci i tamci" (1899) oder die negativen Auffassungen über die Polen in den Erzählungen Kálmán Mikszáths "Beszterce ostroma" (1895) und "A fekete város" (1911).
- 8 Kazimiera Iłłakowiczówna, Niewczesne wynurzenia, Warszawa 1958, s. 104 i 107.
- 9 Johann Gottfried Herder, Zur Philosophie der Geschichte, Berlin 1952, Bd. II, S. 476.
- 10 Zum Thema der Prophezeiung Herders über die Ungarn s. János Rathmann, Herder eszméi - a historizmus útján, Budapest 1983, S. 127-136.

Wolfgang V e e n k e r

Wissenschaftsgeschichtliches zur Finnougristik/Hungarologie
in der Bundesrepublik Deutschland

I.

Im Unterschied zu meinem wissenschaftsgeschichtlichen Überblick zur Entwicklung der Finnougristik im deutschsprachigen Raum, den ich aus anderem Anlaß vorgetragen und inzwischen publiziert habe¹, ist durch den Titel eine geographische wie auch zeitliche Beschränkung gegeben.

Auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland gab es vor dem II. Weltkriege keine sonderlichen Aktivitäten zur Erforschung oder Lehre finnougri scher Sprachen, von einer Institutionalisierung ganz zu schweigen. Das einzige Lehr- und Forschungszentrum war das Ungarische Institut in Berlin mit seinen vielfältigen Aktivitäten, die weit über die ungarische Philologie hinausgingen bis hin zum Einschluß der Ural-Altaiistik. In allgemein-finnougristischer Richtung verlief dann auch die Arbeit in Berlin, als Wolfgang Steinitz nach seiner Rückkehr aus der Emigration das Ungarische Institut übernahm und in ein Finnisch-Ugrisches Institut umwidmete.

Abgesehen von Bestrebungen in früheren Jahrhunderten gab es an den späteren Forschungsstätten für Finnougristik in Westdeutschland bzw. der Bundesrepublik Deutschland - also in Göttingen, Hamburg und München - keine kontinuierliche Tradition. Gleichwohl ist diese Disziplin in den letzten Jahrzehnten ständig ausgebaut worden, umfangreiche Bibliotheken sind entstanden, und Publikationsorgane ermöglichen die Veröffentlichung und Bekanntgabe in- und ausländischer Forschungsergebnisse.

Im folgenden möchte ich einen knappen Abriß über die Entfaltung der Finnougristik und Hungarologie in der Bundesrepublik geben; auf die Umstände der Entstehung gehe ich etwas aus-

führlicher ein, schließlich werde ich einige Perspektiven, insbesondere zur Hungarologie aufzeigen. Aus naheliegenden Gründen behandle ich hierbei lebende Wissenschaftler dieses Faches ggf. nur ganz kurz und ohne Wertung.

II.

Schon bald nach Kriegsende tauchte in Westdeutschland der Gedanke auf, einen Lehrstuhl für Finnisch-ugrische Philologie zu begründen. Durch Julius v. Farkas, der bis zum Kriegsende Direktor des Ungarischen Instituts in Berlin gewesen war, wurde eine Tradition der deutschen Finnougristik fortgeführt, zwar nicht an der alten Wirkungsstätte, sondern nur durch seine Person. Er war zunächst für kurze Zeit in München mit einem Lehrauftrag tätig; es gab zur gleichen Zeit in Göttingen und München Bestrebungen, ihn als Ordinarius zu gewinnen, was die Neueinrichtung eines Finnisch-Ugrischen Seminars zur Folge haben sollte. Es kam im Wintersemester 1947/48 zur Gründung des Finnisch-Ugrischen Seminars in Göttingen; hier konnte Julius v. Farkas an die älteren Traditionen, die die Georgia Augusta im Hinblick auf finnougristische Interessen in der Vorphase aufweisen konnte, anknüpfen. Es ist erkennbar, daß Julius v. Farkas eine Interessenverlagerung zur Wissenschaftsgeschichte (vgl. seine Arbeiten über Gyarmathi, Schlözer) und Sprachwissenschaft vornahm, während er vor dem Kriege fast ausschließlich literaturwissenschaftlich tätig gewesen war. Aus bescheidenen Anfängen konnte er zusammen mit seinen Mitarbeitern ein international renommiertes Institut als Lehr- und Forschungsstätte schaffen, zeitweilig mit einem gewissen Schwergewicht auf der Hungarologie, doch immer stärker wurde die Finnougristik ausgebaut. Neben seinem Wirken für die Finnougristik im engeren Sinne ist aber im Schaffen von Julius v. Farkas sein organisatorischer Einsatz für diese Disziplin im nationalen und internationalen Rahmen hervorzuheben: so setzte er sich u.a. bereits 1950 dafür ein, auch an der Universität Hamburg eine Lehr- und Forschungsstätte für Finnougristik einzurichten.

Und um dem Fach in der schweren Nachkriegszeit auch ein wissenschaftliches Forum zu verschaffen, unternahm er alle Anstrengungen, um die Zeitschrift "Ungarische Jahrbücher", die

er bis zum Jahrgang 23 (1943) von Berlin aus herausgegeben hatte, wieder zu beleben. Es kam zu erfolgreichen Verhandlungen mit dem Verlag Otto Harrassowitz in Wiesbaden, der in der Folgezeit zu einem der führenden Verlage auf dem Gebiet der Finnougristik werden sollte; ab 1952 konnte die Zeitschrift mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft fortgesetzt werden unter Fortführung der Bandzählung, aber nunmehr mit dem neuen umfassenderen Titel "Ural-Altäische Jahrbücher", so daß damit der sonst der Orientalistik zugerechneten Disziplin Altaistik (also Turkologie, Tungusologie und Mongolistik) neben der Uralistik ein Publikationsorgan zur Verfügung stand. Um die Zeitschrift einerseits in gewisser Weise zu institutionalisieren und andererseits auch unabhängig von den Universitäten zu machen, gleichzeitig aber auch eine Art Interessengemeinschaft zu bilden, wurde auf seinen Vorschlag hin im Jahre 1952 im Rahmen des Deutschen Orientalistentages in Bonn die Societas Uralo-Altaica mit folgender Zielsetzung gegründet:

Zweck der Gesellschaft ist

1. Organisation der Studien auf dem Gebiet der Uralischen (finnisch-ugrischen und samojedischen) und Altaischen (türkischen, tungusischen, mongolischen, koreanischen) Philologie,
2. Förderung der Zusammenarbeit aller Gelehrten aus dem Fachgebiet der Uralischen und Altaischen Philologie im Geiste gegenseitiger Hilfsbereitschaft.

Diese Gesellschaft war von Anfang an international ausgerichtet, und vergleicht man Satzung und Zielsetzung, so ist unverkennbar, daß Julius v. Farkas auch hier an eine Fortsetzung der in den zwanziger und dreißiger Jahren so hilfreichen "Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts Berlin", die auf die Initiative von Robert Gragger zurückging, dachte. Die Organisation und die Leitung des Finnisch-Ugrischen Seminars, der Societas Uralo-Altaica und die Herausgabe der Zeitschrift wurden von Julius v. Farkas bis zu seinem Tode im Jahre 1958 wahrgenommen.

Zwischen dem Finnisch-Ugrischen Seminar in Göttingen einerseits und der Redaktion der "Ural-Altäischen Jahrbücher" und der Societas Uralo-Altaica andererseits war es zu einer äußerst fruchtbaren Symbiose gekommen. Nach einer Vakanz von

zwei Jahren - der Lehrbetrieb wurde zeitweilig durch eine Gastprofessur des finnischen Gelehrten Aulis J. Joki fortgeführt - wurde im Jahre 1960 Wolfgang Schlachter aus München nach Göttingen berufen. Seine Schwerpunkte waren anderer Art, und es ist naheliegend, daß gerade bei kleinen Fächern Lehre und Forschung, dadurch aber auch die Bibliothek durch die besonderen Schwerpunkte des jeweiligen Fachvertreters geprägt werden. In Göttingen wirkte sich dies besonders auf dem Gebiet des Lappischen aus. Seit Mitte der sechziger Jahre wurde unter der Leitung von Wolfgang Schlachter an der Zusammenstellung einer Bibliographie der uralischen Sprachwissenschaft für den Zeitraum 1930-1970 gearbeitet. Hierfür bestanden in Göttingen gute Voraussetzungen, da die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen das Fach Finnougristik als Sondersammelgebiet von der Deutschen Forschungsgemeinschaft subventioniert bekommt. Auch nach seiner Emeritierung im Jahre 1976 hat Wolfgang Schlachter die Arbeit an der Bibliographie fortgesetzt, die 1983 mit dem Erscheinen des zehnten Faszikels bzw. 1986 mit der Herausgabe des Registerbandes abgeschlossen wurde. Seit 1974 ist in Göttingen des weiteren István Futaky, zunächst als Dozent, ab 1980 als Professor für Finnougristik tätig. Auf den Lehrstuhl als Nachfolger von Wolfgang Schlachter wurde 1977 János Gulya aus Budapest berufen. Erwähnt seien hier die Bestrebungen Futakys, die auf Ungarn bezüglichen Archivbestände in Göttingen und die frühe Rezeption Ungarn betreffender Beiträge zu dokumentieren und zu bearbeiten.

III.

In Hamburg wurde bereits 1669 durch Martinus Fogelius Hamburgensis der Nachweis geführt, daß das Ungarische und Finnische genetisch verwandte Sprachen seien; da seine Schrift jedoch in Vergessenheit geraten war, wurde Fogels Entdeckung eigentlich erst nach der Wieder-Entdeckung durch Emil Nestor Setälä Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt, und im Zusammenhang mit Fogels 350. Geburtstag wurde 1984 erneut der Wert seiner Entdeckung gewürdigt².

Die Bemühungen um die Begründung einer finnougristischen Lehr- und Forschungsstätte in Hamburg reichen in den September

1950 zurück. Damals übersandte Julius v. Farkas ein Memorandum über die Bedeutung der Finnougristik nach Hamburg. In diesem Memorandum sind bereits Hinweise auf die Vielseitigkeit und zugleich auch auf die interdisziplinäre Ausrichtung des Faches, wie sie heutigentags unter dem Terminus "Uralistik" verstanden wird, enthalten. Zum Zeitpunkt des Memorandums gab es in Hamburg bereits bescheidene Anfänge finnougriischer Studien in Gestalt von Ungarisch-Kursen, die später durch Finnisch-Kurse ergänzt wurden. Im Jahre 1952 wandte sich J. v. Farkas erneut an die Philosophische Fakultät in Hamburg und führte u. a. aus: "... halte ich die Schaffung eines Ordinariats für finnisch-ugrische Sprachen und Kultur an der Universität Hamburg für außerordentlich wichtig, nicht nur für Ihre Universität, sondern für die ganze deutsche Wissenschaft." In diesem Jahre setzten auch die Bemühungen von Paul Johansen, damals Extraordinarius für hansische und osteuropäische Geschichte an der Universität Hamburg, um die Etablierung der Finnougristik ein. Am 6. Dezember 1952 schrieb er an den Dekan der Philosophischen Fakultät: "Der überraschende Erfolg, den die ... angekündigten finnischen Lektorenkurse gezeitigt haben, läßt den lange gehegten Plan der Gründung eines Seminars für finnisch-ugrische Sprachen und Finnlandkunde reale Gestalt gewinnen." Zugleich stellte er den Gründungsantrag mit ganz bescheidenen Wünschen hinsichtlich der Ausstattung. Die Philosophische Fakultät faßte einen entsprechenden Beschluß und bestellte bereits am 13. Dezember 1952 Paul Johansen zum Leiter des neuen Seminars.

In Befürchtung finanzieller Weiterungen stimmte die Hochschulabteilung jedoch nicht zu, und so kam es zunächst zu einer Zwischenlösung, indem eine Abteilung für Finnisch-Ugrische Sprachen und Finnlandkunde beim Orientalischen Seminar gebildet wurde. In den folgenden Jahren ist eine relativ rege Tätigkeit dieser kleinen Abteilung zu verzeichnen: neben den Sprachkursen, die von Lektoren bzw. Lehrbeauftragten durchgeführt wurden, hielt Paul Johansen regelmäßig Kolloquien zu ausgewählten Themen ab, die sich eines regen Besuches erfreut haben. Beim Zustrom zahlreicher ungarischer Studenten 1956 und 1957 nach Hamburg wurde beschlossen, daß eine Art Betreuung von dieser Abteilung ausgehen sollte. Hinzu kam dann die Gastprofessur

von Julius v. Farkas im Sommersemester 1957, die ihn im Anschluß zu einem neuerlichen Memorandum veranlaßte. Im Jahre 1958 wurde erneut ein Antrag auf Einrichtung eines Seminars gestellt, am 5. Juli 1958 wurde eine entsprechende Kommission gebildet, und es wurde in Aussicht genommen, eine zu schaffende Planstelle eines Oberassistenten mit Gyula Décsy, damals Lektor für Ungarisch in Göttingen, zu besetzen. Der plötzliche Tod von Julius v. Farkas am 12. Juli 1958 brachte einen Einschnitt in die Entwicklung der Finnougristik in der Bundesrepublik. Der gerade von der Fakultät beschlossene Antrag wurde zurückgenommen, wohl weil ein Teil der Argumente hinfällig geworden war. Gleichwohl kam zum Sommersemester 1959 Gyula Décsy nach Hamburg, wo er sich habilitierte und bis zum Ende des Sommersemesters 1977 lehrte und wirkte.

Schließlich im September 1959 wurde auf Antrag von Paul Johansen die Abteilung in ein selbständiges "Finnisch-Ugrisches Seminar" umgewandelt. Bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1965 hat Johansen sich stetig für den Ausbau der Finnougristik eingesetzt, und der Stellenbestand konnte durch die Etatisierung von Lektorenstellen für Finnisch und Ungarisch und die Schaffung einer Assistentur (planmäßig allerdings erst ab 1967) erweitert werden. Bis zur Universitätsreform 1969 war Hans Hartmann kommissarisch Direktor des Seminars, danach mit längeren Unterbrechungen bis 1977 Gyula Décsy.

Die Ernennung von Wolfgang Veenker zum Professor im Juni 1977 versetzte dieses Seminar für zwei Semesterwochen in ein Zwei-Professoren-Seminar; kurz darauf erfolgte der Fortgang von Gyula Décsy nach Bloomington/USA.

Durch das Universitätsgesetz von 1969 trat eine Reform in der Universitätsstruktur ein, die sich auch auf das Finnisch-Ugrische Seminar auswirkte. Im Jahre 1976 war vom Fachbereich Sprachwissenschaften der neue Studienplan "Finnisch-Ugrische Philologie" verabschiedet worden, der den modernen Bedürfnissen Rechnung trägt und vor allem für die Nebenfachstudenten neue Perspektiven eröffnete, die von den Studenten dankbar aufgegriffen worden sind und werden. Trotz der noch immer bescheidenen Stellenausstattung kann gleichwohl durch die Gewinnung von Lehrbeauftragten besonders auf dem Gebiet der Hungarologie ein über

Semestersequenzen hin breitgefächertes Lehrangebot gemacht werden. Dies wird noch stärker gefördert durch den Studienplan für das Fach "Finnougristik (Uralistik)" vom April 1985. Die Zuweisung großzügiger Räumlichkeiten im Jahre 1981 hat es immer mehr ermöglicht, das Seminar zu einer Stätte internationalen Austausches werden zu lassen, umfangreiche Buchschenkungen von ungarischer und finnischer Seite haben zu einer Ausstattung der Bibliothek führen können, die im Urteil aller Besucher des In- und Auslandes gerühmt wird. Durch den Abschluß des Partnerschaftsabkommens zwischen den Universitäten Budapest und Hamburg im Januar 1980 haben sich die Kontakte zu den Forschungsstätten und Kollegen in Budapest in optimaler Weise ausbauen und festigen lassen.

IV.

Die Absicht, Julius v. Farkas im Jahre 1947 an die Universität München zu berufen und somit eine institutionalisierte Finnougristik zu schaffen, scheiterte am Bayerischen Finanzministerium, und v. Farkas, der bereits eine gewisse Lehrtätigkeit in München ausgeübt hatte, folgte zum Winter 1947 dem Ruf an die Universität Göttingen. In den fünfziger Jahren setzte die Lehrtätigkeit von Wolfgang Schlachter in München ein, der sich für das Fach Finnisch-Ugrische Philologie habilitiert hatte. Hans Fromm, der als Germanist mehrere Jahre in Turku Lektor für Deutsch gewesen war, habilitierte sich in München und bekam die *venia legendi* sowohl für Germanistik als auch für Finnougristik. Er war es, der sich immer wieder für Gastvorlesungen einsetzte, die vor allem von ungarischen Gelehrten gehalten wurden, und schließlich kam es im Jahre 1965 zur Gründung eines Finnisch-Ugrischen Seminars. Auf den Lehrstuhl wurde Gerhard Ganschow berufen, der früher als Schüler von Wolfgang Steinitz und dessen Mitarbeiter in Berlin tätig gewesen und von 1961 bis 1965 in Hamburg Assistent gewesen war. Bei seinem Amtsantritt gab es bereits Lektorate für Ungarisch und Finnisch. Rein quantitativ ist zur Zeit München die Lehrstätte für Finnougristik mit dem umfangreichsten Lehrangebot, was auch durch die hohe Zahl an Lehrenden begünstigt wird. Eine Verschiebung kann sich hier jedoch durch die Emeritierung von Hans Fromm einerseits und

durch die Errichtung einer ständigen finnischen Gastprofessur in Göttingen andererseits ergeben. Schwerpunktmäßig wird entsprechend den Forschungsinteressen von Gerhard Ganschow auch in der Lehre Obugristik betrieben.

Ein moderner Studienplan liegt aus dem Jahre 1982 vor; die obugristische Ausrichtung wird auch dadurch dokumentiert, daß der Besuch obugrischer Lehrveranstaltungen zu den Pflichtveranstaltungen gehört, denen sich der Student unterziehen muß.

V.

Neben den drei kurz charakterisierten Instituten in Göttingen, Hamburg und München gibt es noch finnougri-sche Lehrveranstaltungen, die über reine Sprachkurse hinausgehen, an den Universitäten in Köln und Münster, gelegentlich auch in Bonn und anderswo. In der von István Futaky und Wolfgang Veenker herausgegebenen Zeitschrift "Finnisch-Ugrische Mitteilungen" werden regelmäßig alle Lehrveranstaltungen zur Finnougristik/Uralistik in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich dokumentiert; an anderer Stelle habe ich auch eine statistische Auswertung des quantitativen Lehrangebots der einzelnen Bereiche vorgenommen.

Die Mitarbeiter der einzelnen Institute nehmen regelmäßig an den Internationalen Finnougristenkongressen teil; in Göttingen und Hamburg sind auch einige Symposien und Fachkonferenzen zu besonderen Fragen der Finnougristik durchgeführt worden, weitere sind geplant. Ich darf erwähnen, daß ich bemüht bin, auch eine Dokumentation über die Publikationstätigkeit etc. in der Finnougristik zusammenzustellen.

VI.

Es ist vielleicht - entsprechend dem Anlaß dieses Symposiums - nicht uninteressant, noch einmal gesondert den Bereich der Hungarologie etwas genauer zu untersuchen. Ich beschränke mich hier zunächst auf den Bereich der sprachwissenschaftlichen Forschungen.

Zunächst einmal muß konstatiert werden, daß von einer "Schule" im engeren Sinne nicht die Rede sein kann - der Hauptanteil an Forschungen, die durch Publikationen belegt sind, ist

von Wissenschaftlern mehr oder weniger im Alleingang betrieben worden. Es ist naheliegend, daß der größte Teil der Arbeiten im Umkreis der drei Institute für Finnougristik entstanden ist; gleichwohl läßt sich eine kontinuierliche Tradition, die man bei Kenntnis der Wissenschaftsgeschichte der Vorkriegszeit hätte vermuten können, nicht feststellen. Es muß des weiteren betont werden, daß die Behandlung ungarischer Themen in der Bundesrepublik Deutschland fest eingebaut ist in den Rahmen der Finnougristik/Uralistik, ggf. bei Wissenschaftlern ungarischer Abstammung als Spezialgebiet in den Rahmen der allgemeinen Sprachwissenschaft oder der Balkanologie.

Julius v. Farkas, der von 1947 bis 1958 in Göttingen lehrte und forschte, hat von 1952 bis zu seinem Tode eine Serie von Arbeiten zur ungarischen historischen Formenlehre publiziert, die durchaus zu einer Monographie hätten umgestaltet werden können - unter seiner Betreuung sind jedoch nur zwei Dissertationen zur ungarischen Sprachwissenschaft entstanden (Schweckendiek 1948 und Penavin 1956). Interessant ist auch in diesem Zusammenhang, wie oben bereits kurz angedeutet, daß v. Farkas sich in seiner Budapester und Berliner Zeit vornehmlich mit literaturwissenschaftlichen Themen befaßt hat; nach dem Kriege ist eine eindeutige Verlagerung seiner Forschungsinteressen zu beobachten.

Von einer gewissen Tradition kann gesprochen werden bei der Edition und Bearbeitung des Münchener Kodex (1466): der erste Band wurde als Facsimile mit einer ausführlichen Einleitung unter Mitwirkung von Gyula Décsy von Julius v. Farkas (1958) herausgegeben; in diesem Zusammenhang sind auch einige weitere Arbeiten, die sich mit Fragen der ungarischen Sprachdenkmäler befassen, von J. v. Farkas und Gy. Décsy publiziert worden, letzterer hat dann auch 1966 den II. Band des Münchener Kodex herausgegeben, sein Schüler Adám T. Szabó hat Band IV 1977 als Dissertation in Hamburg vorgelegt; von diesem Band ist inzwischen in Ungarn eine neue, der Bedeutung auch in der Ausstattung angemessene Ausgabe publiziert worden.

Eine Kontinuitätlichkeit anderer Art zeichnet sich in München ab: bearbeitet und herausgegeben von Georg Heller (Lektor am dortigen Institut für Finnougristik) und Karl Nehring (Hi-

storiker; Leiter der Historischen Abteilung und stv. Direktor des Südost-Instituts in München) sind in der Serie "Die historischen Ortsnamen Ungarns" 20 Bände erschienen, dazu einige Berichte über die methodischen Grundsätze. In diesem Zusammenhang ist auch eine Münchener Dissertation entstanden (Eschenburg 1976).

Unter dem mittelbaren Nachfolger von Julius v. Farkas auf dem Göttinger Lehrstuhl, Wolfgang Schlachter, dem Nestor der deutschen Finnougristik, sind zwei Dissertationen zum Ungarischen abgeschlossen worden (Futaky 1963, Kesztyüs 1971). Wolfgang Schlachter, dem ein großer Teil von Arbeiten zu verschiedenen Gebieten der Sprachwissenschaft des Ungarischen zu verdanken ist, hat erst relativ spät seine Forschungsergebnisse zum Ungarischen publiziert: den Auftakt bildet sein Vortrag "Az én házám" auf dem I. Internationalen Finnougristenkongreß 1960 in Budapest, der 1963 in erweiterter Fassung publiziert worden ist. Vorher - aber auch in der Folgezeit - galt der wesentliche Teil seiner Forschungen dem Lappischen und Finnischen, sprachphilosophischen und theoretischen Problemen sowie anderen Bereichen der Finnougristik. Während seiner Lehrtätigkeit in Göttingen hat er regelhaft ungarische Themen behandelt, u.a. auch in Zusammenarbeit mit verschiedenen Lektoren aus Ungarn, und so ist auch eine ganze Reihe publizierter Arbeiten zusammen mit Jenő Kiss und János Pusztay zustande gekommen, eine auch unter weiterer Mitwirkung des damaligen Lektors für Estnisch Paul Kokla aus Tallinn.

Die Schüler von Wolfgang Schlachter - neben den schon erwähnten István Futaky und Tibor Kesztyüs vor allem auch István Bátori - haben seit den sechziger bzw. siebziger Jahren auf Kongressen und aus sonstigen Anlässen eine beträchtliche Zahl von Arbeiten zum Ungarischen vorgelegt. Futaky und Bátori zählen neben Schlachter zu den produktivsten Autoren dieses Gebiets, wie aus einer von mir zusammengestellten Bibliographie, die in Kürze erscheinen soll, ersichtlich ist. Dabei gilt das Interesse von Futaky vornehmlich auch der Aufarbeitung kulturgeschichtlicher Beziehungen zwischen Göttingen und Ungarn, während Bátori seine hungarologischen Arbeiten in den Rahmen der allgemeinen Sprachwissenschaft einbettet bzw. neuere methodische

Fragestellungen am Ungarischen untersucht.

In München ist neben der erwähnten Zusammenstellung, Redaktion und Herausgabe der Bände zur historischen Toponomastik Ungarns kein sonderlicher Schwerpunkt zum Ungarischen zu erkennen. Die Forschungsinteressen von Gerhard Ganschow und Hans Fromm finden ihre Widerspiegelung in den Publikationen zum Ob-ugrischen, ggf. auch Ugrischen (Ganschow) und Ostseefinnischen, ggf. auch Lappischen (Fromm).

Gyula Décsy, der von 1959 bis 1977 das Fach "Finnisch-Ugrische Philologie" in Hamburg vertreten hat, seit Ende der sechziger Jahre unterstützt durch seinen Schüler Wolfgang Veenker, ist in seinen Forschungen seiner Muttersprache weiter verpflichtet geblieben: eine Vielzahl von Publikationen in den sechziger und siebziger Jahren in der Bundesrepublik Deutschland zur Sprachwissenschaft des Ungarischen entstammt seiner Feder oder geht auf seine Anregungen zurück; für die Ural-Altäischen Jahrbücher sind zahlreiche Rezensionen über Werke mit ungarischer Thematik erschienen -- es ist in diesem Zusammenhang mit Interesse und/oder Verwunderung zu konstatieren, daß die Ural-Altäischen Jahrbücher, die von Julius v. Farkas 1952 als Fortsetzung der "Ungarischen Jahrbücher" wieder ins Leben gerufen worden sind, erst relativ spät mit der Publikation von Rezensionen zum Ungarischen beginnen, obwohl hier früher ein Schwerpunkt zu sehen war.

Unter der Betreuung von Gy. Décsy sind die Dissertationen von Gudrun Kobilarov-Götze (1972) und Ádám T. Szabó (1977) ausgearbeitet worden; sie haben international und vor allem auch in Ungarn ein beträchtliches Echo gefunden, was u.a. mit der aktuellen Thematik zusammenhängt.

Eine hungarologische Tradition *stricto sensu* ist aber auch in Hamburg vorerst noch nicht zu verzeichnen: der jetzige Fachvertreter Wolfgang Veenker hat zwar einige Arbeiten auch zum Ungarischen vorgelegt, sein eigentlicher Forschungsschwerpunkt liegt jedoch auf anderen Gebieten. Allerdings hat er im Rahmen methodisch gleichartiger Untersuchungen zu verschiedenen uralischen Sprachen auch die entsprechenden Analysen fürs Ungarische durchgeführt (z. B. Suffixindex 1968). Eine Reihe seiner Bei-

träge ist direkt oder indirekt durch die seit 1980 bestehende Partnerschaft zwischen der ELTE Budapest und der Universität Hamburg sowie durch die freundschaftlichen Beziehungen zu ungarischen Kollegen angeregt worden - bzw. auch durch die Teilnahme an entsprechenden Kongressen zur Hungarologie. Unter seiner Betreuung - und Mitwirkung von Tiborc Fazekas und János Pusztay - ist im letzten Jahre die Dissertation der Koreanerin Soo-Young Park fertiggestellt und publiziert worden. An zwei weiteren Dissertationen mit hungarologischer Thematik wird gearbeitet.

VII.

Es kann konstatiert werden, daß in den letzten Jahren ein verstärktes und zunehmendes Interesse an der Hungarologie im weitesten Sinne zu beobachten ist, in etwa in dem breiten Sinne, der auch seinerzeit in der Konzeption Robert Graggers vorherrschend war. Dem Wunsch des früheren ungarischen Ministers für Kultur und Bildung Béla Köpeczi, in verschiedenen Städten universitäre Zentren für Hungarologie zu schaffen, kam die Entwicklung der Finnougristik und Hungarologie in Hamburg entgegen. Bereits bei seinem Besuch im Juni 1986 in Hamburg schlug Minister Köpeczi eben Hamburg als Standort vor. Die Universität Hamburg griff diesen Vorschlag - unterstützt und begleitet durch eine ausführliche Berichterstattung und Konzeption von Tiborc Fazekas, Holger Fischer und Wolfgang Veenker - wohlwollend auf, und so ist es am 1. Oktober 1987 zur Gründung des Zentrums für Hungarologie im Finnisch-Ugrischen Seminar der Universität Hamburg gekommen, und die Stelle des Wissenschaftlichen Sekretärs wurde mit Holger Fischer besetzt.

Die nachfolgend wiedergegebene Selbstdarstellung des Zentrums für Hungarologie im Finnisch-Ugrischen Seminar der Universität Hamburg mag die Aufgabenstellung und Zielsetzung verdeutlichen.

VIII.

Am 30. Juni 1988 wurde das Zentrum für Hungarologie im Finnisch-Ugrischen Seminar der Universität Hamburg offiziell im Rahmen einer Feierstunde eröffnet. Die offizielle Eröffnung war verbunden mit der zweitägigen ersten Sitzung des Wissenschaftlichen Beirats. Der Einladung des Präsidenten der Universität Hamburg folgten ca. 80 Personen aus Wissenschaft, Kultur und Politik, die teils von weither, u. a. aus Budapest, Berlin, Bonn, Fellbach, Göttingen, Groningen, München angereist kamen. Zugegen waren auch Vertreter der Ungarischen Botschaft in Bonn und des Finnischen Generalkonsulats in Hamburg. Ich darf kurz aus meiner Begrüßungsansprache zitieren:

"... Bevor ich näher auf diesen Anlaß eingehe, möchte ich kurz die Erinnerung an drei Wissenschaftler wachrufen, die jeder zu seiner Zeit in ganz unterschiedlicher Weise im positiven Sinne Einfluß auf die Entwicklung der Finnougristik, des Finnisch-Ugrischen Seminars und der intensiven partnerschaftlichen Verbundenheit zur Eötvös Loránd-Universität in Budapest gehabt haben:

- gedacht sei hier zunächst des Vorläufers und Vorbildes der Finnougristik Martinus Fogelius (1634-1675), dem als erstem der Nachweis der genetischen Verwandtschaft zwischen dem Finnischen und Ungarischen gelungen ist; von Haus aus war er u.a. Mediziner und Naturwissenschaftler, zuletzt Professor am Akademischen Gymnasium Hamburg und damit Nachfolger von Joachim Jungius; mit den Geisteswissenschaften hat er sich im weitesten Sinne befaßt, so daß bereits seine Person von Universalität und dem Streben nach Interdisziplinarität geprägt ist;

- gedacht sei des weiteren des Begründers des Finnisch-Ugrischen Seminars Paul Johansen (1901-1965), der als aus Estland stammender Historiker in jahrelangem Ringen mit der Behörde zunächst eine Abteilung für Finnlandkunde und finnisch-ugrische Sprachen beim Orientalischen Seminar und dann schließlich 1959 ein eigenständiges Finnisch-Ugrisches Seminar schaffen konnte, dessen Direktor er bis zu seinem frühen Tode gewesen ist und durch dessen Persönlichkeit und Anregungen die inzwischen vielfältigen internationalen Beziehungen unseres Seminars ihren Anfang genommen haben;

- gedacht sei schließlich auch unseres Freundes und Kollegen József Molnár (1927-1987), der während seiner Gastprofessur im Jahre 1972 bereits den Gedanken an partnerschaftliche Beziehungen zwischen der Eötvös Loránd-Universität Budapest und dieser Universität aufgeworfen und dann in unterschiedlichen Funktionen gemeinsam mit uns verfolgt und verfochten hat, bis es schließlich zur Vertragsunterzeichnung im Januar 1980 gekommen ist.

Neben vielen anderen Wissenschaftlern und Persönlichkeiten, die hier ungenannt bleiben müssen, wollen wir dankbar der vorausschauenden Gedanken der genannten Personen gedenken.

Die äußerst fruchtbare Partnerschaft mit der Eötvös Loránd-Universität in Budapest, der große persönliche Einsatz von Minister Béla Köpeczi und andere Faktoren, auf welche die nachfolgenden Redner ausführlich eingehen werden, haben schließlich dazu geführt, daß im Finnisch-Ugrischen Seminar das Zentrum für Hungarologie eingerichtet werden konnte, ein für die Bundesrepublik Deutschland neues Dokumentationszentrum, das sich mit allen mit der Hungarologie im weitesten Sinne verbundenen Fragen und Aufgabenstellungen befassen will. Hier fühlen wir uns verpflichtet und knüpfen bewußt an die Tradition des Ungarischen Instituts an, das 1916/17 an der Berliner Universität durch Robert Gragger begründet worden war und in der Geschichte der Hungarologie und der Finnougristik in Deutschland eine ganz vornehme Stelle eingenommen hat - dies fand seine Würdigung in einem Gedenksymposium anlässlich des 100. Geburtstages von Robert Gragger im vergangenen November in der Humboldt-Universität Berlin. ..."

IX.

Im Oktober 1988 erfolgte der Umzug des Finnisch-Ugrischen Seminars und somit auch des Zentrums für Hungarologie in ein neues Gebäude, wo jetzt hinreichende Räumlichkeiten zur Verfügung stehen, um die inzwischen sehr reichhaltigen Bibliotheksbestände allen Interessenten zugänglich zu machen.

Es ist zu hoffen, daß sich die internationalen Kontakte weiterhin intensivieren werden; das Finnisch-Ugrische Seminar steht mit Instituten und Bibliotheken in der ganzen Welt in Beziehungen, die Mitarbeiter haben Kontakte zu vielen Kollegen.

Anmerkungen

- 1 Wolfgang Veenker: Die Entwicklung der Finnougristik im deutschsprachigen Raum. - Hungarian Studies 2 (Budapest 1986): 117-151.
- 2 Memoriae Martini Fogelii Hamburgensis (1634-1675). Beiträge zur Gedenkfeier in Hamburg am 16. April 1984 herausgegeben von Wolfgang Veenker. - Mitteilungen der Societas Uralo-Altaica, Heft 7. Hamburg 1986. 71 pp.

Sprachwissenschaft



Klaus R a c k e b r a n d t

Zur Problematik einer Untersuchung der ungarischen
Lehnprägungen nach dem Deutschen

Die Kontakte zwischen dem deutschen und dem ungarischen Volk¹ sind etwa tausend Jahre alt. Sie begannen mit der Landnahme der Ungarn im Jahre 896 und hatten zunächst in der Zeit der Beutezüge, die entsprechende Abwehraktionen von seiten der deutschen Bevölkerung auslösten, eher sporadischen Charakter, wurden aber bereits wenig später, zur Zeit der Christianisierung der Ungarn, intensiver. An der Verbreitung des christlichen Glaubens in Ungarn waren u.a. auch Beauftragte des Erzbischofs von Salzburg beteiligt, unter denen sich besonders ein Mönch namens Wolfgang verdient gemacht hat.

Einen ersten Höhepunkt erreichten die deutsch-ungarischen Kontakte mit der Ansiedlung der Zipser und Siebenbürger Sachsen im 13. Jahrhundert. Besonders intensiv wurden die Verbindungen nach der Angliederung Ungarns an das Habsburger Reich Ende des 17. Jahrhunderts. Nun wurde einerseits die Sprache der Verwaltung, aber auch die Dienstsprache des Militärs das Deutsche, andererseits aber wurden zahlenmäßig starke deutsche Siedlergruppen, die sog. Donauschwaben, in Ungarn angesiedelt, um den im Gefolge der Türkenkriege entstandenen Menschenmangel wettzumachen. Die politische und kulturelle Vorherrschaft Wiens brachte es mit sich, daß das Deutsche zur bestbeherrschten Fremdsprache der ungarischen Elite wurde.

Dieser Zustand endete formal im Jahre 1918, doch blieb zumindestens bis zum Jahre 1945 ein starker, jetzt eher reichsdeutscher Einfluß auf das Ungarische erhalten, und auch heute noch bestehen durch Handel und Tourismus, aber auch durch die politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit mit den verschie-

denen Staaten des deutschen Sprachgebietes in beträchtlichem Umfang Verbindungen zwischen den Sprechern des Ungarischen und des Deutschen.

Stehen zwei Völker über so lange Zeit in so intensiven Beziehungen zueinander, kommt es unweigerlich zu einer tiefgreifenden gegenseitigen kulturellen Beeinflussung. Dabei werden nicht nur Erzeugnisse der materiellen und geistigen Kultur übermittelt, derartige Kontakte hinterlassen auch ihre Spuren in der Sprache des jeweils anderen Volkes. Es werden Elemente aus der anderen Sprache e n t l e h n t.

Es lassen sich verschiedene Typen von Entlehnungen unterscheiden. Am bekanntesten ist das Lehnwort. Hier werden Wörter der fremden Sprache sowohl mit ihrer Bedeutung als auch mit ihrer Lauthülle übernommen und bleiben, gewisse Angleichungen an das Lautsystem der übernehmenden Sprache nicht gerechnet, als fremdsprachliches Material in der Wirtssprache bestehen. Ein typisches, auch für den Laien auf den ersten Blick erkennbares Lehnwort des Ungarischen ist das Wort *sláger* < Schlager. Natürlich gibt es daneben zahlreiche andere und in ihrem kulturellen Wert wichtigere deutsche Lehnwörter, doch sind sie für den Laien nicht in jedem Falle so leicht zu erkennen. Nach Bárczi² machen die deutschen Lehnwörter 7,3 % des ungarischen Wortschatzes aus. Sie wurden von der Hamburger Hungarologin Gudrun Kobilarov-Götze gründlich erforscht und beschrieben.³

Neben den Lehnwörtern existiert auch noch eine weitere Form der Entlehnung, die L e h n p r ä g u n g. Von den Lehnwörtern unterscheiden sich die Lehnprägungen grundsätzlich dadurch, daß hier kein fremdsprachliches Lautmaterial in die übernehmende Sprache eindringt. Sie kommen dadurch zustande, daß Wörter einer fremden Sprache in ihre bedeutungstragenden Bestandteile zerlegt und diese dann einzeln in die übernehmende Sprache übersetzt und wieder zusammengefügt werden. Auf diese Weise übernimmt die Sprache nicht eigentlich ein Wort, sondern ein semantisches Modell einer anderen Sprache. Beispiele für ungarische Lehnprägungen nach dem Deutschen sind, um nur einige charakteristische Beispiele zu nennen, *ádámkosztüm* < Adamsko-

stüm, nackt; adócsavar < Steuerschraube; adókulcs < Steuerschlüssel; agancssó < Hirschhornsalz; csodagyerek < Wunderkind und viele andere mehr. Wenn soeben gesagt wurde, bei den hier aufgeführten Beispielen handele es sich um ungarische Lehnprägungen nach dem Deutschen, so muß es richtiger heißen, es sind dies Wörter, bei denen der Verdacht sehr naheliegt, daß es sich um Lehnprägungen nach dem Deutschen handelt. Wie schwer es ist, diese Tatsache schlüssig zu beweisen, davon wird im weiteren ausführlicher die Rede sein.

Die Lehnprägungen sind in sich keine homogene Gruppe, sie stellen vielmehr eine übergreifende Bezeichnung für alle Typen des "inneren Lehngutes" dar, d.h. für alle die Fälle, in denen nur semantische Muster, nicht aber Lautmaterial aus einer fremden Sprache übernommen wird. Sie umfassen sowohl die lehngeprägten Bezeichnungen als auch die Lehnsyntax, die Lehnwendungen und die Lehnformen. Wir wollen uns in dieser Untersuchung auf die zur Lexik gehörenden Lehnprägungen beschränken. Sie werden traditionell in die beiden großen Gruppen der Lehnbildungen und der Lehnbedeutungen unterteilt. Unter einer Lehnbildung verstehen wir die Übersetzung einer mehrgliedrigen fremdsprachlichen Bezeichnung mit Mitteln der nachbildenden Sprache. Auf diese Weise wird ein neues Wort bzw. eine neue Wortverbindung geschaffen, die die im fremdsprachlichen Vorbild bestehende Kombination zweier (selten mehrerer) Bedeutungsträger zur Bezeichnung eines Begriffs nachahmt. Die einzelnen Bildungs- oder Kompositionselemente können genau oder freier wiedergegeben werden. Im ersten Falle sprechen wir von einer Lehnübersetzung, im zweiten von einer Lehnübertragung. Die Lehnübersetzungen machen den überwiegenden Teil der ungarischen Lehnbildungen nach dem Deutschen aus. Für sie ist charakteristisch, daß hier jedes Element des fremdsprachlichen Modells, Wort, Stamm, Präfix, Suffix usw., durch eine semantisch genaue Entsprechung der nachbildenden Sprache wiedergegeben wird. Hierher gehören Beispiele wie átértékelés < Umwertung oder kiállítás < Ausstellung.

Bei der Lehnübertragung wird nur ein Teil des fremden Ausdrucks semantisch genau wiedergegeben, während der Rest freier,

sinngemäß übersetzt wird. Beispiele: *szempont* < Gesichtspunkt, *alapszólam* < Grundstimme.

Der zweite Grundtyp der durch Lehnprägungen entstehenden neuen Bezeichnungen sind die Wörter mit Lehnbedeutung. Sie entstehen, indem ein Wort nach dem Vorbild eines fremdsprachlichen Ausdrucks, mit dem es bereits eine oder mehrere Bedeutungen gemeinsam hat, eine zusätzliche, neue Bedeutung erhält, wodurch die im fremdsprachlichen Modell bestehende Bedeutungskombination nachgeahmt wird. Im Unterschied zur Lehnbildung, die das Entstehen eines neuen Wortes zur Folge hat, haben wir es hier nur mit einer Bedeutungserweiterung eines bereits vorhandenen Wortes zu tun. Ein Beispiel hierfür wäre das ungarische Wort *pár* < Paar, das zunächst eine Gruppe von zwei Personen oder Dingen bezeichnete, dann aber unter dem Einfluß des Deutschen auch die Bedeutung 'einige wenige' annahm. Ähnliches gilt für das Wort *kacsa* 'Ente', das vermutlich unter deutschem Einfluß in der Kombination *hírlapi kacsa* auch 'Zeitungsente' bedeuten kann.

Eine Zwischenstellung zwischen den Lehnwörtern und den Lehnprägungen nehmen die sog. Teillehnwörter ein. Hierbei handelt es sich um eine Kombination von Materialentlehnung und Lehnprägung. Ein Teil des fremdsprachlichen Modells wird übersetzt, ein anderer mit seiner Lauthülle entlehnt. Solche Fälle sind im Ungarischen ziemlich selten; evtl. gehören hierher *ébenfa* < Ebenholz oder *ébenfekete* < ebenschwarz.⁴

Die sprachliche Beeinflussung des Ungarischen durch das Deutsche spiegelt sich heute viel stärker in Lehnprägungen als in Lehnwörtern wider. Das hat seinen Grund darin, daß vor allem während der Sprachneuerung, aber auch noch danach deutsche Lehnwörter bewußt ausgemerzt oder in niedere Sprachschichten abgedrängt wurden, während man Lehnprägungen tolerierte, ja sogar neue schuf.

Die deutschen Lehnwörter sind - wie bereits erwähnt - gesammelt und bearbeitet worden; nicht so die Lehnprägungen. Das muß zunächst überraschen, da die Erscheinung der Lehnprägungen nach dem Deutschen selbst bei oberflächlicher Kenntnis des ungarischen Wortschatzes sofort ins Auge fällt. Die Gründe

werden allerdings deutlicher, wenn man sich mit der Materie etwas näher befaßt.⁵

Die Schwierigkeit bei der Identifizierung und Sammlung der ungarischen Lehnprägungen nach dem Deutschen besteht in der Tatsache, daß der Wortbildungstyp, dem diese Wörter angehören, im Ungarischen wie im Deutschen in gleicher Weise vorhanden und produktiv ist.

Die meisten Lehnprägungen des Ungarischen nach dem Deutschen sind Komposita mit und ohne Fugenelement. Hier nur einige Beispiele: aranyzab < Goldhafer; szélmalom < Windmühle; vasút < Eisenbahn; oder mit Fugenelement: ajakosmedve < Lippenbär; akciósturbina < Aktionsturbine; Bécsi-erdő < Wiener Wald; usw.

Wir haben in diesen Fällen zwar sehr viele ungarische Wörter vor uns, von denen wir spontan auf Grund der gleichen Bildung und Motivation vermuten, daß es sich um Lehnprägungen nach dem Deutschen handelt, bei denen dieser Umstand aber nicht schlüssig zu beweisen ist.

Welche Mittel stehen uns dennoch zur Verfügung, von denen wir hoffen können, Aufschluß darüber zu erhalten, ob wir es mit Lehnprägungen nach deutschem Vorbild zu tun haben oder mit autochtonen Bildungen der ungarischen Sprache?

Um festzustellen, ob es sich bei einem gegebenen, seiner Bildung und Motivation nach einem deutschen Modell hinreichend ähnlichen Wort um eine Lehnprägung handelt oder nicht, wird zunächst untersucht, wie andere Sprachen denselben Begriff bezeichnen, ob sie analoge oder andere Bezeichnungen dafür verwenden. Hat eine Bezeichnung internationale Verbreitung gefunden, ist festzustellen, in welcher Sprache sie ihren Ursprung hat. Im Falle des Ungarischen darf hierbei neben den modernen Sprachen keinesfalls das Lateinische außer acht gelassen werden, da es über Jahrhunderte als Bildungssprache in Ungarn eine ganz entscheidende Rolle gespielt hat und bis zum Jahre 1844 sogar die offizielle Amtssprache des Landes war, in der beispielsweise alle Gesetzestexte abgefaßt waren. Es ist überliefert, daß die ungarische Elite in der Zeit der Renaissance und des Humanismus ausgezeichnet Lateinisch sprach. Bei älteren Bildungen kann auch das Griechische eine Rolle gespielt

haben, wenn es auch hinter dem Lateinischen weit zurückbleibt. Unter den modernen Sprachen haben neben dem Deutschen vor allem das Französische und in neuerer Zeit auch das Englische zahlreiche Lehnprägungen verursacht. Von 1945 an kommt auch das Russische als mögliches Vorbild für Lehnprägungen in Frage. Weiterhin sind kulturhistorische Faktoren zu berücksichtigen, so die Zugehörigkeit einer Bezeichnung zu einem bestimmten Fachgebiet und die Frage, ob dieser Kulturbereich vorzugsweise in einem bestimmten Lande entwickelt wurde. Man denke hier z.B. an die Philosophie in Deutschland im 19. Jh. einschließlich auch der marxistischen Terminologie. Erweist sich ein deutscher Ausdruck seinerseits als Lehnprägung, ist die Frage zu klären, ob eine Vermittlung des Deutschen angenommen werden muß oder ob die Bezeichnung auch im Ungarischen nach dem Vorbild der Originalsprache erfolgt sein kann. Viele Lehnprägungen, die ihren Ursprung im Französischen und Englischen haben, sind ins Ungarische durch die Vermittlung des Deutschen eingedrungen, da die Kontakte zu Wien erheblich intensiver waren als zu Paris und London. In diesem Zusammenhang muß gesagt werden, daß als Vorbild für eine Lehnprägung immer das Modell der Sprache zu gelten hat, nach dem die Prägung tatsächlich erfolgte, also in unserem Falle die letzte Vermittlersprache und nicht die Sprache, in der die Bezeichnung ursprünglich entstanden ist. Gelegentlich finden sich für die Vermittlerrolle des Deutschen neben kulturgeschichtlichen Anhaltspunkten auch unmittelbare sprachliche Beweise. Das ist immer dann der Fall, wenn die deutsche Lehnprägung eine ungenaue Nachahmung des Vorbildes einer anderen Sprache darstellt, das Ungarische aber diese Ungenauigkeit nachgebildet hat. Hier wäre beispielsweise an das Wort *félsziget* < Halbinsel zu denken. Halbinsel geht im Deutschen letztlich auf das Lateinische *peninsula* zurück; *peninsula* bedeutet aber nicht Halbinsel, sondern wörtlich übersetzt etwa 'beinahe Insel'. Das ungarische Wort muß deutschen Ursprungs sein; entstammte es dem Lateinischen, müßte es etwa 'majdnémsziget' oder etwas Ähnliches heißen.

Ein wichtiges Kriterium für die Unterscheidung, ob es sich bei Wörtern des gleichen Wortbildungstyps und der gleichen Be-

deutung um Eigenbildungen der Sprache oder um Lehnprägungen nach einem fremden Vorbild handelt, ist der Grad der Motiviertheit derartiger Bezeichnungen. Es lassen sich hier zwei große Gruppen unterscheiden: Bezeichnungen mit esozentrischer und solche mit exozentrischer Bedeutung. Im ersten Falle entspricht die Gesamtbedeutung einer Bezeichnung der Summe der Bedeutungen ihrer Teilbedeutungsträger; die Bedeutung des Wortes läßt sich also aus der Summe der Bedeutungen seiner einzelnen Komponenten ermitteln. Im zweiten Falle, bei der exozentrischen Bedeutung also, läßt sich die Gesamtbedeutung des Wortes nicht als Summe der Teilbedeutungen seiner Komponenten darstellen. Der Vergleich der beiden folgenden ungarischen Wörter kann den Unterschied verdeutlichen. Das Wort *szalmatető* 'Strohdach' läßt sich ohne weiteres aus den Bedeutungen der Komponenten *szalma* 'Stroh' und *tető* 'Dach' ermitteln; nicht so die Bedeutung des Wortes *szalmaözvegy* 'Strohwitwe'. Hier läßt sich die Gesamtbedeutung nicht auf Grund der Bedeutungen der beiden Komponenten erschließen. Je weniger sich nun die Gesamtbedeutung einer Bezeichnung aus der Summe der Teilbedeutungen ihrer einzelnen bedeutungstragenden Komponenten erschließen läßt, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß bei entsprechender Übereinstimmung der Konstruktion und der Bedeutung des Wortes mit dem einer fremden Sprache diese Bezeichnung einem fremdsprachlichen Vorbild nachgestaltet wurde. Während wir also bei exozentrischer Bedeutung Lehnprägung nach dem Deutschen annehmen, tun wir dies bei esozentrischer Bedeutung nicht, wenn nicht andere gewichtige Gründe für eine solche Annahme sprechen. Freilich lassen sich nicht alle Beispiele eindeutig der einen oder anderen Gruppe zuordnen. Hier müssen andere, vor allem kulturgeschichtliche Kriterien herangezogen werden.

Was hier über die Bedeutung der Motiviertheit für die Ermittlung von Lehnbildungen gesagt wurde, gilt sinngemäß auch für die Lehnbedeutungen: je weiter die zusätzliche Bedeutung eines Wortes von seiner Grundbedeutung entfernt ist, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß bei der Bedeutungserweiterung ein fremdsprachliches Modell Pate gestanden hat.

Aus allem, was hier über die methodischen Möglichkeiten

der Identifizierung ungarischer Lehnprägungen nach dem Deutschen gesagt wurde, wird deutlich, daß der Feststellung, ob es sich bei einem ungarischen Ausdruck, dem im Deutschen eine genügend ähnliche formale und inhaltliche Entsprechung gegenübersteht, um eine Lehnprägung handelt, Grenzen gesetzt sind. Es gibt zahlreiche ungarische Wörter, die zwar Lehnprägungen sein können, bei denen jedoch, da es sich um eine naheliegende und weitgehend motivierte Bildung handelt, auch eine unabhängige Entstehung im Ungarischen nicht ausgeschlossen ist. Hier hat der alte Satz zu gelten: "im Zweifelsfalle zugunsten des Angeklagten", was in diesem Falle bedeutet, daß überall da, wo die Nachahmung eines deutschen Vorbildes angezweifelt werden kann, davon auszugehen ist, daß eine autochtone ungarische Bildung vorliegt. Hier handelt es sich dann um Übereinstimmungen in der inneren Form des Ungarischen und des Deutschen. Es ist klar, daß auf diese Weise die "Dunkelziffer" sehr groß bleiben muß, daß es also schlechterdings nicht möglich sein wird, eine Sammlung aller oder auch nur annähernd aller ungarischen Lehnprägungen nach dem Deutschen vorzulegen. Nichtsdestoweniger läßt sich der überwiegende Teil solcher Lehnprägungen, der Stammbestand sozusagen, zweifelsfrei ermitteln. Eine solche Sammlung aber ist die Voraussetzung für sich anschließende weitere Untersuchungen etwa zu den Wortbildungstypen der Lehnprägungen, ihren semantischen Gruppen, der Chronologie ihrer Entlehnung, usw.

Anmerkungen

- 1 Völkernamen sind hier im Sinne der Nationalität zu verstehen und nicht im Sinne der Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Staatsverband.
- 2 G. Bárczi: A magyar szókincs eredete. Budapest 1958
- 3 G. Kobilarov-Götze: Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Gemeinsprache. Wiesbaden 1972
- 4 Zur Gliederung der Lehnprägungen vgl.:
W. Betz: Der Einfluß des Lateinischen auf den althochdeutschen Sprachschatz. Der Abrogans. Heidelberg 1936;

W. Betz: Die Lehnbildungen und der abendländische Sprachausgleich, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 67, Heft 3, Halle; K. Schumann: Zur Typologie und Gliederung der Lehnprägungen, Zeitschrift für slawische Philologie, 32, 1965, S. 61-90.

- 5 Mir ist nur eine Arbeit zu den Lehnprägungen des Ungarischen nach dem Deutschen bekannt. Sie stammt von Eva Martins, einer in Schweden lebenden ungarischen Germanistin, und trägt den Titel: "Die Lehnprägungen in der Sprache Franz von Kazinczys (1759-1831)", Stockholm 1970. Schon dieser Titel zeigt, daß sich die Verfasserin nur auf die Lehnprägungen bei einem ganz bestimmten Autor und in einer ganz bestimmten Periode beschränkt. Ein großer Teil der Lehnprägungen nach dem Deutschen ist aber erst nach Kazinczy erfolgt.

Haik W e n z e l

Die verschiedenen Funktionen des ungarischen Verbalpräfixes meg- im Zusammenhang mit den Merkmalen des verbum simplex

Das Verbalpräfix meg- bereitet dem Nicht-Ungarn vor allem durch die große Breite an Funktionen, die es erfüllen kann, Schwierigkeiten. Zahlreiche meg-Verben lassen kaum einen systematisch beschreibbaren Zusammenhang zur Semantik des Basislexems erkennen. Die im folgenden beschriebenen Zusammenhänge sind somit als Tendenzen aufzufassen und stellen keineswegs einen durchgängigen Regelmechanismus dar.

Viele verschiedene, semantisch nicht gruppierbare Adjektive, Substantive, aber auch Numeralien können durch Präfigierung mit meg- bei gleichzeitiger Suffigierung mit einem deverbalen Verbsuffix verbalisiert werden. Diese Art der Wortbildung spielt eine wichtige Rolle bei der Wortschatzerweiterung.

Beispiele: dühös 'wütend'
megdühösödik 'wütend werden'
+dühösödik

kérdöjel 'Fragezeichen'
megkérdöjelez 'in Frage stellen'
+kérdöjelez

kettö 'zwei'
megkettözik 'sich verdoppeln'
megkettöztet 'verdoppeln'
+kettözik, +kettöztet

Bei vielen Präfigierungen ist eine valenzverändernde Funktion von meg- feststellbar. Dabei transitiviert meg- in erster Linie intransitive verba simplicia. Es wirkt sich aber auch auf die Valenzverhältnisse transitiver Verben aus und kann bei Beibehaltung der Intransitivität Einfluß auf die Lokalrektion ausüben. Unabhängig von Transitivität/Intransitivität ist die Zahl

der obligatorischen Adverbialbestimmungen bei meg+V oft kleiner als bei V.

Beispiele: mosolyog vmin 'über etw. lächeln'
megmosolyog vmit/vkit 'etw./jmdn. belächeln'

lop (vmit vkitöl) 'stehlen (+Obj. + Sep.)'
meglop vkit 'bestehlen + Obj.'

ítél vmit vmilyenek 'etw. als etw. beurteilen'
Kedvezőnek ítéli a helyzetet.
'Er beurteilt die Lage als günstig.'

megítél vmit 'etw. beurteilen'
Megítéli a helyzetet.
'Er beurteilt die Lage.'

aber: +ítéli a helyzetet.

Verben bei denen eine Informationsverdichtung gegenüber dem Basisverb zu verzeichnen ist, sind semantisch in zwei Komponenten zerlegbar. V ist dabei Träger nur einer dieser Komponenten. Die zweite kommt durch die Präfigierung und in vielen Fällen auch durch den Kontext zustande.

Beispiel: meggondol = gondol 'denken' + megváltozazja véleményét 'seine Meinung ändern'

... de meggondoltam.
... aber ich besann mich anders.

Auch bei meg-Verben mit spezialisierter Bedeutung aktualisiert oft erst der Kontext diese Bedeutung, so daß bei vielen Beispielen von einer Idiomatizität des meg-Verbs gesprochen werden kann. In anderen Fällen ist eine Funktionsteilung zwischen V und meg+V zu verzeichnen, wobei dann auch ohne Kontext die von V verschiedene Bedeutung assoziiert wird.

Beispiele: erőszakol 'Zwang ausüben'
megerőszakol 'vergewaltigen'
hajol 'sich beugen'
meghajol 'sich (zum Gruß) verbeugen'

Meg-Verben in übertragener Bedeutung lassen sich in motivierte und unmotivierte Präfixbildungen unterteilen. Viele davon sind polysem, so daß die metaphorische Bedeutung erst durch bestimmte Aktanten(gruppen) aktualisiert wird. In Verbindung mit anderen Aktanten aber behält das meg-Verb die ursprüngli-

che Bedeutung von V bei. In anderen Fällen ist die metaphori-
sche Bedeutung bei meg+V so weit lexikalisiert, daß meg+V nicht
in der Grundbedeutung von V gebraucht werden kann.

Beispiele: megűszik

1.: 'schwimmen'

2.: '(eine brenzliche Situation) ohne Schaden über-
stehen'; 'gerade so um etwas herumkommen'

lűp 'schreiten'

meglűp 'sich davonmachen'

In dieser Vielfalt von Veränderungen, die meg- am Basis-
verb hervorrufen kann, fallen zwei Spezialfälle auf:

1. V und meg+V haben die gleiche syntaktische Valenz und unter-
scheiden sich semantisch durch ein Merkmal wie z. B. ingres-
siv, momentan, resultativ oder intensiv, welches dem Basis-
verb fehlt und ich aktionales Element nenne.¹
2. V und meg+V sind sowohl syntaktisch, als auch semantisch
gleichwertig. Meg- bewirkt aber satzsemantische Unterschiede,
die ich als aspektual betrachte.²

Sollen die genannten drei Hauptfunktionen von meg-, die
perfektivierende, die aktionale und die eigentlich wortbildende
beschrieben werden, erhebt sich in erster Linie folgende Frage:
Welche Merkmale der verba simplicia
sind für welche Funktion von meg-
typisch?

Zunächst kann festgestellt werden, daß die Transitivität
oder Intransitivität kein Kriterium für die Art der Funktion
von meg- ist, da in allen drei Gruppen sowohl transitive, als
auch intransitive verba simplicia präfigiert werden können.
Hinsichtlich der Verbsemantik jedoch fallen einige Gruppen von
Basisverben auf, die bei der Präfigierung mit meg- gewisse Re-
gelmäßigkeiten hinsichtlich des Unterschiedes zwischen V und
meg+V erkennen lassen.

So sind z. B. die Basisverben der Präfigierungen mit aktio-
nal ingressivem, momentanem und resultativem Merkmal in ihrer
Grundbedeutung durchweg als durativ zu bezeichnen. Dabei sind
bei den transitiven verba simplicia folgende Faktoren wichtig;

aktionales Merkmal von meg+V	typisches Merkmal von V (transitiv)	Beispiele
ingressiv	habitualer Charakter	meg-szeret 'lieb gewinnen - lieben'
momentan	aktive Tätigkeit m. Richtungsobjekt	meg-emel 'an-heben'
resultativ	aktive Tätigkeit m. Richtungsobjekt	meg-épít 'er-bauen'
	aktive Tätigkeit m. angestrebter Zustandsänderung	meg-gyógyít 'heilen, kurieren'

Typische Merkmale intransitiver verba simplicia, die in Präfixierung mit meg- eine aktionale Nuancierung erfahren, sind:

aktionales Merkmal von meg+V	typisches Merkmal von V (intransitiv)	Beispiele
ingressiv	Zustand	meg-szomjazik 'Durst bekommen - Durst haben'
momentan	Bewegung	meg-csúszik 'aus-rutschen'
resultativ	potentielle Zustandsänderung	meg-gyógyul 'genesen - gesund werden'

Eine rein perfektivierende Funktion von meg- ist dann angezeigt, wenn bereits das verbum simplex über Merkmale verfügt, die sonst für meg-Verben typisch sind. Häufig sind dabei Ausgangsverben, die mit einer Zustandsänderung in Verbindung gebracht werden können, wie die resultatobligatorischen³, aber auch intransitive, wie meg-születik, meg-fiatalodik, meg-érkezik. Für alle weiteren meg-Verben ohne semantischen Unterschied zwischen V und meg+V lassen sich keine ähnlichen Regelmäßigkeiten formulieren. Bei den anfangs erörterten Funktionen ohne systematisch beschreibbaren Zusammenhang zwischen V und meg+V ist die syntaktische und semantische Valenz entscheidend für die Aktualisierung der Bedeutung von meg+V, so daß die Semantik des verbum simplex als Auswahlkriterium in den Hintergrund tritt.

Schwierig zu beurteilen sind auch die erstarrten Derivate in übertragener Bedeutung. Vor allem bei den unmotivierten Präfixbildungen scheint der semantische Zusammenhang zwischen V

und meg+V eher ein zufälliger, als ein regelhafter zu sein. Andererseits ist die Bildung solcher meg-Verben durchaus produktiv, wie zahlreiche Beispiele belegen.

Die drei Hauptfunktionen von meg- finden interessante Parallelen in der Opposition zwischen Partitiv und Akkusativ im Finnischen. Dabei drückt der Akkusativ-Kasus ähnliche Merkmale aus wie das Präfix meg-, z. B.:⁴

- (1) Partitiv:
Hän pyytää minua.
Er lädt mich ein.
- (2) Akkusativ:
Hän pyytää minut.
Er lädt mich ein.

Die Sätze (1) und (2) sind fast synonym. "Der Akkusativ bezeichnet die Einladung als 'definit', als eine abgemachte Sache. Der Partitiv macht die Einladung 'nicht definit', sie ist keine abgemachte Sache⁵." Solche satzsemantischen Unterschiede löst auch meg- in perfektivierender Funktion aus, wie z. B. talál 'finden im allgemeinen' und megtalál 'finden von etwas, was man gesucht hat', sowie mond 'sagen im allgemeinen' und megmond 'sagen von etwas, von dem schon die Rede war', usw.

Die Opposition zwischen Partitiv und Akkusativ kann eine Handlung auch als aktionsartneutral (Partitiv) bzw. aktional resultativ (Akkusativ) darstellen:⁴

- (3) Partitiv:
Hän lukee kirjaa.
Er liest in/an dem Buch.
- (4) Hän lukee kirjan.
Er liest das Buch aus.

Den Sätzen (3) und (4) entsprechen im Ungarischen die Verben olvas 'lesen' (aktionsartneutral) und elolvas 'durchlesen' (aktional resultativ).

Ähnlich der eigentlich wortbildenden Funktion von meg- gibt es im Finnischen Verben, die mit Partitiv-Objekt eine völlig andere Bedeutung haben, als mit Akkusativ-Objekt:⁴

- (5) Partitiv:
Hän kutsuu minua.
Er ruft mich.
- (6) Akkusativ:
Hän kutsuu minut.
Er lädt mich ein.

Der Handlung in Satz (5) entspricht ungarisch hív 'rufen', der in Satz (6) meghív 'einladen'.

Solche Parallelen zwischen Ungarisch und Finnisch beschränken sich auf die jeweiligen Merkmale, die hinter dem meg- Verb, bzw. dem finnischen Verb mit Akkusativ-Objekt verborgen sind. Deshalb erstrecken sich die Entsprechungsmöglichkeiten auch auf andere Verbalpräfixe oder auf lexikalische Faktoren des Ungarischen.

Bemerkenswert dabei ist, daß die Opposition zwischen Partitiv und Akkusativ - ähnlich wie meg- - eine Handlung entweder nur auf satzsemantischer Ebene beeinflusst, ihr aber auch ein aktionales Merkmal verleihen und sie schließlich sogar semantisch völlig verändern kann. (SCHOT-SAIKKU bezeichnet den Partitiv im Finnischen als "inhärent durativ", den Akkusativ als "inhärent terminativ"⁶).

Anmerkungen

- 1 Siehe dazu: Haik Wenzel: Die aktionalen Funktionen des ungarischen Verbalpräfixes meg-.- In: Berliner Beiträge zur Hungarologie 2.- Berlin-Budapest, 1987
- 2 Siehe dazu: Haik Wenzel: Die perfektivierende Funktion des ungarischen Verbalpräfixes meg-.- In: Berliner Beiträge zur Hungarologie 1.- Berlin-Budapest, 1986.- S. 163-82
- 3 Haik Wenzel: Die Funktionen des ungarischen Verbalpräfixes meg-: Eine Untersuchung mit Bezugnahme auf die deutschen Entsprechungen.- 1987.- 111 S.- Berlin, Humboldt-Univ., Sektion Slawistik, Bereich Sprachwissenschaft, Diss. A.-S. 60-2
- 4 Beispiele zum Finnischen und deutsche Übersetzungen aus: Päivi Schot-Saikku: Der Partitiv als Objektkasus im Finnischen.- In: Finnisch-ugrische Forschungen.- Helsinki 47 (1986) II.-III.- S. 183-205
- 5 Schot-Saikku, S. 195
- 6 Schot-Saikku, S. 199

• Finnougristik



Liselotte H a r t u n g

Aus der Werkstatt der Berliner Finnougristen

Die Pflege der Sprache und Kultur finnisch-ugrischer Völker hat an der Berliner Universität eine lange Tradition. Das ist einer der Leitgedanken zur Herausgabe der neuen Zeitschrift "Berliner Beiträge zur Hungarologie". Diesem Ziel widmete auch Wolfgang Steinitz einen großen Teil seiner Forschungskraft, und es bestimmt seit Jahrzehnten den Inhalt der Forschungsarbeit der Finnougristen am Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der AdW der DDR. Steinitz hat in den Jahren 1934-1937 in der Sowjetunion und davon 1935 einige Monate in Sibirien bei den Ostjaken gelebt und dort umfangreiches Folklorematerial gesammelt (Erzählungen, Märchen, Lieder, Rätsel ua.). Nur einen Teil davon vermochte er selbst aufzuarbeiten. Neben unserer eigentlichen Arbeit am DeWOS sind wir seit Jahren damit beschäftigt, diese Folkloresammlung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Steinitz hat für seinen 1. Band der Ostjakischen Volksdichtung (Tartu 1939, Neuherausgabe Budapest-Berlin 1975) die sprachlich und folkloristisch besten Texte aus seinen Sammlungen ausgewählt. Er hat sich dabei auf zwei Dialekte beschränkt - nämlich Šerkaly und Synja - da er sich gerade bei diesen Dialekten auf die Zuarbeit begabter, junger ostjakischer Erzähler stützen konnte. Sie studierten während Steinitz' Aufenthalt in der Sowjetunion am Leningrader Institut für Nordvölker. Für sie waren ihre alten Märchen und Erzählungen noch lebendig, sie kannten die Sitten und Bräuche ihres Volkes noch unmittelbar, beherrschten ihre Sprache noch vollkommen und gehörten zudem zur ersten Generation der ostjakischen Intelligenz. Sie waren als Informanten für Wolfgang Steinitz von unschätzbarem Wert.

Für den III. Band der Ostjakologischen Arbeiten (der Fortsetzung der Ostjakischen Volksdichtung Band I) standen uns weder ostjakische Informanten noch das reiche Wissen Wolfgang Steinitz', seine Kenntnisse über Land und Leute, über die ostjakische Sprache und die ostjakische Kultur insbesondere zur Verfügung. Das vorhandene Material war von ganz unterschiedlicher Qualität. Einiges davon hatte Steinitz schon für eine Herausgabe in der Sowjetunion vorgesehen. Hier lagen Überarbeitungen und russische Übersetzungen vor. Anderes wiederum stammte aus der unmittelbaren Feldforschung, wurde später oft nur flüchtig durchgesehen, wovon Randbemerkungen zeugen. Andere Aufzeichnungen weisen nur wenige oder auch keinerlei Spuren einer Bearbeitung auf, sind kaum lesbar und so natürlich auch nur schwer und stellenweise nicht zu dechiffrieren. Dennoch haben wir uns an die Arbeit gemacht und unter Mitarbeit einiger ausländischer Spezialisten (Rosemarie Radomski, Edith Vértes, Hartmut Katz, János Gulya) die wertvollsten und lesbarsten Texte neu transkribiert, übersetzt und kommentiert. Die Transkription wurde im wesentlichen an der des DEWOS orientiert.

Die Texte aus den Expeditionsheften widerspiegeln natürlich - abgesehen von ihrem Inhalt - zunächst die Reise- und Arbeitsbedingungen, die Steinitz bei den Ostjaken vorfand. Sie geben aber auch Auskunft über die Erzählfähigkeit der Informanten und darüber, wie gut sie die alte Volksdichtung und die sich dahinter verbergenden Sitten und Bräuche selbst kannten. Aber sie sagen wohl auch etwas über die Lebendigkeit dieses überlieferten Reichtums in dem jeweiligen Dialektgebiet zu dieser Zeit aus. So stammen die meisten Aufzeichnungen aus dem Nordwesten des chantischen Sprachgebiets, aus einem Gebiet also, in dem auch heute das Chantische noch am konzentriertesten gesprochen wird, in dem es die meisten Schulen mit chantischen Unterstufenklassen gibt, die meisten neuen Schulbücher und kleine Wörterbücher erscheinen, in dem z. B. das Volkskunstensemble "Мична" versucht, alte tradierte Volkstänze zu neuem Leben zu erwecken, junge Mädchen in der vergessenen Kunst des Trachten-

nähens unterrichtet werden usw.

Fast die Hälfte der Texte aus dem Band III der Ostjakologischen Arbeiten kommt wiederum aus dem Šerkaler Gebiet. Aber erstmals wurden auch umfangreichere Märchen aus den Dialekten vom Kazym und Nizjam vorgestellt sowie kürzere aus solchen, bisher noch wenig bekannten Dialekten, wie Šuryskar, Keuši, Atlym und dem östlichen Dialekt des Vasjugan. Es erschien uns ganz wichtig, möglichst viele Dialekte bzw. Dialektgruppen vertreten zu haben, auch wenn wir dafür in Kauf nehmen mußten, zum Teil Varianten schon früher veröffentlichter Märchen aufzugreifen. Die Texte aus den einzelnen Dialekten unterscheiden sich nicht nur quantitativ, sondern natürlich auch qualitativ. So liegt aus den östlichen Dialekten nur sehr spärliches Material vor, das zudem auch noch auffällig kürzere und formelärmere Erzählarten aufweist.

Neben den Märchen, Erzählungen und Liedern stellt die aus 8 Dialekten zusammengetragene Rätselsammlung von mehr als 500 Rätseln ganz sicher eine sehr reizvolle Bereicherung in diesem Band dar. Erstaunlich viele Ähnlichkeiten mit der schon früher erschienenen wogulischen Rätselsammlung (I. Schellbach "Das wogulische Rätsel". Ural-altaische Bibliothek Nr. 8. Wiesbaden 1959) beweisen einmal mehr die folkloristische Nähe der beiden obugrischen Völker.

Bei der Auswahl der Materialien für den Bd. III der Ostjakologischen Arbeiten mußten wir uns bestimmte qualitative Ansprüche stellen, die insbesondere die durchgängige Verständlichkeit sowie die Zuendeführung des jeweiligen Erzählgutes betraf. Darüber hinaus beinhalten die Expeditionshefte aber auch eine Anzahl von fragmentarischen Stücken von Märchen, Liedern und Erzählungen, die über weite Strecken äußerst schwer lesbar sind, so daß dann eine Verständlichkeit kaum gegeben ist. Andere hingegen sind zwar lesbarer, weisen aber inhaltliche Widersprüche auf, die sich wohl nur als Lücken im Erzählfluß, Unsicherheiten des Erzählers o. ä. erklären lassen. Sprachliche Ungenauigkeiten, z. B. in der Personenkennzeichnung (3. P. Sg. als genusneutrales Personalpronomen oder ein

Wechsel von 1. und 3. P. Sg.) bringen Unklarheiten oder implizieren Mißverständnisse und verschließen notwendige Zusammenhänge. Wir brauchen für die Bearbeitung, d. h. Dechiffrierung und Übersetzung, aber auch für die Kommentierung dieser von der Menge her nicht mehr so umfangreichen Texte jetzt verhältnismäßig viel Zeit, ohne annähernd gleichwertige Resultate zu erreichen.

Dennoch haben wir uns entschlossen, alles, was nur irgendwie möglich ist, zu bearbeiten und nach und nach zu veröffentlichen. Dieser Entschluß wurde auch durch viele international geführte Diskussionen mit Fachkollegen bestärkt, so z. B. vor der Finnisch-Ugrischen Gesellschaft in Helsinki, wo ich vor einigen Jahren auf die Probleme bei der Edition der Steinitztexte hinwies. Man sprach sich sehr entschieden dafür aus, so gut wie alles, also auch Teile mit Lücken und Unklarheiten zu veröffentlichen, in der Hoffnung, daß irgendwann doch einmal bessere Einsichten in dieses Material möglich wären. Alles, was veröffentlicht ist, ist auch der weiteren Forschung zugänglich - ist nicht verloren.

Die nach Abschluß des III. Bandes wiederum besten Texte haben wir nun für das Heft 2 der Berliner Beiträge zur Hungarologie ausgewählt. Es sind ausschließlich Texte aus dem Norden des chantischen Sprachgebietes. Für einen Teil dieser Märchen lagen Übersetzungen bzw. Übersetzungshilfen vor, die Übersetzung der übrigen brachte nicht allzu große Schwierigkeiten. Dennoch zeigt sich schon bei dieser Auswahl ein qualitativer Unterschied. Es sind entweder Varianten schon früher veröffentlichter Texte (z. B. ein Geisterlied aus Šerkaly, der Neffe der Frau und der Liederalte), oder aber die Märchen besitzen nicht die für die ostjakische Volksdichtung typische Vielfalt an Formeln und Metaphern. So sind die sonst so häufig auftretenden Parallelismus-Strukturen und etymologischen Figuren kaum anzutreffen und auch die Sujets sind blasser, die Aussagen vage. Die Märchen sind auch viel kürzer als gewöhnlich, eigentlich könnte man sie eher als Kurzgeschichten oder Fabeln bezeichnen, die möglicherweise auch Teile größerer Märchen sind.

Die Bestandsaufnahme des nun noch unveröffentlichten und unbearbeiteten Materials aus den Expeditionsheften von Wolfgang Steinitz gibt folgende Auskunft:

1. Es gibt kaum noch vollständige Märchen, Lieder oder Erzählungen.
2. Die vorhandenen Texte sind fast ausschließlich Fragmente unterschiedlicher Länge. Sie stammen aus verschiedenen Dialekten, wenige davon sind auch aus dem so rar vertretenen Osten.
3. Die Dechiffrierung und dadurch Übersetzung wird zunehmend schwieriger, da es sich um schnelle Mitschriften während des Erzählens oder Singens handelt. So war Steinitz oft gezwungen, Wörter nur andeutungsweise mit dem ersten oder den ersten Buchstaben zu kennzeichnen, andere Buchstaben sind undeutlich und dadurch schwer lesbar. Für Rückfragen bezüglich phonematischer Unklarheiten war offensichtlich weder Gelegenheit noch Zeit.
4. Die Materialien enthalten schon durch ihre Textkürze nicht mehr den gewohnten Folklorereichtum. Das betrifft insbesondere die östlichen Textsorten.
5. Es ist uns oft unmöglich, unklare Textstellen aufzulösen oder auch nur unklare Wörter zu deuten. Eine Hilfe von außen, z. B. durch unsere chantische Kollegin E. Nemyssowa aus Chanty-Mansijsk, ist nur in ganz beschränktem Maße zu erwarten. Hinzu kommt, daß es uns bisher nicht gelungen ist, Informanten aus anderen Dialektgruppen zur Mitarbeit zu gewinnen. Durch die freundliche Vermittlung von Frau Nemyssowa werden wir hier vielleicht ein ganz kleines Stück weiterkommen. Andererseits geraten die alten Märchen zunehmend in Vergessenheit und damit auch der dazugehörnde alte Folklorewortschatz. Bei der Überarbeitung eines zur Veröffentlichung bestimmten Märchens, wobei wir E. Nemyssowa um Unterstützung baten, wurde dies ganz offensichtlich.

Trotz allem werden wir uns nicht entmutigen lassen und werden die noch verbliebenen Texte mit aller notwendigen Akribie bearbeiten und nach und nach herausgeben.

Noch einige hoffnungsvollere Randbemerkungen zum Schluß. Es ist keineswegs so, daß mit unseren spärlicher werdenden Folkloretexten die ostjakische Volksdichtung für uns versiegt. Eva Schmidt hat in den letzten Jahren zahlreiches Material am Kazym mit dem Tonband aufgenommen und z. T. schon herausgegeben. Auch N. I. Terëškin hat ein umfangreiches Archiv an Texten, darunter auch reichhaltig Volksdichtung, hinterlassen, das noch zu überarbeiten und herauszugeben wäre. Und nicht zuletzt die Chanten selbst bemühen sich in den letzten Jahren mehr und mehr, ihre Volksdichtung aufzuzeichnen, um sie für die jüngere Generation zu retten. So werden in den neuen Lesebüchern auch Märchen, wenn auch kürzere, aufgenommen. Die Sowjetunion gibt mehrere Reihen sibirischer Volksdichtung heraus, in denen sich auch Chanten zu Wort melden, so z. B. "Легенды и мифы Севера" (dies allerdings nur in Russisch) oder auch das noch in Arbeit befindliche umfangreiche Opus aus mehr als 60 Bänden zur sibirischen Volksdichtung, das z. Z. in Nowosibirsk entsteht. Hier wird je ein Band für das Chantische und das Mansische (mit russischer Übersetzung) bestimmt sein. Noch leben einige ostjakische Märchenerzähler. Vertrauen wir darauf, daß man Zeit und Möglichkeiten finden wird, diesen wertvollen Volksschatz einer breiten Öffentlichkeit zuzuführen.

Unsere Aufgabe ergibt sich nicht nur aus dem Vermächtnis von Wolfgang Steinitz. Die veröffentlichten Texte stellen für die Finnougriстик, insbesondere für die Ostjakologen, die Basis für weiterführende wissenschaftliche Untersuchungen dar, so z. B. zur Motiv- oder Genreforschung, aber auch zur Erforschung von Syntax und Textstrukturen oder zu Fragen von Lexik und Semantik.

Petra H a u e l

Einige Charakteristika ostjakischer Personennamen
der Gegenwart

Betrachtet man die heutigen ostjakischen Personennamen, so ist auf den ersten Blick kein Unterschied zu den in der Sowjetunion üblichen Personennamen festzustellen: Gemäß dem für alle Sowjetbürger verbindlichen Namenstandard tragen die Ostjaken Personennamen, die aus Vorname, Patronym und Familienname bestehen. Diesem Muster entsprechen in der Regel alle ostjakischen Namen in der offiziellen Sprachsphäre (d. h. auf der russischen Sprachebene), wie beispielsweise die folgenden Namen aus der in russischer Sprache erscheinenden ostjakischen Zeitung 'Leninskaja Pravda':

Константин Васильевич Новыхов
Андрей Васильевич Нёмысов .

In der in russischer Sprache herausgegebenen schöngeistigen Literatur der Ostjaken gibt es vom offiziellen Modell abweichend daneben auch Namen, die nur aus Vorname und Familienname bestehen, wie z. B.:

Лука Ёрнов
Усти Новыхов .

Auch in den in ostjakischer Sprache erscheinenden Druckerzeugnissen, in der Zeitung "Lenin pant хуват" sowie in Schulbüchern werden die ostjakischen Namen entsprechend dem offiziellen Namenmodell mit Vornamen, Patronym und Familiennamen bzw. mit Vor- und Familiennamen angeführt, z. B.:

Андрей Тимофеевич Вагатов
 Николай Максимович Хоров
 Коля Артанзеев
 Дима Сюртахов.

Ein anderes Bild bietet sich uns in der Alltagssphäre, in den auf Ostjakisch geführten Gesprächen. Hier ist eine gegenüber dem offiziellen Namenmodell veränderte Reihenfolge der Namenkomponenten festzustellen: Am Anfang steht nun der Familienname, es folgt das Patronym und dann erst der Vorname. Auf diese Weise wird

Пётр Васильевич Нёмсов	zu Нёмас Васька Петар,
Герасим Степанович Сызаров	zu Сызар Астипан Ярсу,
Евгения Павеловна Лелхов	zu Лелхон Пашка Еня.

Die Namenfolge wechselt auch bei der Anrede über Vorname und Patronym, auch hier wird das Patronym vor dem Vornamen genannt:

Марья Ивановна	>	Кван Марья,
Ефрем Григорьевич	>	Кирари Епрам,
Анастасия Михайловна	>	Мишка Наста.

Diese Umstellung der Namenfolge resultiert offenbar daraus, daß die Ostjaken Patronym und Familienname als eine Art Übernamen auffassen und diese ihrem Sprachgebrauch entsprechend vor den Vornamen stellen, d. h. die Ostjaken adaptieren das offizielle Namenmodell an die bei ihnen gebräuchlichen Formen der Personennamen.

Parallel zur Veränderung der Namenfolge werden die nach russischem Muster gebildeten Namen entsuffigiert, d. h. die Endung des Familiennamens (ov, ev/in bzw. ova, eva/ina) und die Endung des Patronyms (ovič, evič, ovna, evna) werden weggelassen, so daß aus

Нёмсов	-	Нёмас
Сызаров	-	Сызар
Григоревич	-	Кирари
Михайловна	-	Мишка

wird.

Bei den oftmals auf genuine ostjakische Namen zurückgehenden Familiennamen erscheinen nach dieser Entsuffixierung wieder die ursprünglichen ostjakischen Namen, wie z. B.:

Новюхов	>	нуви ух	'weißer Kopf',
Пирьсев	>	пирас	'Alter',
Русьмиленков	>	русь миләҕкү	'Mann mit russischer Mütze',
Кельчин	>	кельси	'Plötze',
Отшамов	>	утшам	'Verrückter'.

Zahlreiche ostjakische Familiennamen kann man bis ins 17. Jh. zurückverfolgen. Im Zuge der Kolonialisierung und Administrierung des 1592 eroberten Gebietes wurden in jener Zeit erstmals die männlichen Ostjaken als Jasakzahler registriert. Zu diesem Zweck wurden von den Steuerbeamten aus den Namen der Ostjaken gemäß dem im 17. Jh. in Rußland dominierenden Namenmodell Vorname + Patronym bzw. patronymischer Zuname gebildet und notiert. In einer Steuerliste des Jahres 1639 sind beispielsweise die folgenden, heute noch gebräuchlichen Namen belegt:

Тарков	'Kranich-Mann'
Нярко́в	'nackter Mann'
Новюхов	'weißer Kopf'
Куриков	'Adler'
Ендырев	'See'
Ехлингов	'mit Bogen'

Die Adaption der nahezu ausnahmslos auf russische Vornamen zurückgehenden Patronyme beschränkt sich nicht allein auf das Weglassen der russischen Suffixe. Gleichzeitig werden entweder die Kurzformen dieser russischen Vornamen gebildet, wie z. B. Пашка aus Павел, Васька aus Василий, oder die russischen Vornamen werden durch Veränderung ihrer lautlichen Struktur an das Ostjakische angepaßt, wobei Namen entstehen wie

Астипан	<	'Степан',
Кирари	<	'Григорий',
Кима	<	'Тимофей'.

Verschiedentlich kommt es dabei zu volksetymologischen Verän-

derungen, zu sekundären semantischen Motivierungen: Andrej z. B. wird zu Вондур bzw. Вондурко, das im Ostjakischen 'Otter', 'Otter-Mann' bedeutet. Die angeführten Beispiele zeigen, daß durch Umstellung der Namenfolge und gleichzeitige Adaption die in russifizierter Form existierenden Personennamen der Ostjaken in Namen verwandelt werden, die dem ostjakischen Sprachgefühl entsprechen. Eine derartige Adaption des offiziellen sowjetischen Namenmodells ist u. a. auch bei den Permieren zu beobachten. Теплјашина¹ stellte fest, daß die inoffiziellen dreigliedrigen Personennamen der Permier eine vom offiziellen Namenmodell abweichende Wortfolge aufweisen. Aus den folgenden Beispielen ist ersichtlich, daß auch bei den Permieren die Namen in der Alltagssphäre gleichzeitig ent-suffigiert und adaptiert werden. So heißt Николай Иванович Степанов in der Alltagssphäre Степан Иван Микола, Николай Васильевич Петров - Пётр Вась Микола, Филипп Петрович Иванов - Иван Петыр Филипп.

Ein weiteres Charakteristikum des Namengebrauchs im Ostjakischen ist die Vorliebe der Ostjaken für Spitznamen. Starcev² berichtet, daß bei den Ostjaken in den zwanziger Jahren Spitznamen weit verbreitet waren: So werde z. B. Павел Сандрин auch 'покоя', d. h. 'Krummer' genannt, weil er von jungen Jahren an krumm war, Василий Хунзи hieß auch 'ести ху' 'Trinker' und Филипп Туляков 'ыра', d. h. 'rot', weil er hartnäckig und streitsüchtig bis zum Rotwerden war. Spitznamen sind auch in den Aufzeichnungen von Steinitz aus den dreißiger Jahren belegt. Steinitz erzählt beispielsweise von einem Ostjaken, der *sanka* hieß. Eines Tages brachte dessen Mutter aus Berézov 4 Kringel mit. Da sie nur drei Kinder waren, blieb einer übrig, *sanka* aß ihn und wurde ab sofort 'moltaš *sanka*', d. h. 'Überzähliger Sanka' genannt. Weitere Belege aus den Steinitz-Aufzeichnungen wie die Namen 'nanь-паška', 'Lärchen-Pavel', *nar-miška* 'nackter Miška' und *tar-паška* zeigen eine Voranstellung des Spitz- bzw. Übernamens, wie im Zusammenhang mit der Veränderung der Namenfolge angedeutet wurde. Auch heutzutage ist es (nach Mitteilung meiner

ostjakischen Informantin) im Dorf oder in der Familie noch gang und gäbe, Übernamen zu vergeben. Oftmals werden hierdurch Personen mit gleichlautenden Namen unterschieden - ähnlich wie im Deutschen, wo man in kleineren Kommunikationseinheiten auf differenzierende Übernamen wie 'der Kleine - der Große', 'der Alte - der Junge' stößt. Auch im Ostjakischen werden dem offiziellen russischen Vornamen zur genaueren Identifizierung des Namenträgers oftmals physische Charakteristika, wie Körpergröße, Alter, oder die Herkunft vorangestellt, z. B.:

Ай Пётр	'kleiner Pétr'
Вэн Наста	'alte Nasta'
Лел Мишка	'niedriger, d. h. kleiner Mischka'
Мусял Микипуп	'Nikifor aus Mozjam'.

Die Übernamen sind gewöhnlich auf den Gebrauch in der Familie bzw. im Dorf beschränkt und nur selten in den offiziellen Personennamen fixiert. Eine Ausnahme ist der Name der Fischerin Мултас Григоревна Куйбина aus dem Dorf Gorno-Knjazevskie; hier hat der ostjakische Name multas 'Überzählige' die Funktion des Vornamens inne.

Neben der Anrede über offizielle Namen oder über Spitznamen blieb in traditionsgebundenen Familien bis heute auch der aus der kleinen Kommunikationseinheit Sippe herrührende Brauch erhalten, die Familienmitglieder mit Verwandtschaftsbezeichnungen anzureden. Diese, für das Ostjakische charakteristische Form der Anrede, die nach Steinitz in den dreißiger Jahren noch stark verbreitet war, ist auf Grund der zunehmenden Modernisierung des Lebens und des wachsenden Einflusses des Russischen im Aussterben. In modernen Familien werden die alten Verwandtschaftsbezeichnungen nur noch in der Anrede von Eltern und Großeltern gebraucht, Kinder und andere Verwandte werden mit den offiziellen russischen Vornamen angeredet.

Anmerkungen

1 Т. I. Теплјашина, Antroponimičeskie modeli permskich narodov, Moskva 1978, S. 92

2 G. Starcev, Ostjaki, Priboj 1928, S. 65

János P u s z t a y

Folklore-Tradition in der neuen ungarischen Literatur

Das Interesse um die Kultur der finnisch-ugrischen Völker steigerte sich in Ungarn in den letzten anderthalb bis zwei Jahrhunderten rapide. Es ist hier nicht notwendig, die verschiedenen Anthologien und Sammelbände aufzuzählen. Es sei genug, dass ich an dieser Stelle lediglich auf die vier vollständigen Kalevala-Übersetzungen, die zweite Übersetzung des estnischen Epos Kalevipoeg und auf das mordwinische Epos Sijažar hinweise.

Nicht nur in der literarischen Rezeption finden wir die finnisch-ugrische Verwandtschaft wieder, sondern auch in der Musik. Berühmt sind die Chor-Werke von Zoltán Kodály, denen noch die Kalevala-Übersetzung von Vikár (aus dem Jahre 1909) zugrunde liegt. Eine noch grössere Auswirkung haben aber die tscheremissischen Volkslieder, deren Dutzende in den Grundlagen der Kodályschen Musikunterrichtsmethoden, den sog. Bizinien, bearbeitet wurden. (Zu vielen dieser Lieder hat einer der bedeutendsten ungarischen Dichter, Sándor Weöres, Texte geschrieben.) Zwei Merkmale charakterisieren die tscheremissischen Volkslieder, die Pentatonie und der Quintwechsel, die auch in der alten Schicht der ungarischen Volkslieder vorhanden sind. (Lange Zeit herrschte die Meinung, dass diese Gemeinsamkeiten in der Volksmusik der beiden miteinander verwandten Völker ursprünglich sind, d. h. sie dürften als Fortsetzung einer alten, sog. uralischen, oder mindestens finnisch-ugrischen musikalischen Ursprache aufgefasst werden. Die Forschungen der 70er Jahre, die auf der Feldforschung von G. Bereczki und L. Vikár bei den finnisch-ugrischen und Turkvölkern des Wolga-Gebietes basieren, haben gezeigt, dass die

Pentatonie und der Quintwechsel sowohl bei den Tscheremissen, als auch bei den Ungarn türkischer Herkunft zu finden sind.

Finnisch-ugrische Folklore-Traditionen in der ungarischen Literatur? Bevor ich diese Frage ausführlich behandle, möchte ich zwei Bemerkungen vorausschicken. 1. Unter finnisch-ugrischen Traditionen verstehen wir die Einflüsse des Kalevala und der wogulisch-ostjakischen Mythologie und Volksdichtung. 2. Diese zwei voneinander entfernten, in vielen Zügen aber doch verwandten Quellen haben sowohl formal, als auch inhaltlich einen Einfluss ausgeübt. Manchmal greifen ungarische Dichter nur auf ein Motiv zurück, wie Endre Ady, Attila József, Gyula Juhász, Lajos Áprily und andere, manchmal sind auch Einflüsse bezüglich der Versform, wie bei Attila József, zu beobachten. Erst in der Dichtung von Ferenc Juhász werden sowohl formale, als auch inhaltliche Elemente der finnisch-ugrischen Volksdichtung und Mythologie integriert.

Wir wollen jetzt einen kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Exkurs machen, um uns einen Überblick darüber zu verschaffen, wie die öffentliche Meinung Ungarns die finnisch-ugrische Verwandtschaft des Ungarischen aufgenommen hat.

Vor etwa 200 Jahren wurde wissenschaftlich nachgewiesen, dass die ungarische Sprache der finnisch-ugrischen Sprachfamilie angehört. Anfänglich hatten unwissenschaftliche, illusionistische Theorien historisch glorifizierender Art eine Rolle gespielt, die bis zu den 70er Jahren unseres Jahrhunderts ihre Wirkung gehabt haben. So war die Empörung über die Arbeit von János Sajnovics verständlich, der die Verwandtschaft der Ungarn mit den Lappen entdeckte. Die von einer ruhmreichen ungarischen Herkunftsgeschichte schwärmenden Dichter verwahrten sich in bissigen Epigrammen gegen diese Familiarisierung mit einer "fischfettigen Sippschaft". Berühmt-berüchtigt sind die Verse von Ábrahám Barcsay, einem Dichter der Aufklärungszeit:

Sajnovics jarmától óvjuk nemzetünket,
Ki Lappóniából hurcolja nyelvünket!

Hüten wir unsere Sprache vor dem Joch
Sajnovics',
der unsere Sprache aus Lapponien geschleppt
haben will!

Ab der Mitte des vorigen Jahrhunderts änderte sich die Lage. In den 40er Jahren erschien das vollständige Kalevala, das in Ungarn den Versuchen einer Rekonstruktion des verlorengegangenen ungarischen Volksepos Auftrieb gab. János Arany, einer der bekanntesten Dichter des 19. Jahrhunderts, verarbeitete in seinen Epen alte Motive aus der Urgeschichte und der Volksdichtung der Ungarn. Die literarische Quellenforschung hat den Einfluss des Kalevala auf die Werke Arany nachgewiesen.

Die erste vollständige Kalevala-Übersetzung erschien in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts, hat aber wenig Wirkung erzielen können. Grund dafür könnte die oft bemängelte künstlerische Schwäche der Übersetzung sein. Ganz anders hat die 1909 veröffentlichte Kalevala-Übersetzung von Béla Vikár, die ein wichtiges Ereignis im ungarischen Literaturleben darstellte, gewirkt. Diese Übersetzung hat mehreren Generationen ein Bild über das Kalevala vermittelt. Der Dichter Dezső Kosztolányi, der sich auch mit Fragen der Sprache befasst hat, nannte die Übersetzung den Schmelztiegel der ungarischen Sprache. Diese Übersetzung hat auch - ihre formalen Eigenschaften betreffend - in der ungarischen Dichtung ihre Spuren hinterlassen. Endre Ady reagierte auf das finnische Epos in seinem Gedicht "Északi ember vagyok":

Ha én szőlő, Észak beszél,
Fagy és Fatum fogja a számat:
Ember beszél, kinek a sors,
Az élet, évek és napok
Szívének gyökeréig fájnak.

Wenn ich spreche, redet der Norden,
Frost und Fatum halten meinen Mund:
Ein Mensch redet, dem das Schicksal,
Das Leben, die Jahre und die Tage
bis zu den Herzenswurzeln weh tun.

Im Gedicht "Wiegenlied" von Attila József wird der wilde Tiere treibende Hirt erwähnt, der mit dem Kullervo des Kalevala identisch ist. Kullervo, der mit übermenschlichen Fähigkeiten gesegnete Junge, der sein Brot teilweise als Hirtenknecht verdienen muss, bekam von seiner Herrin ein Stück Brot, in das ein Stein gelegt worden war. Kullervos Messer hat daran eine Scharte bekommen, und er - hitzköpfig wie er war - sann auf Rache:

Kullervo, der Sohn Kalervos, sagte so, sprach solche Worte:
 'Wart nur, warte, Hure Hiisis! Wenn ich wein um Vaters Messer,
 So wirst du bald selber weinen, wirst um deine Kühe weinen.'

Aus dem Wald holt er die Gerte, eine Geißel aus Wacholder,
 In den Sumpf treibt er die Kühe, in den Bruch scheucht er die
 Ochsen.

Eine Hälfte für die Wölfe, eine für den Ödwaldbären,
 Singt die Wölfe sich zu Kühen, baut sich aus den Bären Rinder,
 Macht zu Pienikki die einen, formt zu Kyyttää um die andern.

Westwärts neigte sich die Sonne, senkte langsam sich zum Abend,
 Hielt zur Höh des Fichtenwaldes, zog der Melkezeit entgegen.
 Jener böse Hirtenbube, Kullervo, der Sohn Kalervos,
 Trieb nach Haus die Bärenherde, wandert' hofwärts mit den Wölfen:
 'Reiss entzwei der Herrin Schenkel, beisse ab die halbe Wade,
 Wenn sie kommt und euch besichtigt, sich dann niedersetzt zum
 Melken.'

In einem Gedicht von Lajos Áprily (Túl ötven erdőn 'Hinter
 fünfzig Wäldern', 1937) wird die Gestalt der Mutter Lemmin-
 käinens heraufbeschworen, die ihren Sohn aus dem Tode zurück-
 holt und durch ihre magische Kraft wiederbelebt.

Csudaváró esti lázban
 fekszem itt a ritkulásban
 meglazulva, szerteesve,
 s nincsen, aki megkeresne.
 Járna értem, mint a hangya,
 mint a Lemminkejnen anyja:
 addig járna, felkutatna,
 kicsi méhvel írt hozatna,
 varázsszókkal összerakna,
 úgy siratna, úgy szeretne ...

Wir möchten hier und jetzt diese Aufzählung unterbrechen.
 Um die später zu zitierenden Werke besser zu verstehen, wollen
 wir uns einigen formalen Eigenschaften der finnisch-ugrischen
 Volksdichtung zuwenden. Wie schon eingangs erwähnt, haben das
 Kalevala und die obugrische Folklore die ungarische Literatur
 bereichert. Beide Quellen können durch die folgenden formalen
 Eigentümlichkeiten charakterisiert werden:

- 1) Parallelismus
- 2) Alliterationen
- 3) ethymologische Figuren
- 4) suffixale Reime, Assonanzen, falscher Reim
- 5) Diminutiva

Von diesen fünf Charakteristika möchten wir jetzt die ersten drei näher betrachten.

1) Parallelismus bedeutet, dass ein Gedanke mit zwei - gleichen oder einander sehr ähnlichen - Sätzen ausgedrückt wird, d. h. das Thema wird im ersten Satz angeführt und im zweiten Satz wiederholt. Der Parallelismus wird in ostseefinnischen und obugrischen (oder in anderen) Volksdichtungen unterschiedlich gebildet. Wie Wolfgang Steinitz feststellt: "Der Parallelismus in den ostj.-wog. Liedern ist ein Versparallelismus, d. h. die sich parallel gegenüberstehenden Einheiten sind Verse (oder Versgruppen), nicht Worte ... Die parallelen Verse folgen entweder unmittelbar aufeinander oder bilden parallele Paare von Doppelversen." "Es handelt sich bei dem Parallelismus der ostj.-wog. Lieder um eine primitivere Stufe des Parallelismus (Variation gewöhnlich nur eines Wortes einer parallelen Phrase), wobei die Entwicklungsrichtung (Variation mehrerer oder aller Worte einer parallelen Phrase) ganz deutlich vorgezeichnet ist: es kommen auch parallele Verse mit 2-3 variierenden Worten vor." Beispiele:

a) Änderung entweder im nominalen oder im verbalen Teil:

tilišijen xašpə jēməŋ xōtə,	'mondbuntes heiliges Haus,
xattijen xašpə jēməŋ xōtə.	sonnenbuntes heiliges Haus;
mujtuw lālijəttew,	nach was stöbern wir,
mujtuw kanšijəttew.	nach was suchen wir;
tilišijen xašpə jēməŋa šāl'	den mondbunten heiligen Schal
sōtijen ūpət jixtaŋa ūx	um mein dichthaariges weises Haupt
nāj tam poniŋijətmem,	band ich (weiblicher) Geist,
xattijen xašpə jēməŋa šāl'	den sonnenbunten heiligen Schal
sōtijen ūpət jixtaŋa ūx	um mein dichthaariges weises Haupt
nāj tam poniŋijətmem.	band ich Geist.'

Änderung sowohl im verbalen, als auch im nominalen Teil:

jētə jištə nūpten ōtaŋ	'die weiter bestimmte Lebenszeit
jēt āt jišijəjtten,	sollst du weiter bestimmen,
jētə ūtta nūpten ōtaŋ	die weiter zu lebende Lebenszeit
jēt ātə xanšijəjtten.	sollst du weiter vorschreiben!'

Oft sind die variierenden Wörter Synonyma, z. B. stöbern / suchen, bestimmen / vorschreiben u. a. Oft handelt es sich um Zahlwortvariationen wie 7 / 6, 3 / 4, z. B.:

sērijem ʔtəmə tāpət loxə, '7 Ecken eines tiefen Schlafes,
 morijem ʔtəmə xūt jam loxə 6 gute Ecken eines festen Schlafes'
 (wobei jam 'gut' nur ein rhythmisches Füllwort ist).

Die variierenden Wörter stellen manchmal Gegensätze dar:

piytijem kat 'ə xorasəŋ āj nāj,
 nowijem kat 'ə xorasəŋ āj nāj

'kleiner Geist von der Gestalt einer schwarzen Katze,
 kleiner Geist von der Gestalt einer weissen Katze'

In der ostseefinnischen Volksdichtung ist der Parallelismus freier, lockerer als bei den Obugriern. Inhaltlich sind auch hier die beiden Sätze etwa gleich. Der Unterschied wird dadurch verursacht, dass der zweite der beiden parallelen Sätze den Inhalt des ersten lediglich synonym, und nicht wörtlich wiederholt. Ähnliche Strukturen finden wir auch in der Bibel, z. B. im V. Buch Moses, XXXII, 1-2:

Merckt auff jr Himel / ich wil reden
 Vnd die Erde höre die Rede meins Munds.
 Meine Lere trieffe wie der Regen
 Vnd meine Rede fliesse wie Thaw.
 Wie der Regen auff das gras
 vnd wie die tropffen auff das Kraut.

(nach Luther)

Als Beispiel für den Parallelismus in der Volksdichtung der ostseefinnischen Völker zitiere ich die berühmten Anfangszeilen des Kalevala:

Mieleni minun tekevi, aivoni ajattelevi,
 lähteäni laulamahan, saa 'ani sanelemahan,
 sukuvirttä suoltamahan, lajivirttä laulamahan.
 Sanat suussani sulavat, puhe 'et putoelevat,
 kielelleni kerkiävät, hampahilleni hajoovat.

Noch weiter gelockerte, schöne Formen des Parallelismus finden wir in den tscheremissischen Volksliedern:

oš jalukūm piđālden ošemal 'əm,
 sar jalukūm piđālden saryajšəm.

sar jalukūm piđālden šēm saryaje
 iyem-blak sayānen saryajšēm.

'weisses Kopftuch bindend wurde ich weiss,
 gelbes Kopftuch bindend wurde ich gelb.
 nicht gelbes Tuch bindend wurde ich gelb,
 wegen der Sehnsucht nach meinem Kind
 wurde ich gelb.'

Die ersten beiden Zeilen sind ihrer Struktur nach identisch mit der parallelen Struktur in der obugrischen Volksdichtung. Die dritte und die vierte Zeile stellen inhaltlich einen Gegensatz zu den ersten Zeilen dar (dies ist ja beim Parallelismus durchaus üblich), wobei die dritte und vierte Zeile untereinander eine weitere parallele Bindung enthalten. Wir können also von einem doppelten Parallelismus sprechen.

Auch das nächste tscheremissische Lied weist eine doppelte parallele Struktur auf, allerdings in einem grösseren Umfang:

olašaže saje γān', 'Wenn das Ross flink ist,
 kornūžat kūt 'ūk. ist der Weg kurz.

mariže saje γān', Wenn der Mann flink ist,
 jūtšat kūt 'ūk ist die Nacht kurz.

olašaže kuđa γān', Wenn das Ross schwach/elend ist,
 kornūžat kužo, ist der Weg lang.
 mariže kuđa γān', Wenn der Mann schwach/elend ist,
 jūtšat kužo. ist die Nacht lang.

Schliesslich ein tscheremissisches Lied, das die letzte Phase des Parallelismus darstellt; man kann hier nämlich lediglich von einem assoziativen Parallelismus sprechen, der über die oben gezeigten folmalen Eigenschaften nicht mehr verfügt:

kok kiđāstem sar olmam, 'in meinen beiden Händen (ist) mein
 tuđumat kočmem ok šu, gelber Apfel,
 oj, awajem, tšj ukelat, ich will ihn essen,
 minutat ilmem ok šu. oh, Mutter, wenn es dich nicht gibt,
 will ich keine Minute leben.

Zu dem textuellen Parallelismus im Tscheremissischen gesellt sich der Parallelismus in der Melodie in der Form des Quintwechsels. Der textuelle und der musikalische Parallelismus unterstützen sich gegenseitig.

2) Der Reichtum an Alliterationen ist auch vorwiegend für die ostseefinnische und die obugrische Volksdichtung charakteristisch. Unter Alliteration wird ein poetisches Mittel verstanden, in dem in einem Vers mindestens zwei Wörter desselben Anlaut haben. Im Kalevala sind Fälle häufig, in denen nicht nur die Anlautkonsonanten identisch sind, sondern auch die darauffolgenden Vokale. In diesem Falle sprechen wir von vollständiger, sonst von partieller Alliteration. In der 5. und 6. Rune des Alku-Kalevala, die etwa 1000 Zeilen ausmachen, sind 21,7% der Zeilen ohne Alliteration, 47,9% der Zeilen enthalten die vollständige, 20,7% die partielle Alliteration, in den restlichen 9,7% alliterieren die anlautenden Vokale.

Ich möchte hierfür ein Zitat aus der 12. Rune des Kalevala bringen, in der 68,4% der Wörter in Alliterationsbindung stehen (nur in Klammern möchte ich hinzufügen, dass die ungarische Übersetzung dieses Textes noch mehr Alliterationen enthält (73,8%), was ja hinsichtlich des reicheren Konsonantenbestandes des Ungarischen ein dichterisches Meisterwerk ist):

Tuossa lieto Lemminkäinen itse lausui ja saneli:
 "lös maasta miekkamiehet, mannu-aikaiset urohot,
 kaivoloista kalpamiehet, jokiloista jousimiehet!
 Nouse metsä miehinesi, korpi kaikki kansoinesi,
 vuoren ukko voiminesi, vesihiisi hirmuinesi,
 väkinesi veen emäntä, ve'en vanhin valtoinesi,
 neitokset joka norosta, hienohelmat hettehistä,
 miehen ainoan avuksi, pojan kuulun kumppaliksi,
 jottei pysty noian noulet eikä tietäjän teräksset
 eikä velhon veitsirauat, ei asehet ampumiehen!.."

Einige Beispiele aus dem Vogulischen:

sar̄i sāt surēm-sūntēl jāyānnē sāt wēsān
 'mit seinen sieben dachöffnungsähnlichen Munden
 zauberte euch euer Vater'

sawīn sāk̄ip saw kūn̄er
 'die vielen Armen in armseligen Schafpelzen'

lūnt-la' il l'ūl 'iŋ pasān
 'gänsefuss-hoher Tisch'

xul 'xājēm saw xātēl āyi-lili saw sorimālēm
 'an dem von Krankheit heimgesuchten verdammten Tag
 litten viele Mädchenseelen aus'

xatađ xum, xalmax xum xalän ta'ıl masälñ!

'zieh an dein von dem tatarischen Manne, kal-
mückischen Manne stammendes (erhaltenes) Kleid!'

voikän vitép tēpiñ Ās-tal'ëx

'nahrungsreiche Ob-Quelle mit hellem Wasser'

pakwä patèm saw ur, pilä sästèm saw suj

'Tannenzapfen verlierende veille Berge, ,
Beeren bringende/tragende viele Haine'

3) Die etymologische Figur wird unterschiedlich aufgefasst. In der Finnougristik werden Strukturen als etymologische Figur betrachtet, in denen zwei von demselben Stamm abgeleitete Wörter zur Hervorhebung eines Begriffes dienen.

Die wohl bekannteste, natürlichste und verbreitetste Art der etymologischen Figur ist (a) die Verbindung von Zeitwort und einem stammgleichen inneren Objekt:

ung. haláit hal 'eines Todes sterben', álmot álmodik 'Traum träumen', szót szól 'ein Wort sagen';

wotj. vöt vötani 'Traum träumen'; tscher. tuštëm tuštaš 'Rätsel zur Enträtselung aufgeben'; finn. puhuttu puhe ammuttu nuoli 'gesagte Rede (ist wie) geschossener Pfeil'.

Solche Konstruktionen kann man auch aus anderen Sprachen zitieren:

lat. somnium somnio 'Traum träumen'; althochdt. ih slief den slaf des tōdes;

mongol. ere-jügen üši üselebedej 'ich räche die Rache meines Mannes'.

(b) Ein anderer Typus stellt die Verbindung eines Verbs mit einer stammgleichen Umstandsbestimmung dar:

ung. halal nec halalaał holz (vgl. auch lat. morte (moris) moreris); finn. kuolla väkivaltaisella kuolemalla 'eines gewaltsamen Todes sterben'; wotj. kulonon med kuloz 'er sterbe des Todes';

juraksam. haedo hābt'ëñana hā' 'sie starben alle eines plötzlichen Todes'

russ. prosit' pros'boju ; dt. mit welcherley Gericht ihr richtet,
mit welcherley Maass ihr messet (Matheus 7,2)

(c) Verbindung zweier stammgleicher Verben, von denen das
eine im Infinitiv steht:

ung. lät'ni lät'tam; tscher. ki'deltaš ki'neltem-at 'aufwecken werde
ich ihn schon'; mordw. uskoms usktä 'tragen tue ich dich'.

(d) Verbindung zweier stammgleicher Verben, von denen
das eine im Gerundium steht:

ung. vár'ván vár; nöttön nö; wog. xajtäl xajti 'laufend läuft';
syrj. kiskemen kiskim 'schleppend schleppten wir'; tscher. kolen
koleže 'er soll sterbend sterben' (Mark 7, 10); finn. kasvoi
kasvamistaan, usw.

osman-türk. gele gele geldik 'kommend kommend kamen wir', u. a.

(e) Verbindung zweier stammgleicher Nomina:

ung. körös-körül 'rundherum', véges végig 'bis zu Ende', mély-
séges mély 'zu tiefst tief'; wog. āwīn kwol-āwim 'die Tür meines
mit Tür versehenen Hauses', wēt tujpa tujan kur 'fünfzehiger
Fuss mit Zehen', wēt tujpa tujan jōš 'fünfingrige Hand mit
Fingern';

lat. belle bellus; russ. davnim davno 'vor Zeiten'; dt. tiefste
Tiefe, nächste Nähe, u. a.

Genitivkonstruktionen:

ung. halálnec halalal (holz) 'des grausamsten Todes (sterben)',
énekek éneke 'Lied der Lieder'; finn. miesten mies, kuningesten
kuningas, kirjojen kirja 'die heilige Schrift'; mordw. paron
part 'ausgezeichnet, vorzüglich', bojaron bojart 'sehr edel',
čudas čudan 'Wunder der Wunder';

lat. vanitas vanitatum, rex regum 'Oberkönig', sanctus sanctorum,
dt. Buch der Bücher, usw.

Wie wir es sehen, ist die etymologische Figur eine allge-
meine sprachliche Erscheinung, welche aber in den finnougri-
schen Sprachen als eine sehr beliebte verstärkende Figur besonders ver-
breitet ist. Die etymologische Figur erweist sich in den finno-

ungarischen Sprachen - obwohl in einigen Fällen fremde Einflüsse nicht ausgeschlossen werden können - als eine uralte Konstruktion.

Nach diesem Exkurs wollen wir auf die ungarische Literatur zurückkommen. Einige Ansätze des Einflusses des Kalevala haben wir bei Endre Ady und Lajos Áprily gesehen. Attila József, einer der herausragenden Dichter der ungarischen Literatur /nicht nur im 20. Jh., sondern überhaupt/ hat sich in mehreren Gedichten der Versform und anderer poetischer Mittel des Kalevala bedient. In seinem Gedicht "Áradat" 'Flut' werden arme Leute von einem Flussufer vertrieben, wo sie Rast machen wollten. Der Feldwächter schreit sie mit den folgenden Worten an:

De rivall a csermely csösze,
békák botosa bottal mondja,
vicsorogja viz vitéze,
ordas inas, úr bolondja.

Eitakarodj, öt tekergő!
Kotródj innen, kujtorogó!
Fattyúnak itt nincsen fürdő!
Csavargónak nincs csobolyó!

'Aber es schreit der Wächter des Rinnsals,
sagt der /"bestockte"/ Hüter der Frösche mit dem Stock,
sagt Zähne fletschend der Held des Wassers,
/sagt/ der böse Diener, Narr des Herren.

Schert Euch zum Teufel, ihr fünf Herumtreiber!
Haut ab von hier, ihr Penner!
Für Bastarde ist hier kein Bad!
Für Vagabunde ist hier kein Läger /Fässchen!'

Dann verfluchen die Armen den Wächter und seinen Herren:

Világ valamennyi vizét
hazatereid, viz juhásza!
Csibor húzzon tücsök-zenét
undok urad udvarába!
Halott rakjon tanyát, aklot,
nagyobb uraságra vallót -
feje fölé vízből zsuppot,
talpa alá vízből pallót!

'Triebe alle Wasser der Welt
heim, Wasserhirt!
Wasserkäfer soll im Hof deines ekligen
Herrn Grillenmusik spielen!
Er möge ruhig ein Gehöft, einen Stall bauen,
wie es sich für einen grösseren Herren gehört,
über seinem Kopf sei ein Reetdach aus Wasser,
unter seinen Füßen /seien/ Dielen aus Wasser!'

In seinem fragmentarischen Gedicht "Szól a szája szólítatlan" 'Sein Mund spricht unangesprochen' beschreibt er seine klägliche Lage, seine Leiden, und er versucht mit zauberspruchartigen Versen seine Qual zu bekämpfen:

Szól a szája szólítatlan
gondja kél a gondolatban
erölködik ám az erkölcs
zsigereim zslugorgatja
ne bolondozz a belemben
ne kopogj a kebelemben
habos vesémet ne vesd ki
ne lankaszd a lábaimat
ne szakaszd a száraimat
ne kanyarogj a karomban
ráncom-redőmben ne rejtezz
ne lúgosítsd a savamat
ne szorongasd a szavamát
ráncom ne rángasd, redőmben ne rejtezz
ne torlaszd el a torkomat
ne lapulj meg a lépemen
ne kiáltozz a képemen
csigolyáim ne csikorgasd
fürtöm tövét ki ne forgasd
Mintha égnék, láng jár végig
lábujjamról lobog végig
ne nyisd meg az oldalamat
Kicsurran a forró kőnek
vasból való váladáka.

'Sein Mund spricht unangesprochen
seine Sorge entspringt seinen Gedanken
die Moral strengt sich an
verkrampft meine Eingeweide
alber nicht in meinem Darm herum
klopf nicht in meiner Brust
wirf meine schaumige Niere nicht aus

erschlaufe meine Beine nicht
zerreisse meine Schenkel nicht
kurve nicht in meinem Arm herum
verbirg dich nicht in meinen Falten-Runzeln

verlaufe meine Säure nicht
schnüre meine Worte nicht ein
zupfe nicht an meinen Runzeln, verbirg dich nicht in meinen
Falten

dämme meine Kehle nicht ein
duck dich nicht an meiner Milz
schreie nicht aus meinem Gesicht
knirsche nicht mit meinen Wirbeln
drehe nicht die Wurzel meiner Locken heraus

Als ob ich brannte, laufen Flammen an mir entlang
von meinen Zehen löht es aufwärts

Öffne meine Flanke nicht

Das eiserne Sekret des heissen Steines
tröpfelt heraus.'

Der einzige unter den modernen ungarischen Dichtern, der die alten finnisch-ugrischen Folklore-Traditionen in seine dichterische Schöpfung bewusst einbaut, ist Ferenc Juhász, einer der bedeutendsten Vertreter unserer modernen Literatur. Seine Dichtung ist sowohl in der Form wie auch inhaltlich von dem Kalevala und den obugrischen Heldenliedern und mythologischen Sagen beeinflusst. Schon in seinem ersten grossen Werk, im Epos "Apám" 'Mein Vater', sind die charakteristischen Züge des Kalevala-Metrums zu erkennen: 8-9-silbiger Vers, unregelmässiger Rhythmus, suffixale Reime, Parallelismus, z.B.:

Vele soha nem fáradtam,	'Mit ihm wurde ich nie müde,
vele csak vidám maradtam,	mit ihm blieb ich immer fröhlich
vasárnap, ha egész estig	sonntags, wenn wir bis zum Abend
ástuk a zöld-inas kertet,	den grün-berankten Garten gruben
vágtuk a fát, főlőpörtünk...	Holz hackten, im Hof fegten...'

In seinem anderen Epos, "Anyám" 'Meine Mutter', zeugen wieder formale Eigenschaften vom Einfluss des Kalevala:

S lejjebb, ahogy őt idézem,
ahogy a halottat nézem,
a szemfedő-homály alatt,
cérna-csipke égbolt alatt,
cérna-csillagok, virágok,
cérnacsipkézet-páfrányok...

Aztán földbe eresztettek,
aztán földdel betemettek.

'Und weiter unten, wo ich sie beschwöre,
wo ich die Tote anschau,
unter der Leichentuch-Düsternis,
unter der Zwirn-Spitze-Himmelsfeste
/sind/ Zwirn-Sterne, Blumen,
Zwirn-Zacken-Waldfarne...

Dann liessen sie dich ins Grab /in die Erde/
dann schütteten sie dich mit Erde zu.'

In den epischen und dramatischen Teilen des sog. Szarvas-ének /Das Rufen des in einen Hirsch verwandelten Jünglings aus dem Tor der Geheimnisse/, dessen Thema auch Béla Bartók in seiner Cantata profana bearbeitet hat, sind formale Züge des Kalevala zu erkennen:

A fiú ezt meghallotta,
fejét hirtelen fölkapta,
szimatolt tág orr-vedrekkkel,
fülelt erezett fülekkel,
siró hangra egész testtel,
mint vadász nyálkás léptére,
erdőtűz kondor füstjére...

Als der Sohn hörte das Rufen,
auf hat er das Haupt geworfen,
witterte mit weiten Nüstern,
mit pulsierenden Nasenflügeln,
lauschte mit gespannten Sehnen,
Aderohren auf das Flehen
wie auf dumpfe Jagdgeräusche,...

Amikor a tóhoz érne
ránéz holdfényes vizére:
vizben remeg holdas bükkfa,
tóból szarvas néz rá vissza...

Bis zum Seeufer hin rast er,
schaut dann ins mondhelle Wasser:
Buchen zittern, mondbehängen,
aus dem See Hirschaugen starren!

feje agancsot rügyedzett,
csontág csontot leveledzett,
arcát állig szőr borítja,
ferde-vágatú orrlikja...

auf dem Kopf wuchs Geweihfülle,
Bein-Geäst hat Bein getragen,
das Gesicht bedeckt mit Haaren,
schräg geschnitten seine Nase.

hullatna fiúi könnyet,
nem-látni fűj vízi-szörnyet,
hogy a szuszogás-örvényben
megragyognak vízi-éjben
virág-uszonyú halacskák,
buggyant-szemű gyémántocskák.

tränenvoll sind seine Augen,
muss das Schreckensbild zerschrauben,
dass die Wasserwirbel spritzen,
in der Wassernacht aufblitzen
blumenflossige Seetiere,
kulleräugige Sapphire.

Neben den Parallelismen, die die erwähnten Werke Juhász' überziehen, findet man zahlreiche Alliterationen, etymologische Figuren, bzw. Paronomasien, z. B.:

A l l i t e r a t i o n e n :

vak viaszgyökérgubancok,
viasz-vályuk, viasz-ráncok,
kezek, karmok, viasz-lángok,
kő-szavak, értem-kiáltók;

'blinde Wachswurzelzotteln,
Wachs-Mundel, Wachs-Runzeln,
Hände, Krallen, Wachs-Flammen,
Stein-Worte, nach mir rufende;'

kapaszkodó sárga kezek,
kő-karmú kristálygyökerek;

'klammernde, gelbe Hände,
stein-krallige Kristallwurzeln;'

kő-kereszttek, kő-kaktuszok

'Stein-Kreuze, Stein-Kakteen'

**e t y m o l o g i s c h e F i g u r , b z w . P a r o n o m a -
s i e n :**

vak mészkőhab-kőgolyókra
kövesedett kőhabrózsa;

'auf blinde Kalksteinschaum-Kugeln
sich versteinernde Steinschaum-Rose;'

fojtsátok a Fojtó Angyalt 'würget den WÜRGENDEN ENGEL'
 csontág csontot leveledzett 'Knochen-Zweig hat knochen ange-
 setzt'
 fülelt erezett fülekkel 'er horchte mit Aderohren'
 D i m i n u t i v a : halacskák 'Fischlein', gyémántocskák
 'kleine Diamanten'.

Ein Rezensent seiner Gedichtbände stellt richtig fest:
 "In den tiefsten Schichten der Form-Vision findet man die dichterische Manifestation eines magischen Weltbildes. Im Zentrum des Gedichtes, wie z. B. auch im Gedicht "A varázsló éjszakája" 'Die Nacht des Zauberers', steht der Befürworter der Gemeinde, die sich mit den Obrigkeiten der Natur im unmittelbaren Kampf befindet. Juhász - wie ein richtiger poeta doctus - erforscht die rekonstruierbaren Sagen der wogulischen, ostjakischen, finnischen Zauberer, die Heldenlieder, die Bärenlieder, sowie die alte ungarische Volksdichtung und schöne Literatur. Auf die primitive Grundsicht wird ein höher entwickeltes Weltbild - das der Mythologie und Religion - aufgebaut."

In seinen apokalyptischen Werken trifft man oft die Gestalten der wogulisch-ostjakischen Volksdichtung und Mythologie, z. B. in seinem Prosa-Gedicht "A költészet és a jövő" 'Dichtung und Zukunft'. Hier reihen sich der "Hüter der Welt", der "Stadtfürsten-Alte", der "Sieben-Zobel-hohe-kupferne-eiserne Unhold", der "Höhlen-Alte"/dies ist einer der totemistischen Namen des Bären/, der "Gehörnte-Rentierstier-gestaltige-Fürstenheld", der "Knochige-Ren-Stier-gestaltige-Fürstenheld", Torem, der oberste Gott der Obugrier, zu Christus, Gott und Buddha. Auch eine der im Kalevala zahlreichen Sagen über die Erschaffung der Welt darf nicht fehlen. Vergleichen wir die entsprechende Stelle im Kalevala und das Motiv bei Juhász:

Nicht verschlingt der Schlick die Eier,
 nicht verschluckt die See die Stücke;
 Sie verwandeln sich zum Guten,
 schön gestaltet alle Stücke:
 Aus des Eies untrer Hälfte
 wird die Mutter Erde unten,
 Aus des Eies oberer Hälfte
 wird der hohe Himmel oben;

Aus dem obren Teil des Gelbeis
 wird die Sonne weithin strahlend,
 Aus dem obren Teil des Weisseis
 wird der Mond mit mildem Glanze;
 Was gesprenkelt in dem Ei ist,
 wird zu Sternen hoch am Himmel,
 Das, was dunkel in dem Ei ist,
 wird zu Wolken in den Lüften.

Bei Juhász:

Ég-leány-szél-től-viz-től-teherbe-esett Vizanya-akinek-térdén-egy-
 kacsá-fészket-rakott-s- abban-hat-aranytojást-tojt-ott-kotlott-
 költött-a-ruca-amig-a-Vizanya-térde-mint-izzó-szén-térdén-rándit-
 -s-a-tojások-a-tengertajtékba-hullanak--cserepekre-törve-tojás-
 -alsó-fele-lesz-föld-tojás-felső-fele-lesz-ég-sárgája-felső-fele-
 -lesz-nap-fehérje-felső-fele-lesz-hold-tojástarkája-lesz-csillag-
 -feketéje-felhő...

'Himmelstochter, vom Wind und vom Wasser geschwängerte Wasser-
 mütter, auf deren Knie eine Ente nistete und darin sechs goldene
 Eier und ein eisernes Ei legte, dort gluckste und brütete die
 Ente bis die Wassermutter - ihr Knie glühender Kohle ähnlich -
 am Knie zuckt und die Eier fallen in den Meeresschaum, in Scher-
 ben zerbrechend, untere Hälfte des Eies wird Erde, obere Hälfte
 des Eies wird Himmel, obere Hälfte des Dotters wird Sonne, obere
 Hälfte des Weissen wird Mond, das Bunte des Eies wird Stern, das
 Schwarze Wolke ...'

Kapitel 5 und 6 des Werkes "A szent tüzözön regéi" 'Die Sa-
 gen der heiligen Feuerflut' sprechen vom Numi-Porem, dem Gott
 der Obugrier. Der Dichter verwendet die Elemente der alten un-
 garischen und der finnisch-ugrischen Mythologie. Zum Beispiel
 treten Xul-atér, der Teufel der obugrischen Glaubenswelt, der
 Herr der Welt, die Urmutterschwein-Frau auf, deren Erwähnung
 durch die Assoziation von ung. Emese /Mädchenname/ und emse
 'Muttersau' eine totemistische Bedeutung bekommt. Die Vermischung
 der heidnischen und christlichen Motive ist für Juhász ebenso
 typisch wie für das Kalevala. Auch die aus dem Alltag der Ob-
 ugrier erwähnten Gegenstände, wie z. B. "Fischfett", "Stör-Fell-
 Zelt", "das Sieben-Schichten-Pappel-Floss", usw. beweisen, dass
 Juhász die inhaltlichen und formalen Züge der Folklore souverän
 beherrscht.

Die Dichtung Juhász' hat eine neue Welt für die Poesie ent-
 deckt. Die oben zitierten Proben aus seinen Gedichten bedeuten
 nicht nur thematisch, sondern auch in ihrer sprachlichen Formu-
 lierung etwas Neues. Juhász folgt auch in diesem Sinne der ob-
 ugrischen Volksdichtung, besonders was die Attribut-Gruppen be-

trifft. Er weicht aber insofern von der Folklore ab, als er überwiegend impertinente Attribute verwendet, die etwa 70% des gesamten Attributsbestandes darstellen. "Die ungarische Sprache begünstigt mit ihrer Möglichkeit, umfängliche Wortverbindungen herzustellen, und mit ihrer Grammatik der Appositionen den ständigen Höhenflug, die drängenden Metaphern und Bilder, die Ekstase als Form", schreibt Paul Kruntoradin seinem Nachwort zum deutschsprachigen Gedichtband von Juhász.

Zum Schluss möchte ich ein längeres Zitat aus den "Sagen der heiligen Feuerflut" bringen, das uns optimistisch stimmen soll:

Tórem,
a világ ura.

Mosolygott
a vén isten, mosolygott,
mert Hul-atért akarta megölni szive szent tüzével,
a Hul-atér-lakta-földet akarta elmosni
szent, szent, szent Tüzözönnel,
szent, szent, szent Tüzözönnel,
Hul-atért, az ősgonoszt!

Mosolygott,
mert látta azt is Tórem,
hogy a szent lángcsipke-ágaskodás tetején,
a bősült szent tűzcsipke-tajtékezés tetején,..
az örvongő szent lánghab-örvénylés tetején...
... egy hétrétegű nyárfa-tutaj libeg,
hétrétegű tutaj hánytörög.

A tutajon tokhalbőrből hétrétegű sátor.
A tutaj négy sarkán négy óriás-hordó,
a hordókban tiszta, kövér halzsir.

És a tutaj hasára kötött szent Megtartó-kötél,
a tiszta fűzfa-gyökérből font óriás köldökzsínór
a csipketéboly-Tüzözönbe merülve
éghetetlenül és lángtalanul feszül,
a lánggal-beköpött szent Föld-Anya-hasába gyökereztetett
szent fűzfagyökérből-kötött Megtartó-kötél,
a szent zöld köldökzsínór
a Föld hasából feszesen kinyúlik,
nem fogja tűz,
nem fogja láng,
nem rágja azt a Tüzözön szent sáska-fogsora!..

'Tórem,
der Herr der Welt.

Lächelte
der alte Gott, lächelte,
weil er mit dem heiligen Feuer seines Herzens
Hul-ater töten wollte,
die von Hul-ater bewohnte Erde wollte er vernichten
mit heiliger, heiliger, heiliger Feuerflut,
mit heiliger, heiliger, heiliger Feuerflut
Hul-ater, den Erzbösen!

Tórem lächelte,
weil er auch gesehen hat,
dass auf den heiligen Flammenspitzen,
auf dem wütend-heiligen Feuerspitzengischt,
auf dem tobend-heiligen Flammenschaum-Wirbel ...
... ein Sieben-Schichten-Pappel-Floss schwebt,
ein Sieben-Schichten-Floss schwimmt.

Auf dem Floss ein Sieben-Schichten-Zelt.
In den vier Ecken des Flosses vier Riesenfässer,
in den Fässern reines, dichtes Fischfett.

Und das an den Bauch des Flosses angebrachte
heilige ERHALTENDE Seil,
die reine, aus Birkenwurzeln geflochtene riesige Nabelschnur
spannt sich versinkend in die Spitzen-Wahn-Feuerflut
unbrennbar und flammlos,
das flammenbespuckte heilige
im Bauch der heiligen Erde-Mutter wurzelnde,
aus heiligen Birkenwurzeln gesponnene ERHALTENDE Seil,
die heilige grüne Nabelschnur
ragt gespannt aus dem Bauch der Erde,
fängt nicht Feuer,
fängt nicht Flammen,
die heilige Heuschrecken-Zahnreihe der Feuerflut
kann sie nicht durchbeißen ..' .

Literatur

R. Austerlitz: Ob-Ugrian Metrics.- FF Communications; 174.-
Helsinki, 1958

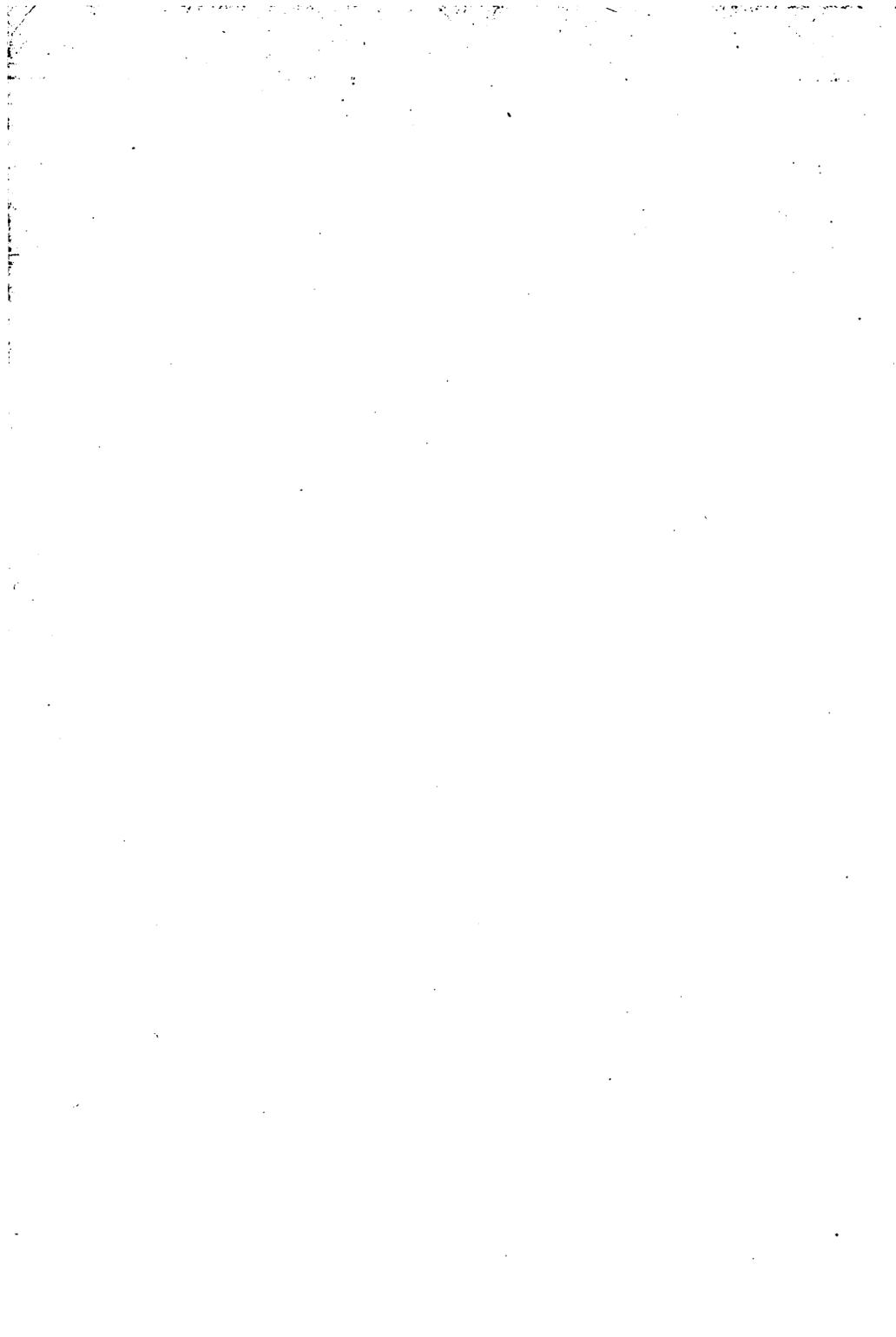
Gábor Bonyhai: A Szarvas-ének szerkezeti elemei. Kritika, 1968

Cheremis folksongs.- László Vikár and Gábor Bereczki /Eds./.-
Budapest, 1971

András Diószegi: Juhász Ferenc, a megújító.- Kritika.- Buda-
pest /1966/ 4.- S. 23-32

- Péter Domokos: A finn irodalom fogadtatása Magyarországon.- Budapest, 1972
- Péter Domokos: A Kalevala és Magyarország.- In: V. Kaukonen: A Kalevala születése.- Budapest, 1983.- S. 234-51
- Dávid Fokos: A "figura etymologica".- Magyar Nyelvőr 60-61
- D. Fokos: Die etymologischen Figuren der finnisch-ugrischen Sprachen.- Ungarische Jahrbücher XII.- 1932.- S. 70-89
- János Gulya: Gyarmathi Sámuel.- Budapest, 1978
- Sámuel Gyarmathi: Affinitas lingvae hungaricae cum linguis fennicae originis grammaticè demonstrata ...-Göttinga, 1799
- Ferenc Juhász: Gedichte.- übertragen von Paul Kruntorad, Martha und István Szépfalusi.- Frankfurt am Main, 1966.- 509 S.
- Kalevala.- Ford. Rác István.- Budapest, 1980
- Géza Képes: Az idő körvonalai.- Budapest, 1976
- György Lakó: Sajnovics János.- Budapest, 1973
- Leszállt a medve az égből.- Vogul népköltészet.- Budapest, 1980
- V. Kaukonen: A Kalevala születése.- Budapest, 1983
- Medveének.- A keleti finnugor népek irodalmának kistükre.- Budapest, 1975
- Bernát Munkácsi: Vogul népköltészeti gyűjtemény I.- Budapest, 1892
- János Pusztay: Az "ugor-török háború" után.- Budapest, 1977
- János Pusztay: Finnisch-ugrische Traditionen in der modernen ungarischen Lyrik.- In: Südosteuropa-Jahrbuch 11, 1978.- S. 91-9
- János Pusztay: Finnugor Hagyományok a magyar irodalomban.- Magyartanítás /1985/ 4.- S. 154-67
- János Sajnovics: Demonstratio Idioma Ungarorum et Lapponum idem ess.- Hafniae, 1770
- Wolfgang Steinitz: Der Parallelismus in der finnisch-karelischen Volksdichtung.- 1934
- Wolfgang Steinitz: Zur ostjakischen und wogulischen Volksdichtung.- In: W. Steinitz: Ostjakische Volksdichtung und Erzählungen. Teil 2.-Stockholm, 1941

Aus der Handschriften- und Nachlaßsammlung
der Fachbibliothek Finnougristik an der HUB



Robert G r a g g e r

Die jüngste ungarische Dichtung

(Aus dem Gragger-Nachlaß)¹

Es sind sehr viele Werke über die ungarische Literatur veröffentlicht worden. Trotzdem ist in dem großen Buche, genannt Weltliteratur, die ungarische Dichtung noch ein ungeschriebenes Kapitel. Und doch - soll die Bezeichnung "Weltliteratur" nicht nur ein Sammelname sein, sondern etwas Organisches bedeuten - darf dann in diesem System ein Faktor ohne Platz und Rang bleiben? Oder lohnt es sich etwa nicht, sich damit zu befassen? Haben denn kleinere Literaturen [nicht]² mehr Berechtigung als kleine Dichter?

Es ist wohl verständlich, wenn so stark national geprägte Werte, wie es die Literaturen sind, nur schwer in objektiver Weise ihren Platz erhalten. Noch schwieriger wird es, wenn es sich um kleine Literaturen handelt, deren Sprache selbst gänzlich unbekannt ist. Gar selten findet sich ein Schriftsteller mit weltliterarischem Blick, der sich der Mühe unterzöge, einen Weg zu bahnen in so fragwürdige und geringe Bergwerke, da doch so viele reiche, riesenhafte Schächte vor seiner Lampe offen stehen. Den Weg in die kleinen Schächte pflegt meist nur politische oder Rassensympathie zu finden, und diese ist kein literarischer, noch viel weniger ein weltliterarischer Führer; vielmehr erreichen ihre kritiklosen Lobreden meist das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung.

Von Übersetzungen ist in dieser Beziehung kein Heil zu erwarten. Es ist bekannt, wie selten gute poetische Übersetzungen sind. Sie entstehen nur bei großem Kraftüberschuß und bedeuten einen wahren literarischen Luxus.

Und selbst die beste Übertragung kann nicht dem Zwecke der Feststellung des dichterischen Wertes dienen, denn sie ist stets ein Amalgam, in dem das Werk des Dichters von dem des Übersetzers durch keine Analyse zu scheiden ist. Und außerdem: finden gerade die repräsentativen Werke Übersetzer? Sind diese Übersetzer nicht vielmehr zufällige Führer: zufällige Bootsleute auf dem großen Grenzstrom, auf dem keine Fähre regelmäßig verkehrt? "Die Donau ist hundert Meilen", sagte man früher. Und wenn erst Eistreiben auf ihr ist, wie zu Zeiten nationaler Antipathien!

Die ungarische Literatur zählt auch in dieser Beziehung nicht zu den glücklichen. Ihre Übersetzer waren Ungarn, die das Deutsche meist ungenügend beherrschten, sodaß der Leser ihrer Übertragungen fortwährend über stilistische Hindernisse und Unebenheiten stolpert.

Wohl spricht man vom Weltruhm einiger ungarischer Schriftsteller. Doch dieser Ruhm bringt ihre dichterische Persönlichkeit dem wahren Verständnis der Welt kaum erheblich näher, als wenn sie völlig unbekannt geblieben wären, denn ihr Weltruhm ist nicht viel mehr als die Gesamtheit von Mißverständnissen, die an ihren Namen haften.

Alexander Petöfi, den ein Mann von literarischem Urteil, Hermann Grimm, unter die fünf größten Dichter der Weltliteratur zählte, ist wohl die am meisten mißdeutete Gestalt der Weltliteratur. Jener romantische Schablonenheld, den man in Petöfi zu loben pflegt, ist nichts als eine typische Legende, nicht aber der Dichter selbst. Einen Freiheitshelden, ein romantisches Leben sieht man in ihm. Nur die Romantik sieht man da, nur das Asien (vielleicht begeistert, vielleicht froh über ein Stückchen europäisches Asien) in Ungarn, das so inbrünstig [sich] sehndend Europa sein will. Heine, Körner, Edgar Poe, und wie viele noch sehen nur das Ferne, die turanische Rasse, die exotische Umgebung, die ihre Freiheitslust, ihre Abenteuerfreude, ihre große Naturverehrung, ihre Sehnsucht nach dem Märchenhaften und Phantastischen reizen und anziehen. Petöfis Größe aber, das Auge, das Gemüt, die ganze frische, einfache, gesun-

de Seele dieses großen Kindes, den wundervoll scharfen und selbstverständlichen Naturalismus des jungen Sehens und Betrachtens, wo ahnt man dies alles, wo bekümmert man sich darum?

//

Und doch sind die Petofi'schen noch die am leichtesten zu übersetzenden ungarischen Dichtungen: lauter Einfälle und so

(Manuskript Seite 5 fehlt)

Weltruhm der anderen Großen, unter ihnen die Allergrößten? Johann Arany, einer der größten Dichter in der Weltliteratur des 19. Jahrhunderts, konnte nie den Weg zum Interessé des Auslandes finden; Vörösmarty wurde kaum übersetzt, [Kemény, Katona, Bötvös] der Lyriker [Berzsenyi, Kölcsey, Csokonai, Balassa]³ gar nicht zu gedenken. Dagegen herrscht Überfluß an Übersetzungen unbedeutender Werke, für die ihre unbedeutenden Verfasser selbst zu sorgen sich beeilt haben.

Erhält man auf diese Weise nicht ein Zerrbild der ungarischen Literatur? Und die Verzerrung wird fast als unumgänglich, als notwendig erscheinen, wenn man bedenkt, daß gerade die größten Dichter am schwersten zu übersetzen sind. Jede Kunst ist um so wertvoller, je nationaler, je differenzierter sie ist nach allen Richtungen, auch nach der nationalen hin. Und die Literatur, diese Kunst der Sprache, ist um so wertvoller, je nationaler ihre Sprache ist, je idiomatischer sie ist im etymologischen Sinne dieses griechischen Wortes. So nimmt es nicht wunder, daß die leicht übersetzbaren Werke meist einen ganz anderen, nicht speziell literarisch-künstlerischen Wert besitzen, wenn sie überhaupt wertvoll sind. Man erhält ein falsches Bild von dem Werte der betreffenden Literatur, wenn man die Gesamtheit dieser Werke als ihre charakteristischsten Vertreter annimmt.

Die Verschiebung der Werte wird am besten daran gezeigt, wie die jetzige ungarische Literatur am Weltmarkte gestempelt ist. Die ungarischen Romane und Schauspiele finden den Weg ins Ausland, bringen dem Verfasser dort Ruf⁴ und Geld. Aber selbst,

wenn man von diesen Erfolgen diejenigen abzieht, die durch Zufall, Geld und Verbindungen erreicht wurden - könnte jemand behaupten, daß es die repräsentativen Werte sind, die diesen Weg in die weite Welt gefunden haben? Sind es nicht vielmehr die leichten Waren, Einfall-Werke, Erzeugnisse äußerlicher Technik? (Mit allem in der Literatur, was nicht äußerlich ist und nicht Technik, hat der Genius der Sprache etwas gemein, und das ist unübersetzbar.) Die neuen ungarischen literarischen Erfolge sind in der Tat zumeist Technik-Erfolge. Damit verbreitet sich nun infolge einer erklärlichen und entschuldbaren Verallgemeinerung die Auffassung, die ungarische Literatur sei irgend eine äußerliche Technik-Literatur, eine großsprecherische Literatur, die wenig wirklichen innerlichen Wert besitze. Eine Parvenü-Literatur, hervorgegangen aus vorzüglichen europäischen Schulen, die sich alle wirksamen Ausdrucksmittel des Neo-Europäismus angeeignet hat, aber noch nichts Tiefes, Eigenes, das nur durch eigene lange Entwicklung und Überlieferung geschaffen wird.

Daß das Urteil bei der Unkenntnis der eigentümlichen Werke der Literatur und bei der unnatürlichen, weil nicht auf literarischen Werten und Kräften beruhenden Auswahl ganz einseitig und ungerecht sein muß, ist verständlich. Nur ein sehr auffallendes Argument möchte ich erwähnen. Jede Literatur erleidet in der Übersetzung (neben anderen) eine Verschiebung der Dichtungsarten: die Lyrik verliert von ihrer Wirkung gegenüber dem Roman und dem Drama. Kann man aber behaupten, daß die Lyrik in der Weltliteratur eine weniger bedeutende Dichtungsart sei? Die Lyrik ist die Seele jeder Literatur. Und wie sieht es z. B. mit den deutschen Lyrikern, etwa Mörike, in Übersetzungen aus? Oder kann man sich z. B. die englische Literatur und das Erfassen ihrer Stellung in der Weltliteratur denken ohne Kenntnis Shelleys? Und wer glaubt nun einen solchen Lyriker aus Übersetzungen kennen zu lernen? Lyrik ist im allgemeinen unübersetzbar, und es gibt Lyriker, die par excellence nicht zu übersetzen sind, so Shelly, (aber so auch Arany und Vörösmarty). Ebenso wie man deshalb den weltliterarischen Wert Shelleys nicht

in Zweifel ziehen kann, so darf man auch nicht a priori sagen, daß z. B. Arany und Vörösmarty keinen weltliterarischen Wert haben, nur deshalb, weil sie außerhalb ihres Landes infolge ihrer Unübersetzbarkeit nicht bekannt werden konnten. Die ungarische Literatur, seit sie überhaupt eine geschriebene Literatur ist, schaltet sich in die europäische Literatur ein, in jene einheitliche Kulturströmung, die, vom griechischen Volke ausgehend, zuerst die Gestade des Mittelländischen Meeres umfloß und dann dem Norden zu, in neue, frische Rassen sich verpflanzend, Früchte trug, wie der alte Baum in neuer Erde.

Seit acht Jahrhunderten nimmt die ungarische Literatur bereitwillig all jene Einflüsse auf, die den übrigen europäischen Literaturen ihren jeweiligen Charakter gaben. Darum ist sie in allen ihren Gliedern ein Teil jener Geschichte der großen europäischen Überlieferung. Im Mittelalter macht sie die Selbstkasteiungen der Heiligen mit und träumt danach die Träume der Mystiker.

Bei dem großen europäischen Aufatmen, der Renaissance, ist der Ungar der erste einer, denen sich jenes tiefe und lange Aufatmen entringt, wie es sich mit der Ungewolltheit eines Reflexes auslöst von einem Volke zum andern. Ihren charakteristischsten Ausdruck findet die Renaissance weniger in dem Quattrocentohof des Matthias Corvinus als in dem lebensvollen, graziösen Lyriker Valentin Balassa.

Die vernunftmäßige Rückwirkung, die Reformation, brachte neue Kulturbände, vielleicht die stärksten, denn sie reichten in die tiefsten Tiefen des Volkes. Calvins Reformation, die den katholischen Himmel entnücherte und die Seelen sauber scheuerte, eroberte das Land in einigen Jahren. Noch heute nennt man in Ungarn die calvinistische Konfession die ungarische. Sie entsprach am besten dem Ungarn, der vor allem nicht ekstatisch ist.

Nun mochten die tiefen Risse kommen, die jahrhundertelangen Türkenkämpfe. Der ungarische Geist folgte den westlichen Kulturströmungen, der Reformation, der Gegenreformation, wie der Schiffer der aufleuchtenden Strahlengarbe eines Leuchttur-

mes. So blieb es auch in jener Periode der Erschöpfung, die auf die Türkenkriege folgte, als die Literatur selbst in Ohnmacht zu liegen schien. Es war damals freilich nur ein Tasten im Dunkeln, bis es dann, zur Zeit Voltaires, gelang, die Verbindung mit dem Westen wieder enger zu knüpfen. Unerhörte Anstrengungen machte die ungarische Sprache, diese einzige bedeutende nicht indogermanische Literatursprache in Europa, um die Worte ihres Jahrhunderts nachzusprechen. Diese Anstrengungen waren durchaus bewußte. Und das ist ein eigenes Kapitel der Weltliteratur, wie sich die neuauflebende ungarische Literatur im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert mit vollem Bewußtsein und den ernstesten Ansprüchen zur Teilnahme an der Weltliteratur anmeldete. Die ungarische Literatur hatte ein lebendiges weltliterarisches Gewissen, und dieses wurde ihr Erzieher, denn der beste Erzieher ist das Gewissen.

Die Dichter waren sich ihrer Zugehörigkeit zur Weltliteratur bewußt. Das zeigt sich an ihrer Bildung, ihrer Lektüre, ihren Schriften. Sie knüpfen an an die edelsten Überlieferungen der Weltliteratur, an Shakespeare, Goethe und Schiller, an die alten Klassiker.

Wie sehr die Tradition in der ungarischen Literatur jetzt durchwegs europäische Überlieferung ist, zeigt sich darin, daß sie in Zeiten der Inertie stets in einen gewissen farblosen Kosmopolitismus verfällt. Deshalb scheint die jüngste ungarische Literatur europäischer als die ältere. In Wahrheit ist sie nur farbloser.

Eine neue Anstrengung, starke, neue Töne anzuschlagen, ist nicht unternommen worden oder doch nicht mit genügend Ausdauer und Erfolg. Die alten nationalen Gruben⁵ fanden immer hervorragende Bearbeiter, wie Mikszáth, wie Gárdonyi und die neueren; aber tief-europäisch gebildete Dichter, wie die früheren Großen, waren kaum da. Solche nämlich, die die europäische Kultur intensiv durchlebend und gründlich besitzend aus deren farblos gewordenen Formen Neues schaffen könnten, hat Ungarn jetzt nur wenige.

Die jüngste ungarische Literatur [ist] nicht so wie sie sein könnte und sein müßte. Nicht, daß es an Talenten mangelte. Viele werden fruchtbar an der ungarischen Erde und an dem Volk, das sie bewohnt und an seiner markigen Sprache.

Andere verfolgten mit Gier, was im Auslande hervorgebracht wird, sie destillieren Fremdes, setzen Eigenes hinzu; es wird auch so ein ungarischer Trank daraus. Die Literatur aber krankt an den wirtschaftlichen Verhältnissen derer, die zu ihrer Pflege berufen wären. Genügsam in einer Dachstube zu wohnen und für die Kunst zu hungern liegt nicht im Charakter der modernen Schriftsteller. Die meisten ungarischen Schriftsteller wandten sich also dem geldbringenden Journalismus zu, und der tägliche Zeitungsfrohndienst läßt die Talente nicht zu gesammelter Arbeit kommen. Franz Molnár kennzeichnet diese unruhige Lage in einer Skizze, in der ein Schriftsteller sich vornimmt, seine dichterische Idee zu einem großartigen Roman zu gestalten, hierauf - ach was - will er daraus eine längere Novelle bauen, dann einen Einakter, - zuletzt mangels Stoffes für die journalistische Tagesarbeit schreibt er - hol's der Teufel - ein Croquis, daraus. - So machen es die meisten.

Ich möchte Sie, meine Herren, nicht mit einer Nomenclatur ermüden, werde daher weniger auf einzelne Gestalten, als auf die Hauptzüge der Entwicklung eingehen.

Die moderne erzählende Literatur ging in Ungarn weniger von den klassischen Meistern des ungarischen Romans aus, als von dem volkstümlichen Maurus Jókai. Seine bewegliche, unruhigere, zu Extremen neigende Natur war dazu berufen, zu den breiten Schichten seines Volkes, besonders auch zu den Frauen, zu sprechen. Er war stets ein Schriftsteller, der nur von seiner Feder lebte, und das führte ihn - wenn auch ungewollt - dazu, Volkstümlichkeit zu erstreben, führte ihn zur Annäherung an den Geschmack der Massen, zur Überproduktion. In Jókai verwirklichte sich schon der Typ des modernen Journalisten-Schriftstellers. Seine größere Verbreitung im Auslande erklärt sich zum Teil aus diesem Umstande.

Die Entwicklung der Tagespresse erhob sich in den achtziger Jahren zu entscheidender Wichtigkeit. Sie brachte es mit sich, daß der Schriftstellertyp von der Art Jókais sich weiter ausbildete, nämlich zu einem Typ, der vor allem für den Tagesverbrauch der Presse arbeitet, in der Art seiner Arbeit mit den Wünschen der Tagespresse rechnet.

Der typische Schriftsteller der Zeit ist nicht mehr jener, der wie Gottfried Keller in einem Amte sitzt und nur die Stunden der Muße zur schriftstellerischen Arbeit verwendet, sondern jener, der aus [= von] der Literatur leben will und, wenn er einen Beruf wählen soll, sich am liebsten dem seiner Tätigkeit am nächsten stehenden Journalismus widmet.

Mit den literarischen Bestrebungen dieser Generation der achtziger Jahre fällt der Aufschwung des ungarischen Städtelebens und das Ungarischwerden der großen Massen der Stadtbevölkerung zeitlich zusammen. Eine bezeichnende Erscheinung dieses letzteren bedeutenden historischen Vorganges ist eben, daß während die ungarischen Schriftsteller früherer Zeiten fast ausschließlich dem urwüchsig echten Ungartum entstammten, gerade die besten Schriftsteller der achtziger und neunziger Jahre zum großen Teile aus deutschen oder deutschsprechenden jüdischen Familien hervorgingen und entweder in eigener Person oder in der Generation ihrer Väter oder Großväter sich dem Ungartum angeschlossen hatten.

Durch diese Veränderung verlegte sich der Schwerpunkt der ungarischen Kulturbestrebungen vollkommen. Die älteren Bestrebungen hatten sich fast ausschließlich auf den Adel der Dörfer und dorfähnlichen Kleinstädte und auf die intelligenteren Elemente des Volkes gestützt und auch auf diese zu wirken gesucht. Die neueren Kulturbestrebungen dagegen rechneten schon vornehmlich mit der Stadtbevölkerung, umsomehr, als die Stadtbewohner bereitwilligere, unmittelbarere und schnellere Verbraucher jeder Kulturproduktion sind, und weil jeder kulturelle Fortschritt durch die Stadtbewohner in die Dörfer sickert.

Die Umwälzung des ungarischen Lebens und der sozialen Stellung des Schriftstellers machte sich notwendigerweise auch in der Literatur fühlbar. Die allgemeine Entwicklung der Kultur, die immer enger gewordenen wirtschaftlichen Verbindungen und die Vermittelung der höher entwickelten Presse brachten den beweglichen, allen Einflüssen zugänglichen Teil des Ungartums in immer engere Gemeinschaft mit den Geistesströmungen der westlichen Völker. Dazu kam, daß auch die Literaturen Europas in heftiger Gärung und Bewegung standen. Damals erkämpfte der französische Naturalismus seine vergänglichlichen Siege, damals

drangen wuchtig die russischen Schriftsteller in Europas Bewußtsein ein, damals trat auch der skandinavische Geist in die Gemeinschaft der Völker und bewirkte besonders durch Ibsen eine Umänderung der Form des Dramas. Diese Einflüsse, die in jeder europäischen Literatur mehr oder weniger zu verspüren sind und die in der deutschen Literatur einen wahren Umsturz hervorgebracht haben, waren von tiefwirkendem Einfluß auch auf die ungarische Literatur. Die ganze literarische Produktion, der Zweck und der Stil der literarischen Bestrebungen veränderten sich von Grund auf.

Während der Schwerpunkt der früheren literarischen Entwicklung vorwiegend auf den Vers fiel, neigte er sich in der neueren Literatur hauptsächlich dem Roman und dem Drama zu. Die Beispiele Jókais und der ausländischen Literaturen hatten bewiesen, daß man durch den Roman und das Drama am leichtesten dem Publikum nahekommen kann und diese beiden die meisten moralischen und materiellen Erfolge bieten; also warf sich der größte Teil der Talente darauf. Der Vers wurde zum literarischen Luxusartikel neben dem Roman und dem Schauspiel als täglichem Lebensbedarf. Mit dem Realismus der Zeit, der mit dem Pathos der Romantik, ihrer breiten Farbenanwendung und ihren heftigen, großen Linien ganz und gar zu brechen suchte, kamen die Probleme der enger begrenzten Kreise des Privatlebens in sozial und psychologisch vertiefter Zeichnung zur Herrschaft. Bei Jókai hatte der Roman immer noch einen Hintergrund des großen öffentlichen Lebens, Arany's Poesie war noch in ihren Hauptzügen historische und patriotische Dichtung. Von den achtziger Jahren angefangen bleibt dieser Hintergrund: das historische und politische Problem immer mehr weg, und das Gewicht fällt auf die Darstellung des einzelnen Menschen, seines Lebens, seiner sozialen und moralischen Lage, die Lyrik aber wird immer mehr persönliche Lyrik, immer mehr befreit sie sich vom patriotischen Pathos, vom Streben nach politischer Wirkung. Der Anfang der neunziger Jahre brachte eine lebhafte Bewegung. Eine Reihe neuer Talente rückte fast gleichzeitig in den Vordergrund, und auch die Hervorragenderen der achtziger Jahre schienen einen neuen Aufschwung genommen zu haben. Koloman Mikszáth ging damals von der anekdotischen, kurzatmigen Skizze zur tiefer fließenden Novelle und zum Roman über;

Zoltán Ambrus begann in jenen Jahren die Serie seiner Romane mit König Midas; Josef Kiss, der bis dahin vorwiegend als Balladendichter etwas theatralische Wirkungen suchte und in der Lyrik heineisierende Töne anschlug, kam damals zum Bewußtsein seiner eigenen lyrischen Note. Franz Herczeg trat auf den Plan und suchte mit der Darstellung seiner immer mehr zur Stadt strebenden Gentry volkstümliche neue Elemente. Géza Gárdonyi stellte den Dorfbauer und die kleine Welt der Halbgebildeten des Dorfes in **neuer** Beleuchtung dar; Thomas Kóbor ließ den naturalistischen moralisierenden Pessimismus erklingen; Eugen Heltai brachte als Synthese der französischen Chansons und des heineischen Einflusses die leichte Ironie mit sich; in Ignotus kamen die Vorklänge⁶ der modernen Dekadenz zum Ausdruck, und in ihm fand auch die neue Richtung zugleich ihren gedankenreichen Polemiker und Apologeten. Die in den letzten Jahren etwas eintönige ungarische Literatur ist auf einmal abwechslungsreich, reich besaitet geworden. Es erklangen in ihr Töne, die in der Tradition noch wenig oder gar keine Voraussetzungen hatten. Wie in der Gesellschaft und in der Politik, so zeigte sich auch in der Literatur der Einfluß des Städtischwerdens und der daraus folgenden Differenzierung. Eine neue Generation meldete sich an, die anders denken, anders fühlen, eine andere Sprache sprechen wird, als ihre Väter. Zunächst nur leise und schwach, aber die empfänglicheren Ohren vernahmen ihr Kommen, und die alte Generation, an den Traditionen festhaltend, suchte [der neuen] den Weg zu verstellen, während die Jungen hoffnungsvoll der Entwicklung entgegensahen.

Die neue Bewegung wurde im Jahre 1896 durch die Millenarfeier der ungarischen Nation aufgehalten. Die ungarische Gesellschaft, deren Kern und tonangebende Mehrheit noch als Zeitgenosse, als Augenzeuge die große Wandlung der Dinge vom siebenundsechziger Ausgleich bis dahin durchlebt, von Tag zu Tag den mächtigen Aufschwung der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Kultur mit angesehen hatte und die mit der noch frischen Erinnerung aus den für den Liberalismus siegreich ausgefochtenen kirchenpolitischen Kämpfen zu dem großen nationalen Fest, der Millenarfeier, überging, überließ sich begeistert dem alle Herzen erfüllenden Gefühl des nationalen Ruh-

mes, dem selbstzufriedenden patriotischen Rausch und band sich nur enger an die Traditionen, deren Fest sie feierte.

Auch die Literatur stellte sich in den Dienst der Feierlichkeiten. Wie die Menschen, blickte auch sie in die tausendjährige Vergangenheit, an der Seite der herrschenden Schichten, und suchte deren Gedankenwelt widerzuspiegeln, deren Geschmack zu treffen.

Gesellschaft, Literatur und Politik erschienen so einheitlich, wie vielleicht noch nie, und der von Illusionen befangene Blick glaubte diese Einheit ständig, auf Generationen hinaus gesichert. Und doch war damals schon das unterirdische Zittern zu fühlen, das einige Jahre später diesen Frieden auf allen Linien des nationalen Lebens gänzlich gestört hat. Schon damals zeigten sich die Risse in dem Gebäude des liberalen Régimes und des parlamentarischen Lebens, die dann bald auf anderthalb Jahrzehnte hinaus die normale Funktion des Ganzen auflösten, und die sehr weit Vorausschauenden begannen damals schon zu ahnen, daß sich die Zeit der politischen Reformen näherte, des Kampfes, in dem sich die gegensätzlichen Kräfte zu einem neuen Gleichgewicht verteilen werden, des Kampfes, der sich um das Losungswort einer gründlichen Umgestaltung des Parlaments und des allgemeinen Wahlrechts drehen wird. Um die Mitte der neunziger Jahre ertönten zuerst die ersten und nachdrücklichen Worte über die Wahlreform, und sie erhielten eine nur um so tiefere Bedeutung dadurch, daß die ungarische Arbeiterschaft als eine vorläufig noch außerparlamentarische, aber politische Zwecke verfolgende Organisation zu derselben Zeit ihr Vorhandensein zu beweisen begann, und ihren Teil an der Leitung der Angelegenheiten forderte. Dieses aufstrebende Element machte von Anfang an das Wahlrecht zum Mittelpunkt einer politischen Aktion. Diese Umwälzung des ungarischen Lebens und der sozialen Stellung des Schriftstellers machte sich notwendigerweise auch in der Literatur fühlbar.

Aus den Schulen strömte damals eine neue Jugend hervor, die schon in der Luft des neuen ungarischen Lebens aufgewachsen war, in deren Seele keine persönliche Erinnerung an den Freiheitskampf von 1848 und an die schwere Zeit des Absolutismus lebte, die all das schon fertig erhielt, was in der Zeit ihrer Väter seit dem Ausgleich von 67 sich Schritt für Schritt

entwickelte hatte. Diese Jugend betrachtete plötzlich alles mit anderen Augen als ihre Väter, die noch die selbst erlebten Zustände vor vierzig Jahren mit denen der neuen Zeit verglichen, die von Stolz erfüllt waren angesichts der großen Entwicklung und alles vom Standpunkt dieser ihrer Selbstzufriedenheit bewerteten. Diese Jugend betrachtete die ihr gegenwärtigen Zustände schon an sich und fand keinen Grund zur Zufriedenheit. Sie bemerkte große Lücken, Rückständigkeit und Mängel, die unter einer dünnen Schicht äußerlichen Fortschritts steckten, sie sah die großen Ungerechtigkeiten, die sich in der Verteilung der wirtschaftlichen Güter, der politischen Macht, der gesellschaftlichen Kräfte zeigten, das Fehlen der kulturellen Fürsorge für die unteren sozialen Schichten und alle die Übel, die das ungarische Leben hemmten und seine Fähigkeiten herabdrückten. Diese Jugend kam aus dem Dorfe in die Städte, und die schon in dem Stadtleben erwachsene Nachkommenschaft der nur halbwegs an das Städteleben assimilierten Väter hatte bereits ein städtisches Nervensystem und brachte aus ihrer Erziehung die größere Anlage zur Unruhe, den Hang zum Kritisieren und die schwerer erfüllbaren Ansprüche mit. Das leichtere und häufigere Reisen und die damit immer breiter werdende Kenntnis der ausländischen Verhältnisse drängte zum Vergleichen, und dieser Vergleich zeigte nur umso schärfer, die heimischen Mängel. Die sich steigenden politischen Wirren, in denen sich zwar nicht unmittelbar, aber doch in nicht verkennender Weise die Auflehnung des Volkes gegen die bestehenden Verhältnisse offenbarte, hielten das öffentliche Leben des ganzen bisher verflossenen Teiles des zwanzigsten Jahrhunderts in einem ständigen Fieber. Das bestärkte nur die Jugend in ihrer Unzufriedenheit. Die Väter wurden plötzlich dessen gewahr, daß sie ihre Söhne nicht mehr verstanden und auch von ihnen nicht mehr verstanden wurden, und zwischen den zwei aufeinanderfolgenden Generationen entstand ein Abgrund, der sowohl den einen wie auch den anderen Teil mit Erbitterung erfüllte. Die Väter, die wie Väter immer, gern die Fortsetzung ihres Ideals in ihren Söhnen gesehen hätten, erkannten mit ärgerlicher Wut, wie ihre Söhne nach neuen ihnen unverständlichen und in ihren Augen gefährlichen Zielen strebten. Die Begriffe, die Bestrebungen, die moralischen, sozialen und geistigen Werte erhielt-

ten neue Bewertung in der Gedankenwelt der Jugend. Zwei Weltanschauungen stießen aufeinander in diesen zwei Geschlechtern, und dieser Zusammenstoß brachte auf allen Gebieten Bewegung, Wogen, Kampf hervor.

Uns interessiert jetzt der literarische Kampfplatz. In den Geistern siedete die Unruhe, hie und da kam sie halb unbeußt und schüchtern auch zum Ausdruck. Man sah, wie dann plötzlich eine ungewöhnlich große Schar ungeläuterter, aber Neues sagen wollender, stammelnd, aber Interessantes sprechender, begabter junger Leute, man wußte nicht woher, erschien, und ungeduldig, laut ihr Recht zur Geltung zu bringen verlangte. Erbittert - weil vorerst vergeblich - suchte die Jugend die Schranken niederzureißen, die ihr den Weg verstellten.

Ihr Führer wurde Andreas Ady. Dieser kam aus dem Landadel mit all der Unruhe, die jenen ungarischen kleinen Landadel kennzeichnete, der nach allen Seiten hin gebunden durch das "noblesse oblige" kraft seiner Ahnentafel und eifersüchtig gehüteten Rassenreinheit auf alles Gute Anspruch und Rechte erhob, aber nur wenig erreichte, regsam und aufstrebend hin- und herpendelte zwischen den herrschenden Kreisen und dem Bauerntum. Ady machte den typischen Bildungsgang des jungen Landadeligen durch: Nach den Kinderjahren in einem kleinen Dorf und dem Gymnasium in einem kleinen Städtchen kam er nach Großwardein,⁷ einer großen Provinzstadt, und deren größere Möglichkeiten, deren unruhvoller, beweglicher Geist, das höhere Niveau des ganzen Lebens berauschten ihn. Die neuen Verhältnisse brachten alle ungeahnten Keime seiner Seele zu schneller Entfaltung, erregten seine ererbte Unruhe zum Äußersten. Er wurde Journalist und gelangte geradeaus [=geradewegs] nach Paris. Diese Reise und die erste große Liebesleidenschaft öffneten in ihm alle Quellen der Dichtung, die bis dahin vom jugendlichen Tasten und den ersten Schwierigkeiten der Laufbahn niedergehalten waren.

Dann kam ein Gedichtband nach dem andern. Der erste Eindruck, den seine Gedichte erweckten, war beunruhigend, verwirrend, und forderte Widerspruch heraus. Man lehnte ihn ab und wurde doch gezwungen, sich mit ihm zu beschäftigen. Das Ganze war so neu, so ungewohnt, in Widerspruch zu allem, was die

Tradition den Menschen lehrt, aber trotzdem voller Ahnungen, daß das befremdende, fast verblüffende Gefühl selbst den Leser dazu reizte, sich weiter hinein zu vertiefen. Man war von Petöfi und Arany her gewohnt, ohne Zwang eingehenden Nachdenkens eine auf primäre Weise verständliche Sprache zu lesen, in der sich Wort und Sinn genau zusammenschließen. Die symbolische Ausdrucksweise, die Rede mit plötzlichen und kühnen Gedankenübertragungen und weiten Sprüngen, die impressionistische Wiedergabe lyrischer Eindrücke waren gänzlich fremd und wirr für diejenigen, die an den klassischen Versen erzogen waren. Es war ein Sprung zu der modernen Lyrik, vornehmlich nach französischem Muster.

Neu, fremdartig war auch der Stoff der Gedichte. Eine leidenschaftliche Liebe, die nicht die herkömmliche Troubadour-Liebe ist, mit dem Lobpreisen und Liebkosen der Geliebten, ihrer Schönheit, ihrer Tugenden, auch kein blindes Berauschen an rein sinnlichen Schönheiten, sondern jene von Kulturtraditionen verdeckte, vom Bewußtsein zurückgedrängte, aber auch unbewußt sich durchsetzende Urform der Liebe: der ewige, bittere Kampf mit dem Weib, der große unversöhnliche Zwiespalt der Geschlechter, des Mannes Empörung gegen das Weib, das er ganz, ohne Vorbehalt, ihre eigene Persönlichkeit vernichtend, sich aneignen will und die immer doch das unfaßbare, fremde, in sich abgeschlossene Wesen bleibt. Genüsse, ⁸ in denen die vergangene Pein und die vorausgeahnten neuen Qualen zucken, heftige Ausbrüche, die sich in demütigem Sichergehen, Empörungen, die sich in schluchzende, weiche Reue auflösen. Ein Schuldbewußtsein, das die süßesten Stunden verbittert, eine Sehnsucht nach dem Endziel aller Liebe, nach dem Kinde, die sich nicht in den Gedanken der Sterilität finden kann. Nach den frisch-rosigen, fast jugendhaften Liebesflammen Petöfis, nach der zurückhaltenden, schweigenden Schamhaftigkeit Aranys, erschien diese neurasthenische Liebe des neuen, modernen Menschen fast abstoßend.

Ebenso stand man dem anderen Hauptmotiv der jüngsten Lyrik gegenüber, ihrer patriotischen Dichtung. Sie forderte die

Vaterlandsliebe, das ungarische Selbstgefühl heraus. Es waren in der Tat erbitterte Ausbrüche, harte, schmerzende Peitschenhiebe, jedoch keinem Gefühle des Hasses entsprungen, sondern der angeborenen Liebe zur Rasse, zum ungarischen Land. Die Armut, Rückständigkeit, die Mängel des Landes konnten ja nur in dem eine so empörte Wurt auslösen, der in seiner leidenschaftlichen Liebe die Heimat mit allen Schätzen, mit allem Fortschritt, mit allen Tugenden ausgestattet sehen wollte. Man erfaßte zuerst nicht, daß jene lästernden Worte, von der heftigen Unzufriedenheit einer jungen ungeduldigen, Großes anstrebenden Generation diktiert wurden. Nach neuen Bahnen, nach neuen Wassern sehnte sich diese Generation.⁹ Die junge Generation wollte das Land ihrer Väter anders, besser, höher entwickelt sehen, der Vollendung menschlichen Seins zuschreitend. Sie fand die Schranken des ungarischen Globus zu eng und wollte sie mit ihrem erbitterten Kopfe unter Schmerzen durchstoßen. Der Ton, die Worte der Empörung galten nicht dem ungarischen Volke, sondern den ungarischen Verhältnissen. Hier ein Beispiel für diese Stimmung: Das ungarische Brachland.¹⁰ Das war neu. Bis dahin war die ungarische patriotische Dichtung eine elegische Trauer über die schwere Lage des Vaterlandes, ein Träumen über den Bildern alten Heldentums und eine das Selbstbewußtsein der Nation hebende und anspornende politische Dichtung gewesen. Ady aber läutete Sturm, damit sein Volk voller Schrecken sich selbst erkenne.

Das Revoltierende dieser Dichter stammt aus einer Quelle: aus dem keine Schranken duldenden, die ganze Seele in ihren Wurzeln erschütternden Verlangen nach der Fülle des Lebens. Jedes Glas bis zur Neige auskosten, jeden Glanz, jeden Genuß ausgenießen, alle Möglichkeiten des Lebens ausschöpfen, dieses Sehnen hält Ady in Spannung, treibt ihn überall zu den Extremen. Dafür geben wir ein Beispiel: "Wehklagen unter dem Lebensbaum."¹¹

Alle Lust und alles Leid der Liebe, alles Blenden des Reichtums wünscht er, und alles, was ihn daran hindert, ist ihm Last und Fessel. "Blut und Gold" nennt sich einer seiner

Gedichtbände. Da heißt es:

Alles welkt und alles stirbt:
So Lied wie Rang und Ruhm und Gut;
Es gibt noch immer Gold, es pulst noch immer Blut.

Völker löschen, flammen auf,
Und heilig bleibt des Kühnen Mut,
Der zu verheißen wagt das Gold und Blut.

(S. 15, Brájjer)¹²

Die Diskrepanz zwischen Geist und Mammon ist ausgedrückt in dem Gedicht "Der caesar mit dem Eberkopfe".¹³

Die in seiner späteren Zeit, in den Bänden betitelt "Auf dem Eliaswagen" und "An der Spitze der Toten" sich offenbarende, dem Mystischen sich nähernde Schwermut ist im Grunde eine Reaktion gegen diese Lebenssucht, so: (olv. Eliaswagen)¹⁴. Sein Kampf mit Gott, sein psalmenartiges Flehen, die Beruhigung in der Erkenntnis von der Notwendigkeit des Todes bedeuten Reaktion, ebenso wie die Momente der keuchenden Erschöpfung voller Reue und Kummer, wenn die Spannung in den Saiten der Seele nachläßt, mit fatalistischer Ergebung die Wogen des Lebens über sich hinstürzen läßt, sich gewissermaßen aus allem ausschaltend. Dann nennt er sich den Vetter des Todes und schreibt seine schönsten Gedichte, denn hier läßt er den Leser am klarsten fühlen, daß eine zwischen zwei Schlachten ermattet ruhende Seele ihre stillen Tränen vergießt. Auch für diese Läuterungen werden wir ein Beispiel hören: das Gedicht "Adam, wo bist du?"¹⁵

Man hat Ady vor allem des Unpatriotischen, der Ausländerei beschuldigt. Was die ausländischen Einwirkungen anbetrifft, so ist er gewiß, so wie die Gruppe um ihn, von der modernen Lyrik, besonders von Verlaine und Baudelaire, auch Dehmel, nicht unberührt geblieben. Sie haben gewisse Keime in ihm erweckt. Aber seine Poesie zeigt eine ganz ungewöhnlich stark geprägte Dichterpersönlichkeit, und sie ist mit Bildern und Eindrücken

des ungarischen Landes und Lebens durchtränkt. Er ist Dekadent, und das hat empört, denn das fand in der ungarischen Tradition noch keine Voraussetzung. Aber daß die Dekadenz kam, war auch eine geschichtliche Entwicklung, und nun war sie da. Die jüngste Dichtergeneration steht zum großen Teil unter dem Einfluß Adys. Sie sammelte sich vor vierzehn Jahren um eine neue Zeitschrift: "Nyugat", der Westen, betitelt. Diese hißte das Banner der neuen Dichtung, ohne sich zu einem gebundenen literarischen Programm zu bekennen. Ihre Losung war Freiheit und Talent, und sie wurde zum Kampfplatz, der die ganze ungarische Gesellschaft in zwei Teile riß. Durch diese Zeitschrift kam eine ganze Reihe Talente zur Geltung. Ihre Garde rekrutierte sich von den Tischen der Zeitungsredaktionen, vom Katheder der Gymnasiallehrer, von den Auditorien der Universitäten. Es war ein Sieden und Wogen, ein Kämpfen, das so weite Kreise zog, wie es sonst nur politische und soziale Bewegungen zu tun pflegen.

Mit welchen Zügen kann die jüngste ungarische Dichtergeneration zusammengefaßt werden? Im großen und ganzen mit denselben, wie die Literaturen der Jahrhundertwende im allgemeinen. Eine gewisse Gemeinsamkeit der seelischen Motive pflegt stets in den Geistern derselben Generation vorhanden zu sein.

Dieser gemeinsame Zug in der jüngsten Literatur ist der Geist der intellektuellen Unruhe, die einesteils zur Vertiefung der seelischen Motive, zu heftigerem und stärkerem Erleben anspornt, andernteils die seelische Empfindlichkeit steigert, das ganze Seelenleben an Nuancen reicher und stärker wogend macht. Daher ein Geist der Unzufriedenheit, der die Menschen erfüllt, ein Sichauflehnen gegen das Bestehende und Gewesene, das zum Suchen nach Neuem, bisher noch nicht Dagewesenem führt. Dieser Seelenzustand schafft eine Weltanschauung, in der die bisherigen Werte nicht an ihrem Platze bleiben, alte Werte aufhören zu bestehen und neue geschaffen werden. Daher auch das Tasten nach neuen Formen, nach neuer Sprache, daher der Geist des Experimentierens, der unter den typischen modernen ungarischen Dichtern herrscht. Dieser Geist verbindet die ganze literarische Bewegung aufs engste mit der radikalen

Bewegung in der Politik. Hier wie da herrscht das Bestreben, den Kampf mit dem Alten, in den Traditionen Verknöcherten aufzunehmen, um das Neue zu schaffen. Jede dieser Bewegungen wirkt auf ihrem besonderen Gebiet, aber sie ergänzen sich, und während die eine sich verbreitet, hilft sie der andern, sich durchzusetzen. Beide entstammen demselben Seelenzustand.

So stand es um die Literatur vor 1914. Wir haben nun noch die Frage zu beantworten: wie wirkte der Weltkrieg auf die ungarische Literatur?

Zunächst fegte er wie ein reinigender Wind in die überschwüle Atmosphäre der jungen Mäden. Übersättigung hatte sich schon früher eingestellt. Man wünschte sich Kraft, körperliche Kraft. Hier ein Beispiel; 1913 sang Ákos Dutka: "Ich schau auf meine Hand ..." (S. 33. Brájjer zitieren! 4 sort) ¹⁶

Nun brauchte man sie selbst, diese Kriegerfaust. Die Dichter griffen denn auch in die erzenen Saiten der eisernen Harfe, und eine unerhörte Überproduktion an tyrtäischer Poesie überflutete den Büchermarkt. Sie erhob sich aus dem Kosmopolitismus und der Sinnlichkeit zur Höhe des nationalen Schwunges. Werte tiefer Ideenkraft kamen zum Ausdruck. Nicht Haß war der Grundton, sondern die Kraft der Begeisterung für die gerechte Sache; der Wille zum Sieg, die Zuversicht auf die Zukunft waren die mächtigen Leitmotive.

Der typische Dichter des Weltkrieges ist Géza Gyóni. Auch er kam, wie die meisten Dichter, vom Redaktionstisch her, gelangte als Pionier nach Galizien und wurde mit in Przemysl eingeschlossen. Der weitaus größte Teil der Besatzung bestand aus Ungarn, sodaß der Dichter Weihnachten 1914 einen Band Gedichte seinen mit eingeschlossenen Kameraden widmete. Dieses Bändchen wurde denn auch gleich in der Festung selbst in rund zwölf tausend Exemplaren vergriffen. Ein einziges Exemplar gelangte durch einen Flieger aus der Festung und wurde in Budapest nachgedruckt. Als die Verteidiger Przemysls angesichts des Hungertodes unter Führung des Obersten Szathmáry den letzten Ausfall machten, wurden Gyóni und sein Bruder gefangen.

Ein Jahr später kam die erste Kunde von ihm, mit einigen schönen Gedichten. Dann brachte ein Austauschinvalid, im Futter seines Mantels eingenäht, noch eine Anzahl Gedichte mit der Nachricht, der junge Dichter sei über den qualvollen Tod seines Bruders in Krasnojarsk irrsinnig geworden und kurz darauf gestorben. Die Gedichte aus Przemysl wurden auch deutsch herausgegeben unter dem Titel: "Auf polnischen Fluren, am Lagerfeuer. Aus dem Weltkrieg 1914/1915. Dresden Meinhold)"¹⁷ Er zeigt darin, daß er der Mann einer entgegengesetzten Weltanschauung ist als Ady und dessen westlich orientierten Anhänger. Zwei Hauptmotive hat seine Dichtung: die Sehnsucht nach dem Heim und Schlachtenbilder. In seinem schmerzenden Heimweh drückt sich der moderne Kulturmensch aus, wenn er zwischen den blutigen Schlachten an den Frieden des Heimes denkt. In seinen Schlachtenbildern erscheint das reale Sehen des furchtbaren Geschehens in ausgeglichener Form mit dem symbolischen Betrachten. Besonders ergreifend trifft er den schmerzenden Ton der Melancholie und weiß die ganze Erhabenheit der Leiden und Bitternisse des Krieges auszudrücken. Gyóni ist der hervorragendste ungarische Lyriker des Weltkrieges. Seine Gedichte verewigen die ewig menschlichen Gefühle des kämpfenden Soldaten. Sein Ideal ist auch in den Kämpfen der Friede, so z. B. wenn er auf dem Wachtposten steht und seine Seele mit hallenden Schritten in die Heimat zur Geliebten geht in seinem Gedicht ("Auf der Wacht" S. 17). Die Seele, der Geist Petőfis, der 1849 von einer Kosakenlanze getroffen fiel, erfüllt ihn dann. Und im Sturmangriff bringt er die ganze Roheit des Nahkampfes, ungeschminkt, als ob wir die Flüche der Kämpfenden hörten: in dem Gedicht "Petőfis Seele" S. 46.

Wir erleben mit ihm die schweren Kämpfe vor und in Przemysl, und die Bilder der Festung, die Schanze, das Lagerfeuer beleben sich und erhalten eine romantische Färbung.¹⁸ Gyónis Empfinden ist zart, er kann weich, fast sentimental sein. Z. B. als ein Kamerad neben ihm am Polenhügel fällt und er die Leiche betreut (S. 37), oder wenn er durch die Fliegerpost einen poetischen Brief an seine Frau schickt.

Als sich allmählich das ganze Land in die Schrecken des Krieges gefügt und an den Gedanken seiner langen Dauer gewöhnt hatte, raffte sich das gesamte geistige Leben stärker auf als früher. Eine überraschende Wirkung hatte der Krieg. Man hätte erwartet, daß der Sturm die friedlichen Künste durchrütteln und sie entweder zum Schweigen bringen oder in ihnen wieder-tönen würde. Und gerade das Gegenteil davon vollzog sich. Nie erschienen in Ungarn mehr neue Bücher als jetzt, und die Produktion an Schauspielen ist so groß, daß Budapest, das jetzt wohl das regste und am meisten organisierte Theaterleben unter den Großstädten besitzt, gar nicht Raum genug hat für seine blühende Bühnenliteratur, so daß die Schriftsteller manche ihrer Erstaufführungen in Österreich oder in Deutschland erleben. Es hat den Anschein, als ob es die Hauptsorge der Literatur wäre, die Bücherstöße, die in den Jahren des Friedens aus dem Auslande kamen, durch Eigenes zu ersetzen. - Inhaltlich zeigt sich der Einfluß des Krieges besonders in der Lyrik: aus der üppig reichen Romanliteratur hebt sich des immer tiefer werdenden Franz Herczegs "Goldene Violine" hervor, aus der dramatischen Franz Molnárs poetisch-ergreifende Kriegslegende "Die weiße Wolke". Sonst aber ist es, als ob die Faust des Krieges den Spiegel der Zeit zerbrochen hätte und Kinder mit den Scherben spielten: Was wir als Erlös des Blutregens erwarteten, das Ernsterwerden, die Verinnerlichung ist auf dem Gebiete der Literatur ebensowenig eingetroffen wie auf dem der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens. Die Literatur begnügt sich mit billiger Unterhaltung, und bei einem Teil der Dramatiker schwinde fast der Unterschied zwischen Bühnen- und Kinodrama.

Am auffallendsten ist dieser Zusammenhang der Geistesverfassung des literarischen und des politischen Lebens bei den Allerjüngsten, die den Geist der Umwälzung, der Revolution, widerspiegeln. Sie scharten sich um eine neue Zeitschrift "A Tett", d. h. die Tat. Der Name ist zugleich Programm der revolutionierenden Dichter. Diese neue Jugend ist eine hartnäckig knisternde Glut unter unendlich viel Asche.

Ihre Propaganda ist eine literarische Anarchie. Nicht weiter schaffen nach bestehenden Formen, sondern die alten zerbrechen, abschütteln, verneinen, alles was Regel und Form ist! Ihr Programm ist vielfach verwandt mit dem der Futuristen, entstammt aber einer fast entgegengesetzten seelischen Verfassung, und das bedeutet einen starken Stimmungsunterschied. Diese neue Generation ist nicht blasiert, neurasthenisch abenteuergierig, nicht frierend vor dem Alter und dem langen Leben, verherrlicht nicht die Rücksichtslosigkeit und allerlei "heilige Selbstsucht", genießt nicht Mord und interessiert sich nicht hysterisch für das Leiden wie der Futurismus. Nein, diese Generation, die ihre empfänglichsten Jahre in den Schrecken des Krieges zugebracht hat, hegt Abscheu davor, will nichts davon wissen. Ihr Programm verurteilt die "eitlen Primadonnen", die jetzt noch die Apotheose des Krieges singen; die Tat bedeutet ihnen nichts Kriegerisches. Ihre neue Literatur will der "Türöffner des freien Willens" sein. Freiheit aber bedeutet ihnen nicht den Egoismus einzelner auf Kosten der Knechtschaft von Millionen. Im Gegenteil, die Lehre, die sie aus diesem Kriege mitnehmen, aus diesem die Welt umfassenden Weh, dieser gleichartigen Bewegung der gemeinsam leidenden Riesenmengen, diesem Leben in Heermassen, dieser Macht der modernen Technik, auf entfernte Heere niederzuzusen, diese erlebte Lehre bedeutet ihnen, daß sie das tiefste der Welt nicht in dem Einzelnen, sondern irgendwie in der Seele dieses leidenden Ganzen suchen müssen; sie bedeutet ihnen, daß das Äußere der Welt nicht in einzelnen Erscheinungen, sondern in dem von der Wissenschaft geahnten großen Zusammenwirken der Erscheinungen zu sehen ist. Selbst ihre Lyrik möchten sie hinausschleudern aus den engen Schranken der Stimmungen und Bilder des Einzelindividiums, ihre Seele will die Gefühle der ganzen Menschheit aufnehmen, ihr Auge in einem aufleuchtenden ganzen Kosmos übergehen, sie wollen das Pochen des Herzens im Menschen-All nachfühlen.

(Manuskriptseite 40 fehlt)

noch keinen Abschluß gefunden hat, als daß man darüber urteilen könnte. Es fehlt uns noch an psychologischen Mitteln, jene Gesetzmäßigkeit zu formulieren, welche ihren Äußerungen zugrundeliegt und ihre künftige Richtung bestimmt. Das Ganze ist sehr bemerkenswert, aber vorläufig noch unausgegoren und unübersichtlich.

Hierin, wie überall, erwarten wir Abklärung von jener gesegneten Zeit, da unsere Krieger gereift aus dem Felde zurückkehren und wieder unter uns arbeiten werden.

(Handschriftliche zweite Version des Schlusses:)

noch keinen Abschluß gefunden hat unausgegoren und unübersichtlich ist. Als Dokumente des Zeitgeistes sind diese Gedichte von Interesse. Sie widerspiegeln den Geist der Anarchie und zeigen die psychologischen Voraussetzungen der Revolution, die tieferen Wurzeln unserer Zeitlage, wie sie in der Diskrepanz zwischen Arbeit und Geist, dem Antagonismus der Gesellschaftsklassen, der schrankenlosen Geld und Genußsucht, hervortreten. Durch sie blicken wir auch in die geistigen Grundlagen der sozialen Revolution, die sich in einem sozial nicht equilibrierten Staate so furchtbar austobte: vom überzeugten Idealismus bis zum krassesten Egoismus, vom zersetzenden Treiben entwurzelter Ideologen bis zum frevelnden Satanismus krankhafter Libertiner. Sie zeigen uns den Weg, den man nicht betreten soll, und den Ungarn zu seinem Verderben betreten hatte. Käme die soziale Neuordnung auf diesem Wege, dann müßten wir alle sie furchtbar teuer erkaufen.

Anmerkungen

- 1 Maschinenschriftliches, mit handschriftlichen Eintragungen und Randbemerkungen überarbeitetes Manuskript eines Vortrags, aufbewahrt in der Handschriften- und Nachlaßsammlung der Fachbibliothek Finnougristik des Fachgebiets Hungarologie/Finnougristik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Gehalten wurde der Vortrag am 15.12.1919 "in der Deutschen Gesellschaft", so in Graggers Handschrift vermerkt auf Blatt 1

des Manuskripts. Die Frage, um welche der damals bestehenden zahlreichen "Deutschen Gesellschaften" es sich gehandelt haben mag, wird in der "Bibliographia Graggeriana" (UJb. 1927, Band VII, S. 25-32) unter Nr. 19 beantwortet mit: "Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts". Das Attribut "Deutsch" im Graggerschen Vermerk wäre so gesehen irrelevant; tatsächlich überzeugt die Deutung nicht restlos. - Laut Meyers Lexikon (Leipzig 1925, Band 3, S. 493-4) gab es in Berlin eine "Deutsche Gesellschaft 1914", gegr. 1915 mit dem Ziel, "den Geist der Einigkeit von 1914 zu erhalten". Die Prononciertheit, mit der Gragger am Schluß seines Vortrags auf den auch deutsch erschienenen Kriegsgedichtsband von Géza Gyöni (vgl. Anm. 17) eingeht, spricht für diese Gesellschaft als Veranstalter. - Von den vielen anderen "Deutschen Gesellschaften" käme als Veranstalter eventuell, aber weit weniger wahrscheinlich noch die "Deutsche Gesellschaft für Islammunde", gegr. 1912, in Frage; die Geschäftsstelle befand sich in Graggers Wohnnachbarschaft (Berlin-Dahlem) und die Spezialbibliothek in der Nähe des Ungarischen Instituts (Dorotheenstr. 7), außerdem läge die Vermittlung durch den Islammundler C. H. Becker nahe. Entschieden dagegen spricht jedoch das Vortragsthema.

- 2 Die Einfügung von [nicht] ist für den Sinn des Satzes notwendig. Ähnliche unzweifelhafte Schreib- oder Flüchtigkeitsfehler sind auch im weiteren in eckigen Klammern ergänzt bzw. berichtet; die Orthographie wurde den heutigen Normen angepaßt. Zur Wahrung der inhaltlichen Kontinuität wurden bei der Abschrift auch durchgestrichene Passagen berücksichtigt.
- 3 Die Namen der Lyriker sind im Manuskript durchgestrichen
- 4 Ein "Ruf" kann auch schlecht sein; das Synonym mit eindeutig positivem Bedeutungsinhalt wäre: Ruhm
- 5 Auf das eingangs gebrauchte Bild vom Bergwerk zurückverweisend: Schatzgrube
- 6 Vermutlich: die ersten bzw. frühen Töne, Anfänge
- 7 Heute in Rumänien; ungarisch: Nagyvárád, rumänisch: Oradea
- 8 Der Textteil in eckigen Klammern ist im Manuskript überklebt
- 9 Als Randbemerkung folgt hier: "olv. 7. 1. Neue Wass.", un schwer deutbar als Hinweis, daß Endre Adys Gedicht "Auf neuen Wassern" in deutscher Fassung vorgetragen oder zitiert werden sollte. Auf der angegebenen S. 7 steht dieses Gedicht in: Neue ungarische Lyrik. In Nachdichtungen von Heinrich Horvát, München 1918. - Dieser Nachweis für die Kenntnis und Nutzung des Horvátschen Nachdichtungsbandes ist um so bemerkenswerter, als Gragger diese Quelle weder hier noch anderweitig nennt.

- 10 Ebenda, S. 5
- 11 Ebenda, S. 6
- 12 Brájjer = Moderne ungarische Dichter. Ins Deutsche übertragen von Dr. Lajos Brájjer. Nagybecskerek 1914
- 13 Der Satz ist in das Manuskript handschriftlich eingefügt; daß aus dem Gedicht zitiert wurde, kann - mangels Quellenhinweises - nur vermutet werden, dann allerdings in der Übertragung von Heinrich Horvát, S. 3 (vgl. Anm. 9)
- 14 Heinrich Horváts Fassung: "Im Eliaswagen" (vgl. Anm. 9)
- 15 Heinrich Horvát, S. 8 (vgl. Anm.9)
- 16 Siehe Anm. 12
- 17 Géza Gyóni (Achim): Auf polnischen Fluren, am Lagerfeuer. Przemylers Gedichte. Deutsche Ausgabe veranstaltet von Rudolf Wotocsek. Dresden 1915. - Handschriftlicher Vermerk auf dem Manuskriptrand: mutatni = zeigen
- 18 Anstelle dieses handschriftlich eingefügten Satzes hieß es ursprünglich im Text: "Gegen die Weichen, die Miesmacher wendet er sich in seinem Gedicht: 'Nur für eine Nacht', S. 43"

P. K.

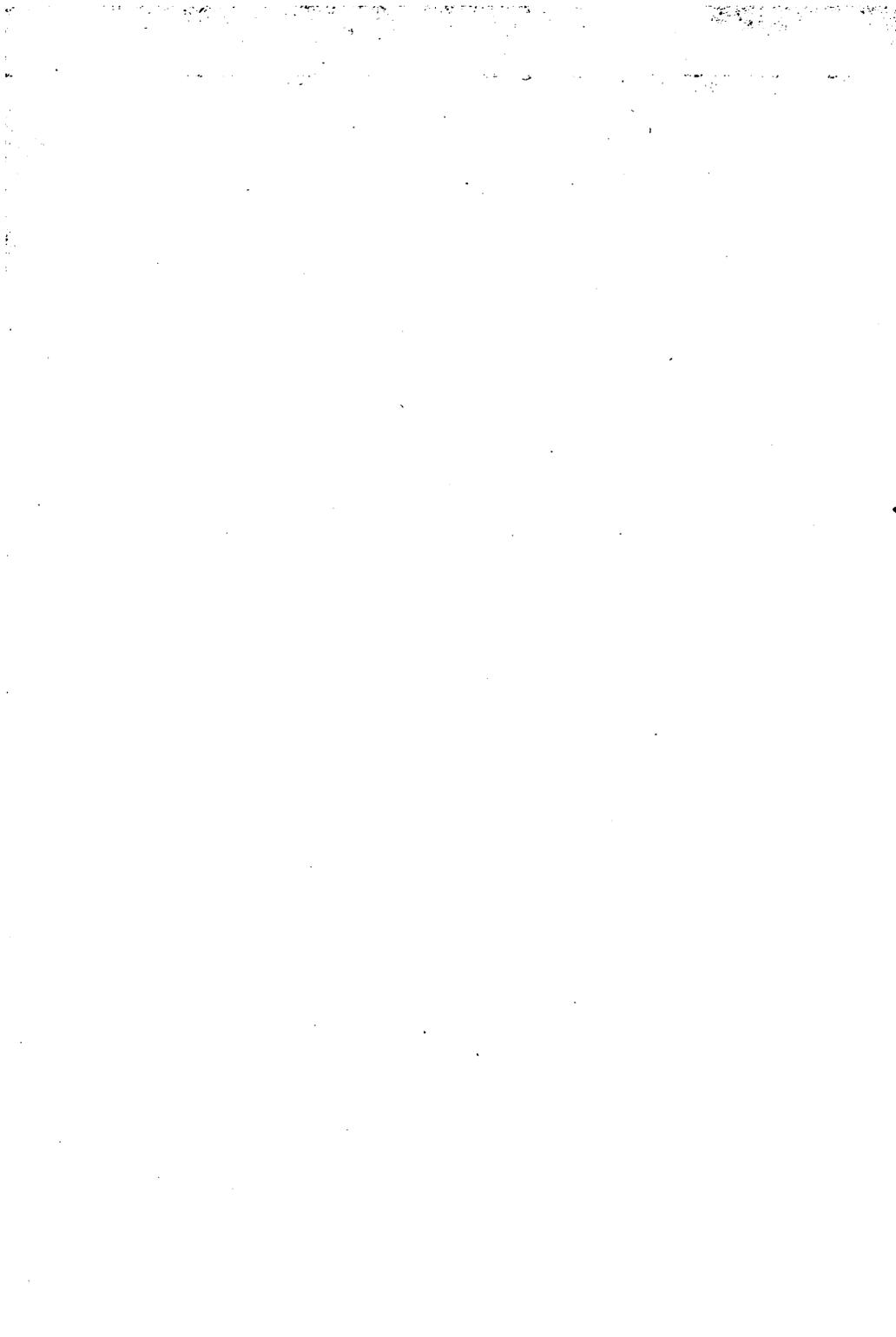


Robert Gragers Grab auf dem Friedhof
Dahlem-Dorf in Berlin (West)
(Foto: Majoros)

Vortrag und Expertengespräch
zur Erkundung und Erschließung von Hungarica
in Bibliotheken der DDR, veranstaltet im
Fachgebiet Hungarologie/Finnougristik
an der Humboldt-Universität zu Berlin

am 5. April 1988

im Rahmen der Tage der ungarischen Kultur in der DDR 1988



Andor T a r n a i

Überlegungen zur Erkundung und Erschließung von Hungarica in Bibliotheken der DDR

Auf ihrer Tagung am 3. November 1987 in Berlin faßte die Bilaterale Kommission für Hungarologie DDR-UVR den Beschluß, im Rahmen der Tage der ungarischen Kultur in der DDR im April 1988 gemeinsam mit Bibliotheks- und Geschichtswissenschaftlern sowie interessierten Germanisten ein interdisziplinäres Expertengespräch zu veranstalten, um im Sinne der längerfristigen Zusammenarbeit über die Erkundung und Erschließung von Hungarica in Bibliotheken der DDR zu beraten. Gestatten Sie mir, daß ich allen, die an der inhaltlichen und organisatorischen Vorbereitung beteiligt waren, und ganz besonders Ihnen, verehrte Kolleginnen und Kollegen, die Sie der Einladung gefolgt sind und mit Ihrer Teilnahme dieses in seiner Art erste, aber - wie zu hoffen ist - nicht letzte Zusammentreffen ermöglicht haben, meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Daß es dank der Unterstützung, die unsere Anregung seitens der zuständigen staatlichen Stellen und der gastgebenden Humboldt-Universität erfuhr, zu dieser Beratung gekommen ist, bedarf einer gewissen Erklärung insofern, als es auf Zusammenhänge und Aktivitäten zu verweisen gilt, die sowohl von der DDR-Seite als auch von Ungarn ausgehend in logischer Weise zu der heutigen Veranstaltung geführt haben.

In den letzten Jahrzehnten haben die hungarologischen Forschungen in Ungarn einen erfreulichen Aufschwung genommen, und die Wissenschaftspolitik in Ungarn ist sehr darauf bedacht, den eigenen Möglichkeiten sowie der Bereitschaft und den Möglichkeiten der ausländischen Partner entsprechend al-

le Forschungen zu unterstützen, deren Gegenstand und Zweck ein vielseitiges Kennenlernen des historischen und gegenwärtigen Ungarn ist, sei es nun die Sprache und die Sprachwissenschaft, die ältere und die heutige Literatur, Geschichte und Ethnographie sowie weitere Disziplinen. In diesem Zeichen wurde 1979 die Internationale Gesellschaft für Ungarische Philologie gegründet, die ihre letzte Vollversammlung - mit Beteiligung aus der DDR - 1986 in Wien durchgeführt hat und ein Berichtsorgan mit dem Titel "Hungarológiai Értésítő" herausgibt. Es entstanden und entstehen vielerorts in der Welt hungarologische Institute; die jüngste Neugründung ist meines Wissens das Institut an der Universität Ushgorod/Ungvár in der Ukrainischen Sowjetrepublik, wie dies anlässlich des Besuchs von Genossen Gromyko Anfang Februar dieses Jahres in Ungarn bekanntgegeben wurde. In einigen Ländern, z. B. in Italien, erscheinen hungarologische Zeitschriften, es werden Studienbände zur Beziehungsgeschichte veröffentlicht, wissenschaftliche Zeitschriften geben Sondernummern heraus, die Ungarische Akademie der Wissenschaften hat gemischte Kommissionen ins Leben gerufen, die sich um die gemeinsame Pflege einzelner Disziplinen bemühen (z. B. in der Literatur- und Geschichtswissenschaft), und hier darf ich erwähnen, daß sich der erste Band einer Schriftenreihe der österreichisch - ungarischen gemeinsamen Kommission für Literaturwissenschaft bereits im Druck befindet.

Zwischen der DDR und Ungarn haben sich seit Gründung der beiden sozialistischen Staaten sehr lebhafte kulturelle Beziehungen entwickelt, und zur Förderung der Zusammenarbeit wurden im Rahmen zwischenstaatlicher Vereinbarungen gemeinsame Kommissionen eingesetzt. Eine davon ist die bilaterale Kommission für Hungarologie, die sich seit geraumer Zeit mit der Förderung der hungarologischen Lehre und Forschung in der DDR, Fragen des Teilstudiums von DDR-Studenten der Hungarologie an der Universität Szeged sowie Problemen des Sprachunterrichts und der landeskundlichen Ausbildung beschäftigt. Angeregt und unterstützt von der Kommission sind bereits meh-

rere Publikationen erschienen, darunter ein Auswahlkatalog der Fachbibliothek Finnougristik der Humboldt-Universität zu Berlin; in dieser Bibliothek befindet sich die vermutlich umfangreichste Hungarica-Sammlung außerhalb des historischen Staatsgebiets von Ungarn, und das Erscheinen der einzelnen Hefte mit dem Bestandsverzeichnis wird von den Fachleuten in Ungarn mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Gesagt werden muß außerdem, daß Berlin im gesamten deutschsprachigen Bereich zum Zentrum der Herausgabe von Werken der ungarischen Literatur geworden ist, und es gebührt größte Anerkennung allen, dank deren selbstloser Arbeit und Mitwirkung dieser Prozeß in Gang gekommen ist und weiter vorankommt.

Es kann entschieden behauptet werden, daß die Zusammenarbeit zwischen der DDR und Ungarn auf dem Gebiet der Hungarologie in den letzten Jahren in einen neuen Abschnitt eingetreten ist. Ein erstes handgreifliches Zeichen dafür ist die Nr. 1 der "Berliner Beiträge zur Hungarologie", herausgegeben von Paul Kárpáti und Dr. László Tarnói; das erste Heft dieser Schriftenreihe konnten die Interessenten anläßlich zwischenstaatlicher Beratungen im Sommer vorigen Jahres und in den Wochen danach in die Hand nehmen. Im November ebenfalls des vergangenen Jahres fand mit einer zweitägigen wissenschaftlichen Tagung eine Gedenkveranstaltung zum 100. Geburtstag Robert Graggers, des Begründers der Berliner Hungarologie, statt. Wissenschaftler verschiedener Disziplinen aus der DDR, deren Interesse ganz oder teils der Hungarologie gilt, hielten außer den aus Ungarn und den Nachbarländern eingeladenen Gästen Vorträge, die in den nächsten Heften der "Berliner Beiträge zur Hungarologie" veröffentlicht und damit einem größeren Kreis von Fachleuten zugänglich werden sollen.

Auf dem Gragger-Kolloquium konnten wir ausführliche Darlegungen zur Persönlichkeit und über das wissenschaftliche Werk von Gragger und - was möglicherweise noch wichtiger ist - über die Geschichte der hungarologischen Lehre und Forschung an der Berliner Universität hören. Es erwies sich, daß die Hungarologie als Lehr- und Forschungsgebiet in Deutschland zuerst

an der Berliner Universität (vor 70 Jahren) institutionalisiert wurde und gleichsam ein Zentrum darstellt; so erschlossen sich auch die historischen Perspektiven der kulturellen Zusammenarbeit zwischen der DDR und Ungarn, und es wurde der Entschluß gefaßt, die Aufmerksamkeit von Fachleuten unterschiedlicher Disziplinen - bei Berücksichtigung der gemeinsamen Interessen beider Seiten sowie der realen Möglichkeiten - auf diese Perspektiven zu lenken.

Meine Aufgabe besteht nun darin, im gegebenen Rahmen gewisse Perspektiven der Forschungen bezüglich der Geschichte und Gegenwart zu skizzieren, und zwar in der Hoffnung, daß in gemeinsamen Überlegungen Wege und Verfahrensweisen gesucht werden, die dann zu beiderseits nützlichen beziehungsgeschichtlichen Forschungen, vorerst aber wenigstens in den Hauptlinien zu einer Art Konsens der daran Interessierten bzw. Mitwirkenden führen.

Die Aufgabe ist sowohl schwierig als auch leicht. Erleichtert wird sie dadurch, daß hungarologische Forschungen als philologische Studien in der DDR auch bisher erfolgreich betrieben wurden. Außer den bereits genannten Publikationen und den nicht genannten, aber nicht minder wichtigen - wie z.B. die "Studien zur Geschichte der deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen", an deren Herausgabe Professor Gerhard Steiner maßgeblich beteiligt war - möchte ich hier auf die Forschungen von Dr. Karl-Heinz Jügel aufmerksam machen, der das Ungarn betreffende Material der Jenaer "Allgemeinen Literatur-Zeitung" aufgearbeitet und teilweise publiziert hat. Vermutlich ziemt es sich nicht, die wissenschaftliche Arbeit des Präsidenten des Bibliotheksverbandes der DDR zu loben, aber seine Verdienste sollten auch nicht unerwähnt bleiben. Ich denke hier etwa daran, daß es die von ihm erschlossenen neuen Materialien ermöglicht haben, das kritische und literarhistorische Wirken von Ludwig Schedius, dem einstigen Ordinarius für Ästhetik an der Universität Budapest, aufarbeiten zu lassen. Schedius' einschlägige Schriften sollen in den kommenden 2 - 3 Jahren in einem Band gesammelt zugänglich gemacht

werden, und auch zur Wertung seiner Ästhetik vermittelten Dr. Jügelts Forschungen neue Gesichtspunkte.

Es sei betont, Erschließungsarbeiten im Sinne all der Vorstellungen und Pläne, wie wir sie erörtern, erfahren in Ungarn weitgehende Unterstützung. Es ist eine Forschung, die der bibliothekarischen Arbeit fernsteht, ja der Tendenz sogar gemäß ist, daß jede Bibliothek nachdrücklich bestrebt ist, ihre Bestände möglichst lückenlos für die Forschung bereitzustellen. Diese Bemühungen entsprechen weitgehend einer der gegenwärtigen Forschungslinien in Ungarn, die von der Kommission für Wissenschaftspolitik beim Ministerrat der Ungarischen Volksrepublik intensiv gefördert wird; zur Zeit widmen sich bei uns zahlreiche Forschungsinstitute und Einrichtungen an Universitäten der Erschließung und Publizierung bislang unbekannter Quellen, z. B. - um nur uns näher stehende zu nennen - der Herausgabe von Arbeiten zur Literaturtheorie und Ästhetik vom XVI. bis XIX. Jahrhundert, der Drucklegung von Korrespondenzen ungarländischer Gelehrter, der Geschichte der Studien von Ungarn an ausländischen Universitäten usw.

Einen auch bloß skizzenhaften Plan der Arbeiten zu entwerfen, wie wir uns das vorgenommen haben, ist allerdings auch mit Schwierigkeiten verbunden, von denen an erster Stelle der Mangel an Arbeitszeit und Arbeitskraft, die verhältnismäßig geringe Zahl angemessen qualifizierter Fachkräfte zu nennen wäre. Ich nehme jedoch an, daß andere, günstige Umstände, wie z. B. das Interesse für hungarologische Forschungen und deren auch hier wahrnehmbare großzügige Unterstützung, die im weiteren noch zu klärenden und zu beratenden Forschungsmöglichkeiten und -bedingungen, die Verbundenheit mit dem Beruf und mögliche Vorteile einer wissenschaftlichen Laufbahn darüber hinweghelfen werden. So ist das Fehlen ungarischer Sprachkenntnisse als eine nur scheinbare Schwierigkeit einzuschätzen. Man kann nämlich davon ausgehen, daß bei den Erkundungsarbeiten ungarischsprachige Texte kaum zutage kommen werden, und falls doch, würden sich zu deren Erschließung mit Sicherheit Fachleute finden. Solche Hilfe kann umso mehr zugesichert werden, als die Mitar-

beiter des Fachgebiets Hungarologie an der Humboldt-Universität den einzelnen Forschern bereitwillig zu Hand gehen. Ungarischkenntnisse sind auch darum nicht unerlässlich, weil in historischen Relationen gesehen vom XVII. Jahrhundert an überwiegend und ab XVIII. Jahrhundert fast ausschließlich mit deutschsprachigen Texten zu rechnen ist. Und im XVI. Jahrhundert war die Bildung auch in Deutschland zu einem ansehnlichen Teil lateinsprachig, während das XVII. Jahrhundert im großen und ganzen wohl als zweisprachig anzusehen ist. Latein zuverlässig beherrschende Wissenschaftler gibt es auf unserem Fachgebiet in Ungarn nicht allzu viele, und möglicherweise ist ihre Zahl auch in der DDR nicht hoch; wahrscheinlich ist jedoch, daß solche leichter zu finden sein werden als Kenner des Ungarischen, und gegebenenfalls sind auch ungarische Fachleute zur Unterstützung gern bereit. Ich denke da z. B. an die Leipziger "Acta Eruditerum", von deren Ungarn betreffenden Rezensionen wenigstens ein Verzeichnis anzufertigen schon angebracht wäre, und diese Aufgabe ist auch ohne sonderlich gründliche Lateinkenntnisse lösbar. Um jetzt auf die Materialien zu sprechen zu kommen, um deren Erschließung es geht: Auf den Begriff "Hungaricum" bzw. "Hungarica" will ich nicht näher eingehen; eine recht skizzenhafte, vom bibliothekarischen Aspekt vorgenommene Bestimmung enthält das Papier, das Ihnen vom Fachgebiet Hungarologie zugegangen ist; falls gewünscht, können dazu im Gespräch noch weitere Auskünfte gegeben werden. Ich meine, weit wichtiger ist an dieser Stelle, mögliche Forschungsrichtungen und -themen zu nennen. Da wären zunächst solche, an denen auch bisher schon gearbeitet wurde oder wird, die jedoch ausgebaut werden könnten, und für die es bereits Modelle gibt; desweiteren wären Themen zu empfehlen, zu deren Bearbeitung über eine bibliothekarische Ausbildung und Praxis sowie eine nicht allzu detaillierte Kenntnis der Geschichte eines sozialistischen Bruderlandes und gegebenenfalls Rat und Hilfe von Fachleuten hinaus nicht viel mehr nötig ist. Ich möchte gleich hier darauf aufmerksam machen, daß die Aufarbeitung der Hungarica-Bestände einzelner Bibliotheken oder eines Teils

solcher Bestände (Handschriften, Flugblätter usw. mit ungarischem Bezug) ebenso denkbar ist, wie die Publizierung von Artikeln aus Zeitungen und Zeitschriften auszugsweise oder auch in extenso. Aufsätze oder Mitteilungen über einzelne Bibliotheksgüter (literarische Dokumente) würden zur Veröffentlichung in den "Berliner Beiträgen zur Hungarologie" oder in einer der fremdsprachigen Periodica der Ungarischen Akademie der Wissenschaften sicherlich willkommen sein.

Was nun die tatsächliche Erschließungsarbeit und den Teil der Dokumente betrifft, deren Aufarbeitung unter günstigen Bedingungen recht bald in Angriff genommen werden kann, sind meines Erachtens an erster Stelle Beiträge in deutschen Zeitungen und Zeitschriften des XVII. und XVIII. Jahrhunderts zu nennen, die einen ungarischen Gegenstand oder Bezug aufweisen. Theoretisch steht die Sache so, daß den historischen Ereignissen in Ungarn und den kulturellen Kontakten beider Völker in den deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften von der Zeit des dreißigjährigen Krieges an nachgegangen werden kann; es sind darin dokumentiert etwa die Befreiung von Buda (1686), die Kriege Friedrichs II., die Aufklärung oder auch Napoleon. Wünschenswert wäre meines Erachtens eine Art Vermessung des Materials und nach den ersten Schritten ein systematisches Vorgehen bei der Materialsammlung. Es ist zwar anzunehmen, daß das Material in erster Linie politisch-historische und kirchengeschichtliche Bezüge aufweisen wird, aber auch vom Aspekt der Kultur und Bildung wäre es durchaus relevant. Vom ungarischen Blickwinkel wäre das Material insofern von besonderem Interesse, als sich darin klar dokumentieren würde, wie die Türkenkriege, die von religiösen Aspekten beeinflussten Auseinandersetzungen zwischen den ungarischen Ständen und dem Absolutismus der Habsburger in den einzelnen deutschen Staaten gesehen und beurteilt wurden. Und nicht zu allerletzt könnte wohl die Frage beantwortet werden, in welchem Maße die Informationen in den zu erfassenden Periodica auf das Material des "Wienerischen Diariums" zurückgehen bzw. aus anderen, hauptsächlich französischen Quellen geschöpft wurden.

Nachdrücklich hervorzuheben sind Periodica vom Typ der Jenaer "Allgemeinen Literatur-Zeitung", in denen Beiträge ungarischer Autoren vorkommen oder mehr oder weniger regelmäßig Bücher aus Ungarn rezensiert wurden. Dokumente wie die zu Ludwig Schedius sind geeignet, die Forschungen voranzubringen und weitere Publikationen zu bewirken. Neben der Zusammenstellung und Publizierung der Hungarica in den ebenfalls bereits erwähnten Leipziger "Acta Eruditorum" wäre es nützlich - nur als weiteres Beispiel - das Material der Academia Leopoldina zu erschließen und überhaupt aller Periodica, die in Ungarn überhaupt nicht oder nur schwer zugänglich sind.

Einen guten Ertrag verspricht zudem die Erkundung von Hungarica in manchen Archiven. So z. B. der unseres Wissens bislang nicht systematisierte Nachlaß von Karl August Böttiger in Dresden, der im Rahmen seines umfangreichen Briefwechsels auch mit zahlreichen Ungarn in Verbindung stand (darunter Studenten in Jena), aber auch mit ungarländischen Deutschen (etwa mit Jakob Glatz und Karl Georg Romy), von denen er mehrere persönlich kannte, so z. B. Goethes ungarischen Schauspiel-Eleven, Ferenc (Franz) Gründer-Akáts.

Gesondert zu erörtern und einzuschätzen wäre die Erfassung von Hungarica des Typs, wie sie im vierbändigen Verzeichnis der Apponyischen Sammlung und in der Bibliographie alter ungarischer Drucke zu finden sind. Dieses Material kann nach meinem Eindruck einerseits noch erweitert werden, zum anderen ist gründlich abzuwägen - vorausgesetzt natürlich, daß sich Bearbeiter finden werden - ob das Material von vornherein summiert oder nach den Beständen der einzelnen Bibliotheken geordnet werden sollte, wobei anzumerken wäre, was bereits bekannt und sachgerecht detailliert beschrieben ist und was in der Bibliographie der Hungarica erstmals vorkommt. Es ist sehr schade, daß Bibliographien dieser Art mit dem XVIII. Jahrhundert gewöhnlich abschließen, obwohl es klar ist, daß die Perioden der Aufklärung und der Revolution von 1848 keinesfalls außer acht gelassen werden können.

Besonders aufmerksam machen möchte ich auf den Band III

der RMK (Bibliographie der älteren ungarischen Literatur), der in zwei dicken Teilbänden die im Ausland erschienenen Werke ungarländischer Verfasser umfaßt. Die Bibliographie enthält eine große Zahl von deutschen Universitätschriften (Dissertationen usw.) und zahlreiche Publikationen, in denen sich das damalige Universitätsleben spiegelt. Dazu gehören aus unterschiedlichsten Anlässen verfaßte Reden oder nur wenige Blätter umfassende Drucke und Hefte mit Gedichten zur Begrüßung oder zum Abschied von Studenten. Bei den derzeit laufenden Forschungen wird zunehmend offenkundig, daß die an den Universitäten okkasionell publizierten Schriften in Versen oder Prosa von Verfassern stammen, die nach ihrer Heimkehr als Lehrer, Pastoren und Ärzte ihren Schülern die gleichen, zu der Zeit modischen literarischen Formen beibrachten, deren erste Produkte sie selbst als Studenten hervorgebracht hatten; von besonderer Bedeutung sind Personen, die Examinatoren geworden sind, denn ihre theologischen und/oder naturwissenschaftlichen Ansichten wurden durch die Schüler in ganz Ungarn verbreitet. Für uns wäre es wünschenswert, außer dem Wirken namhafter Leute (wie Gergely Berzeviczy oder Jakob Glatz) auch das von Studenten mit bescheideneren Anlagen und Fähigkeiten zu erschließen, weil wir daraus außer dem Universitätsalltag die Mentalität der durchschnittlichen Rektoren und Pastoren im damaligen Ungarn kennenlernen könnten. Die Erkundung im Ausland erschienener Werke ungarländischer Verfasser in Bibliotheken der DDR wäre um so mehr wünschenswert, als diesbezügliche Forschungen in Ungarn derzeit recht zögerlich vorankommen.

Nach den verschiedenen Drucken komme ich jetzt kurz noch auf die handschriftlichen Hungarica zu sprechen. In günstiger Lage befindet sich der Wissenschaftler, wenn ihm ein moderner, exakter, mit Register versehener gedruckter Katalog vorliegt. Nicht wenige Handschriften mit ungarischem Bezug haben wir in den letzten Jahren auf diese Weise zur Aufarbeitung beschafft. Da von Handschriften die Rede ist, möchte ich an die 1921 aus Halle für die Dauer von 99 Jahren ausgeliehenen Handschriften in der Fachbibliothek Finnougristik erinnern, von denen nicht

wenige in Ungarn bereits aufgearbeitet werden. Darunter befindet sich die sehr frühe Handschrift einer evangelischen Kirchengeschichte Ungarns; zahlreiche Briefe aus dieser Handschriftensammlung haben wir zur Veröffentlichung in einem der nächsten Bände aus der Korrespondenz ungarländischer Gelehrter vorgesehen. Uns ist bekannt, daß sich in der Bibliothek und im Archiv der Universität Halle noch allerhand Material befindet, das aufzuarbeiten wäre, und wahrscheinlich ist auch aus Jena, Rostock und Leipzig mit Handschriften zu rechnen, mit denen es sich zu befassen lohnte. Wir sind dankbar für jegliche Hinweise, Mitteilungen und Veröffentlichungen, die den Zugang zu einzelnen Handschriften mit ungarischem Bezug ermöglichen. Erwähnen möchte ich hier noch, daß die Systematisierung des Nachlasses von Robert Gragger in der Fachbibliothek Finnougristik der Humboldt-Universität im Gange ist und hoffentlich noch in diesem Jahr abgeschlossen wird.

Sinnvoll und aktuell scheint mir zum gegenwärtigen Zeitpunkt eine Verständigung darüber, welche Materialien im Ergebnis bereits laufender, konzeptionell vielleicht gar nicht oder nicht nur auf *Hungarica* abzielender Forschungen zu erwarten sind; welche konzeptionelle, arbeitsorganisatorische und -technische Verfahrensweisen (möglicherweise sogar in der Zusammenarbeit mit anderen Ländern) sich herausgebildet und bewährt haben; auf welche Materialien in den Bibliotheken der DDR sich die *Hungarica*-Forschung in den nächsten Jahren konzentrieren sollte und mit welchem Ergebnis bei günstiger Entwicklung und bewußter Gestaltung der Bedingungen zu rechnen ist. Es wurde bereits gesagt, daß die Publizierung von Artikeln und Analysen ohne größere Schwierigkeiten möglich sein wird; ich deutete außerdem an, daß bestimmte Materialien - von der bilateralen Hungarologenkommission vermittelt und nachdrücklich empfohlen - in solchen Reihen Platz finden könnten, wie sie mit den Projekten zur Korrespondenz ungarländischer Gelehrter oder zu den Quellen literaturtheoretischen Denkens in Ungarn vorgesehen sind; der erste Band der erstgenannten Reihe befindet sich in Druck, die zweite Reihe

läuft mit Band 1 Ende 1988 an.

Da wir eine längerfristige Zusammenarbeit im Auge haben, möchten wir uns bereits in der Vorbereitungsphase auf möglichst viele Erfahrungen und Hinweise stützen und uns der Empfehlungen und Ratschläge unserer Kollegen und Freunde versichern.

Was sind Hungarica?

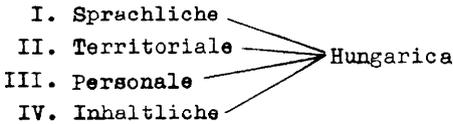
Informationsmaterial der Széchényi-Nationalbibliothek
Budapest

Nach einer Bestimmung des Hungarica-Begriffs in einer Verordnung des Ministerrats der UVR aus dem Jahr 1976 sind sämtliche Materialien (Drucke, Handschriften, Stiche usw.), die in Ungarn entstanden sind, desweiteren im Ausland entstandene Materialien, die einen ungarischen Bezug haben, Bibliotheksbestände mit ungarischem Bezug (Hungarica).

Mit dem Sammeln von Hungarica befaßt sich in gesetzlich festgelegtem Rahmen in Ungarn - ähnlich wie vergleichbare Einrichtungen in anderen Ländern - die 1802 gegründete Széchényi-Nationalbibliothek. Die Bestimmung des "ungarischen Bezugs" hat sich in den vergangenen zwei Jahrhunderten natürlich ständig gewandelt; eine für alle Zeiten gültige, abgeschlossene Definition ist heute nicht möglich und wird auch in der Zukunft nicht möglich sein. Um jedoch ein prinzipielles Vorgehen bei der Sammlung, Registrierung und wissenschaftlichen Aufarbeitung von Dokumenten mit ungarischem Bezug zu ermöglichen, können die bisherigen Positionen zusammengefaßt werden; wo und wann es sich als nötig erweist, besteht die Möglichkeit, die bisherigen Bestimmungen zu korrigieren, zu präzisieren, zu detaillieren und einer gegebenen Lage anzupassen. Im folgenden geht es hauptsächlich um den bibliothekarischen Begriff der Hungarica; das Sammeln von Hungarica ist freilich kein Selbstzweck. Es geschieht im Dienst der Forschung; die gesammelten und erfaßten Materialien sind der Forschung zugänglich zu machen.

In der internationalen Bibliothekspraxis werden vier grundlegende Kategorien des nationalen Bezugs unterschieden,

und sie sind auch für die Bestimmung des Begriffs "Hungaricum" zugrunde zu legen.



Die Bestimmung des ungarischen Bezugs ist jedoch nicht für alle Epochen von den Anfängen bis zur Gegenwart einheitlich faßbar; gesellschaftliche, politische und sonstige Veränderungen haben in manchen Bereichen immer wieder eine neue Lage geschaffen. Von den verschiedenen Periodisierungsmöglichkeiten bot sich als einfachste Lösung - die jedoch auch für die Berücksichtigung der jeweiligen tatsächlichen Verhältnisse noch Raum hat - die Unterscheidung von vier Zeitabschnitten an:

- von den Anfängen bis 1800
- 1801 - 1918
- 1919 - 1944
- 1945 bis zur Gegenwart

Von den drei Jahreszahlen, die jeweils eine Zäsur bedeuten, markiert die erste - mit annähernder Exaktheit auf die Jahrhundertwende festgelegt - das Erwachen des Nationalbewußtseins, die zweite die Fixierung der neuen Staatsgrenzen und die dritte (1945) die Entstehung des heutigen Ungarns.

Im weiteren seien folgende Erscheinungsformen von Dokumenten mit ungarischem Bezug (Hungarica) hervorgehoben:

- Handschriften, handschriftliche Eintragungen
- Drucke (Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, sog. Kleindrucke, Plakate usw.)
- Bilder, Stiche (sofern sie auch gesetzte Texte enthalten)
- Landkarten, Atlanten (Handschriften und Drucke)
- Notenhandschriften, Notendrucke
- theatergeschichtliche Dokumente

Dazu gehören natürlich auch Fragmente der genannten Katego-

rien, soweit sie vom Aspekt der Forschung relevant sind (z. B. Kodex-Fragmente usw.).

Das Sammeln von Hungarica dient dem Zweck der Information über Ungarn und seine Einwohner, vornehmlich zur Förderung hungarologischer Forschungen. Im folgenden wird versucht, die Hungarica der Kategorien I.- IV. zu spezifizieren, wobei nach Möglichkeit auch die historischen Veränderungen des Begriffs berücksichtigt werden sollen.

I. Sprachliche Hungarica

Sämtliche bibliothekarischen Dokumente, die voll und ganz in ungarischer Sprache verfaßt sind; von den partiell ungarischsprachigen gelten als sprachliche Hungarica solche, die

- in ihrem vollen Umfang durchweg auch ungarischsprachige Texte enthalten (z. B. zwei- oder mehrsprachige Wörterbücher, Glossarien)
- selbständige ungarischsprachige Textpartien von Bedeutung aufweisen.

Über die Selbständigkeit eines Textes ist je nach der Art und der Entstehungszeit des Dokuments mit zunehmender Strenge des Maßstabs zu entscheiden.

- a) Bis zur Mitte des 16. Jh. Einzelwörter, Wortreihen; bis 1700 vollständige Sätze; bis 1800 ungarischsprachige Textstellen im Umfang von mindestens einem Absatz (z. B. von mehrsprachigen Ausgaben des Vaterunser solche, die auch das ungarischsprachige Vaterunser enthalten oder eine ungarische Gedichtzeile aufweisen)
- b) nach 1800 wenigstens eine ungarischsprachige Publikation (Beitrag) enthalten.

II. Territoriale Hungarica

Jedes Dokument in einer Bibliothek, das mit Sicherheit oder zu Recht annehmbar voll und ganz oder mindestens teilweise auf dem Territorium Ungarns entstanden ist, dort gedruckt oder von einem Verlag mit Sitz in Ungarn herausgegeben wurde.

Das Territorium Ungarns ist identisch mit dem Territo-

rium des jeweiligen ungarischen Staates.

III. Personale (institutionale) Hungarica

Alle Dokumente in Bibliotheken, an deren geistiger Hervorbringung - zur Gänze oder mindestens in einem selbständigen Teil - eine oder mehrere in Ungarn gebürtige bzw. zur Zeit der Hervorbringung dort ansässige Personen tätig mitgewirkt haben.

Der Fakt, in Ungarn geboren zu sein, ist ein in der Folge der Perioden mit zunehmender Strenge anzuwendendes Kriterium. In der Epoche des Feudalismus galt die Herkunft als wichtiger Gesichtspunkt; den Ort der Herkunft (Land, Landesteil, Komitat, Stadt) gab - besonders in latinisierter Form - ein beträchtlicher Teil der Gebildeten als Attribut des Namens an. In späterer Zeit wird in der Herkunft aus Ungarn zunehmend der ungarische kulturelle Einfluß zum Kriterium für die Entscheidung über den ungarischen Bezug:

- bis 1850 kann als Ungar noch angesehen werden, wer in Ungarn geboren ist;
- ab 1851 (als Geburtsjahr) nur noch, wer einen wesentlichen Teil seiner Studien in Ungarn absolviert hat;
- ungeachtet der Studien und der Geburt jeder, der auch in ungarischer Sprache publiziert hat.

In dieser Kategorie gelten als Hungarica alle Dokumente in Bibliotheken, an deren geistiger Hervorbringung in Ungarn tätige oder in ungarischem Bezug zuständige Institutionen (Körperschaften) mitgewirkt haben. Charakteristische Formen dafür sind rechtliche Bestimmungen, Namensverzeichnisse und Adreßbücher, Meßordnungen usw. sowie darüber hinaus Dokumente, die von im Ausland tätigen auslandsungarischen Vereinigungen und Gesellschaften herausgegeben wurden.

Hierher gehören alle in Bibliotheken aufbewahrten Dokumente, die zum Teil oder ganz für in Ungarn ansässige juristische oder natürliche Personen angefertigt wurden; desweiteren Dokumente in Bibliotheken, an deren Zustandekommen eine oder mehrere in Ungarn ansässige Personen mitgewirkt haben oder die eventuell aus dem Besitz in Ungarn ansässiger Personen

oder Körperschaften stammen.

IV. Inhaltliche Hungarica

In diese Kategorie gehören alle in Bibliotheken aufbewahrte Dokumente,

- deren Gegenstand die ungarische Sprache ist und die in Gänze oder zumindest in einem selbständigen Teil von Bewohnern bzw. Institutionen Ungarns oder einer territorialen Einheit des Landes bzw. deren irgendwie gearteter Tätigkeit handeln;
- in denen zumindest ein selbständiger Teil der Darstellung bzw. Beschreibung von in Ungarn ansässigen Personen oder Institutionen gewidmet ist;
- die den ethnischen Bestand, die Geschichte, die kulturellen, politischen, ökonomischen, technischen, hygienischen usw. Verhältnisse auf dem Territorium des jeweiligen ungarischen Staates sowie ungarische Personen und Institutionen bzw. Personen und Institutionen mit ungarischem Bezug und deren Tätigkeit zum Gegenstand haben.

Abschließend sei betont, daß die obenstehenden Bestimmungen und Aufzählungen ausschließlich vom Aspekt der Anwendung in der Praxis vorgenommen wurden. Von der Forschung in einer bestimmten Wissenschaftsdisziplin können auch solche in Bibliotheken aufbewahrten Dokumente als Hungarica angesehen werden, die in dem hier vorgelegten Papier lediglich gestreift wurden oder überhaupt nicht vorkommen, denn schließlich richtet sich die Forschung im allgemeinen nicht nach sterilen Schemata von Bestimmungen. In sehr vielen Fällen sind der kritische Standpunkt des Bibliothekars, dem die Tätigkeit des Sammelns und Registrierens obliegt, oder die Gesichtspunkte der Forschung die entscheidenden Faktoren.

Anmerkung

Der vorstehende Text ist die Übersetzung eines Informations-

materials, das in der Budapester Széchenyi-Nationalbibliothek von einer Arbeitsgruppe unter der Leitung von Ilona Kovács erarbeitet wurde.

An dem ganztägigen EXPERTENGESPRÄCH, das am 5.4.1988 in Fortsetzung der vom Direktor der Sektion Slawistik der Humboldt-Universität zu Berlin, Prof.Dr.E.Bayer, eröffneten und mit Prof.Dr.A. Tarnais Vortrag eingeleiteten Veranstaltung stattfand, nahmen außer den hungarologischen Literaturwissenschaftlern der einladenden Institution namhafte Vertreter historisch-philologischer Disziplinen - Prof.Dr.K. Vetter und Dr.L.Hüfner (Sektion Geschichte der HUB), Dr.A.Tinschmidt (Institut für Allgemeine Geschichte der AdW der DDR), Prof.em.Dr.G.Steiner (Berlin), Dr.P.Goldammer (Weimar), Prof.Dr.W.Stellmacher (Sektion Germanistik der HUB) - sowie führende Bibliothekswissenschaftler - Oberbibliotheksrat Prof.Dr.F.Krause (Generaldirektorin der Deutschen Staatsbibliothek Berlin), Bibliotheksrat Dr.K.-H.Jügel (Direktor der Universitätsbibliothek Rostock), Dr.P.Paul (Stellv. Direktor der Universitätsbibliothek Berlin), Erika Tröger (Deutsche Bücherei Leipzig) - und als Vertreter des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen A.Schütz teil.

Die Weite des Ungarnbezugs von bzw. in Hand- und Druckschriften, wie sie der vorstehenden, von der Ungarischen Nationalbibliothek (OSzK) gegebenen Hungarica-Bestimmung zu entnehmen ist, konnte als bibliothekarisch-bibliographische Rahmenvorgabe lediglich zur Kenntnis genommen werden; die Systematisierungsansätze nach Kategorien und Perioden in den erkennbaren großen Zügen seien zumeist zwar einleuchtend, aber für die Erfassung mit modernen technischen Mitteln und Methoden (EDV) vorerst ebensowenig hilfreich wie unmittelbar für die Organisierung einer international und interdisziplinär arbeitsteiligen Erkundung, Bearbeitung und Edition. Eine Anregung zu grundsätzlichen Überlegungen, bei denen Theorie, Methoden und Ergebnisse vor allem der Slavica-Forschung zu berücksichtigen wären, gehe von dem Definitionsversuch immerhin aus, besagten die diesbezüglichen Äußerungen

der Teilnehmer. Theoretisch-methodische Schlußfolgerungen aus der bisherigen Hungarica-Forschung in der DDR, insbesondere Materialien aus dem 17. bis 19. Jh. betreffend (B. Szent-Iványi, K.-H. Jügelt, O. Feyl) und Erfahrungen im deutschsprachigen Areal überhaupt, wirken orientierend, selbst wenn sie noch nicht zusammengefaßt formuliert sind. Vom III. Internationalen Hungarologenkongreß 1991 mit seiner Peregrinationsthematik sind in der Summe ebenfalls theoretische Ergebnisse zu erwarten.

Naturgemäß uneinheitlich sind die Auffassungen und berichteten Erfahrungen vom Aspekt der philologischen Forschungen. Für deren überwiegend thematisches Herangehen und Verfahren sind Hungarica als Quellen zunächst allen anderen gleich; Hungarica können überdies selbst Gegenstand sprach- oder literaturwissenschaftlicher Untersuchungen sein. Aber weder von den Philologien noch von der Geschichtswissenschaft her lassen sich irgendwelche disziplinäre Kompetenzen für eine programmatische Erkundung von Hungarica in Bibliotheken und Archiven ausmachen; ein supradisziplinäres kulturhistorisches Interesse hingegen ist ebenso evident wie die Kompetenz der Bestanderschließung (Katalogisierung, Bibliographie) im Funktionsverständnis der Bibliotheken und Archive - grundsätzlich und generell freilich und mit einem noch so weit gefaßten Ungarnbezug nur, wenn ein solcher Bezug und ein solches Interesse von der historisch-philologischen bzw. kulturgeschichtlichen Forschung her oder durch eine sonstige individuelle Motiviertheit gegeben ist (in günstigen Fällen seitens engagierter Bibliothekare und Archivare, unter Umständen sogar regional- und heimatgeschichtlich interessierter sog. Laien). Kurzum: Ein Zentralkatalog der Hungarica in Bibliotheken der DDR sei zur Zeit nicht machbar, als Zielvorstellung auf absehbare Zeit unreal, konstatierte die Expertenrunde ziemlich einhellig. Mit dem Blick auf ungarnebezügliche Beiträge in Periodica (deren Zahl

im 18. Jh. bekanntlich in die Höhe schoß) mußte die Feststellung akzeptiert werden, daß die Erarbeitung einer Spezialbibliographie (eines umfassenden Repertoriums) nur der Hungarica unvertretbar aufwendig wäre.

Ausgehend vom gegenwärtigen und in interdisziplinärer Zusammenarbeit schrittweise zu erweiternden personellen und technischen Potential schälten sich in der Diskussion für den Zeitraum der neunziger Jahre folgende Zielsetzungen als fundiert und praktikabel heraus:

- Vorbereitung von Beiträgen für den III. Internationalen Hungarologenkongreß 1991 durch die Erschließung von Quellen und die Bearbeitung von Themen zur *Peregrination* ungarischer Studenten an deutschen Universitäten zwischen dem 16. und 19. Jh.;
- auf bisherigen Quellenforschungen aufbauende Erschließung der Hungarica in ausgewählten deutschen Literatur- Zeitungen um die Wende vom 18. zum 19. Jh., insbesondere durch studentische Forschungsleistungen (Seminar- und Diplomarbeiten);
- Konzentration der Arbeiten zur Erkundung der Ungarn betreffenden Beiträge in frühen, heute bereits schwer zugänglichen deutschen Periodica (zunächst bis zum Erscheinungsjahr 1711) mit dem Ziel, neben der Erfassung in vollständigen Verzeichnissen bestimmte Materialien - nach Möglichkeit in fotomechanischem Nachdruck - zu edieren.

Als Forum für die Weiterführung des interdisziplinären Erfahrungs- und Gedankenaustauschs bei der vom Fachgebiet Hungarologie an der Humboldt-Universität zu koordinierenden Umsetzung des Hungarica-Programms wurde die Konstituierung eines "Berliner Arbeitskreises für Hungarologie" angekündigt.

Die bewährte und auch für die Hungarica-Forschung unerläßliche Kooperation mit Institutionen und Experten in Ungarn werde von der Bilateralen Hungarologenkommission DDR-UVR der gemeinsamen Interessiertheit entsprechend weiterhin tatkräftig gefördert, versicherte deren ungarischer Vorsitzender, Prof.Dr.A.Tarnai.

P.K.

Inhalt

Internationales wissenschaftliches Kolloquium aus Anlaß des 100. Geburtstages des Begründers der hungarologischen Lehre und Forschung an der Berliner Universität, Robert Gragger, am 4. und 5. November 1987 im Fachgebiet Hungarologie/Finnougristik an der Humboldt-Universität zu Berlin

ROBERT GRAGGER

János Barta

Erinnerungen an Gragger 11

László Tarnóci

Versuch eines Porträts des Gelehrten und
Wissenschaftsorganisators Robert Gragger 15

András Vizkelety

Robert Gragger als Mediävist 39

GESCHICHTE, KULTUR- UND LITERATURGESCHICHTE

Alexander Tinschmidt

Die Donau und das Kräfteverhältnis
zwischen den Großmächten nach dem
ersten Weltkrieg 51

Karl-Heinz Jügelt

- Einige Bemerkungen zu den ungarischen
und Ungarn betreffenden Beständen des
16.-18. Jahrhunderts in der Universitäts-
bibliothek Rostock 61

Richard Pražák

- Der Aufklärer Ferenc Kazinczy und die
Slawen, Deutschen und Ungarn 73

István Fried

- Deutsch-ungarische Biliterarität
(Gesichtspunkte zur Untersuchung der
deutsch-ungarischen literarischen und
kulturellen Beziehungen im Vormärz) 79

Irene Rübberdt

- Möglichkeiten von Zu-Flucht: Kosztolányi
und Rilke 95

Paul Kárpáti

- Zum Generationsbegriff mit Blick auf die
neuere ungarische Literaturgeschichte 107

WISSENSCHAFTSGESCHICHTE

Richard Semrau

- Zur Geschichte der Finnougristik und
Fennistik an der HUB 119

Gert Sauer

- Zu den finnougristischen Beiträgen in
der Zeitschrift Ungarische Jahrbücher 127

László Kornya

Das Wirken ungarischer Lektoren an der
Berliner Universität 1917-1945 im Spiegel
der von Robert Gragger begründeten
"Ungarischen Jahrbücher" 131

Andrzej Sieroszewski

Über die Pflichten des Hungarologen als
Vermittler zwischen den Kulturen am
Beispiel Polens 141

Wolfgang Veenker

Wissenschaftsgeschichtliches zur
Finnougristik/Hungarologie in der
Bundesrepublik Deutschland 153

SPRACHWISSENSCHAFT

Klaus Rackebrandt

Zur Problematik einer Untersuchung der
ungarischen Lehnprägungen nach dem
Deutschen 169

Haik Wenzel

Die verschiedenen Funktionen des
ungarischen Verbalpräfixes meg- im
Zusammenhang mit den Merkmalen des
verbum simplex 179

FINNOUGRISTIK

Liselotte Hartung

Aus der Werkstatt der Berliner
Finnougristen 187

Petra Hauel

Einige Charakteristika ostjakischer
Personennamen der Gegenwart 193

János Pusztay

Folkloretradition in der neuen
ungarischen Literatur 199

Aus der Handschriften- und Nachlaßsammlung der Fachbibliothek
Finnougristik an der HUB

Robert Gragger

Die jüngste ungarische Dichtung
(Aus dem Gragger-Nachlaß) 221

Vortrag und Expertengespräch zur Erkundung und Erschließung
von Hungarica in Bibliotheken der DDR, veranstaltet im Fach-
gebiet Hungarologie/Finnougristik an der Humboldt-Universität
zu Berlin am 5. April 1988 im Rahmen der Tage der ungarischen
Kultur in der DDR 1988

Andor Tarnai

Überlegungen zur Erkundung und
Erschließung von Hungarica in
Bibliotheken der DDR 249

Was sind Hungarica?
Informationsmaterial der Széchényi-Nationalbibliothek
Budapest 261

Expertengespräch (Resümee) 267

Druck und buchbinderische Verarbeitung:
TASTOMAT, Eggersdorf · BmG 009/13/89 – 7893

